

Inhalt

Brigitte Meyer-Christ u. Heinrich Nuhn: Rettung durch aktives Handeln7

Chanan Hans Flörsheim: Über die Pyrenäen in die Freiheit

Einleitung 15

Prolog: Deutschland 1923 -1937

 Rotenburg an der Fulda 1923-1933 16

 Leipzig 1933-193726

Amsterdam 1937-1941 31

Gouda 1941-1943 47

Februar 1943 in Gouda: „Ich will nicht mit!“ 51

Der Sprung ins Ungewisse 1943 57

Die große Wanderung Oktober 1943 bis April 1944 68

Epilog: Spanien 1944 175

 An Bord der Guinée Oktober 1944 185

 Endlich in Erez Israel 188

 In den Kibbuz 190

 Ein letztes Wort 193

Erhard Roy Wiehn: Aus Todesgefahr in die Freiheit195

Anhang: Dokumente und Fotos 197

Bearbeiter und Herausgeber 213



Wichtige Stationen auf der Flucht Chanan Hans Flörsheims über die Pyrenäen 1943/44

Die Karte wurde erstellt von Pascal Dreher und Heinrich Nuhn

Brigitte Meyer-Christ und Heinrich Nuhn

Rettung durch aktives Handeln

An einem sonnigen Maitag im Jahr 2006 in einer Kleinstadt im lieblichen nordhessischen Fuldataal sitzen wir ihm beim Kaffee gegenüber, dem jetzt 83-jährigen Chanan Flörsheim, der - in Rotenburg geboren, nach abenteuerlicher Flucht von Holland durch Frankreich über die Pyrenäen dem Holocaust entgangen und seit 1944 in Israel lebend - mit seiner Frau Miriam in seinen Heimatort zurückgekehrt ist.

Der persönlichen Begegnung vorangegangen sind die Beschäftigung mit seinem Fluchttagbuch und erste schriftliche und telefonische Kontakte, die nach fast einem Jahrzehnt schließlich zu diesem Besuch geführt haben.

Mit Spannung haben wir diesem Tag entgegengesehen und der Begegnung mit einem Menschen, der uns als noch sehr junger Mann aus seinen Aufzeichnungen entgegengetreten ist und dessen so aufrichtiger wie schlichter Bericht über seine wahrhaft abenteuerliche und aufregende Rettungsgeschichte uns in Erstaunen versetzt und die Frage aufgeworfen hat, wie es 1944, zu einem Zeitpunkt, da es für die Juden Europas anscheinend kein Entrinnen mehr gab, doch einigen wenigen noch möglich war, der Verfolgung und Vernichtung zu entkommen.

Ein ganzes Bündel von Faktoren - so unsere Vermutung - hatte in diesem Falle zum glücklichen Ausgang beigetragen.

Da ist auf der einen Seite die realistische Einschätzung der Situation in Deutschland durch den Vater bereits zu einem frühen Zeitpunkt und seine klugen Vorsorgemaßnahmen für seine Kinder. Da sind die Hachscharah-Bewegung und jüdische Widerstandsgruppen in Holland, Belgien und Frankreich, da sind überall dort viele anständige, zuverlässige und mutige Menschen, die zur Rettung anderer viel riskiert und zum Teil mit ihrem Leben bezahlt haben.

Da ist auf der anderen Seite die Obrigkeitgläubigkeit der Deutschen und ihr Gehorsam angesichts mit Stempel und Unterschrift versehener Dokumente. Da ist paradoxerweise der Arbeitskräftemangel der Organisation Todt beim Bau des Westwalls, der zu einer gewissen Nachlässigkeit bei der Überprüfung der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte und zu einer bunten Mischung der Beschäftigten führte, so dass es möglich war, unter küh-

ner Ausnutzung dieser Gegebenheiten sich gewissermaßen in der Höhle des Löwen zu verstecken.

Natürlich war eine gehörige Portion Glück vonnöten: immer wieder spielte in dieser an höchst gefährlichen Situationen und unerwarteten Wendungen reichen Fluchtgeschichte der Zufall eine entscheidende Rolle.

Aber es musste auch etwas im Wesen dieses Chanan Flörsheim gegeben haben, das es ihm möglich machte, der Gefahr zu entkommen, den günstigen Zufall zu nutzen.

Er selbst spricht in seinen Aufzeichnungen immer wieder von seinem Gottvertrauen, das ihm in der Bedrängnis Halt gab. Er spricht auch von einem „Pessimismus“, der ihn das Scheitern eines Vorhabens vorweg denken und dann bei seinem Eintreten nicht den Mut verlieren ließ. Er spricht von Angst, die ihn vorsichtig gemacht habe. Anderes ist zwischen den Zeilen zu lesen: eine große Kontaktfreudigkeit und die Fähigkeit, Menschen richtig einzuschätzen und auf sie zuzugehen, eine ausgeprägte Fähigkeit, sich auf neue Situationen höchst pragmatisch einzustellen, schnelle Entschlusskraft und ein mit Risikobereitschaft gepaarter Instinkt, die ihn im richtigen Augenblick das Richtige tun ließen, insgesamt eine aktive Grundhaltung, die trotz Widrigkeiten und Gefahr mit jugendlicher Lebensfreude einhergehen konnte.

Nun dürfen wir diesen Menschen kennen lernen, und schon nach kurzer Unterhaltung finden wir das aus der Lektüre erwachsene Bild bestätigt: der uns gegenüber sitzt, ist trotz seiner 83 Jahre von großer Präsenz. Unsentimental, mit erstaunlich detailreichem Erinnerungsvermögen nimmt er Veränderungen in der Stadt zur Kenntnis, erzählt von seinem praktischen Tätigkeiten gewidmeten Leben in Israel, von den Anfangsjahren dort und von der fortdauernden Beziehung zu den Kameraden, die die Erinnerung an jene dramatischen Monate teilen und das Gedenken an diejenigen, die ihr Leben geopfert haben, wach halten.

875 jüdische Menschen sind es insgesamt gewesen, Männer, Frauen und Kinder, die wie Chanan Hans Flörsheim während der Zeit des Zweiten Weltkriegs als Flüchtlinge von der iberischen Halbinsel nach Palästina gelangten.* Nachdem am 1. Februar 1944 einige Hundert Flüchtlinge in Haifa von Bord des portugiesischen Schiffs „Nyassa“ gehen konnten, dauerte es bis zum Oktober 1944, ehe bürokratische Hindernisse von Seiten Großbritanniens überwunden waren und ein neuer Schiffstransport mit jüdischen Flüchtlingen in Cadiz ablegte. Diesmal war es die „Guinée“, die

ebenfalls unter portugiesischer Flagge fuhr. Mit an Bord Chanan Hans Flörshiem, am 2. April 1923 in Rotenburg an der Fulda geboren, von dort im Juni 1933 mit den Eltern nach Leipzig geflüchtet. Im Mai 1937 schickten sie den Jungen zu Verwandten nach Amsterdam, wo sie ihn in Sicherheit wähten.

Nach der Kapitulation Frankreichs im Juni 1940 hatten Zehntausende von Flüchtlingen aus Mitteleuropa versucht, über die iberische Halbinsel nach Übersee zu gelangen. Doch ein Transitvisum erteilten die spanischen Konsulate ab 1939 nach Francos Sieg im Bürgerkrieg nur noch, wenn ein portugiesisches Einreisevisum vorlag. Solches in Händen gelangten Lion Feuchtwanger, Heinrich Mann und Franz Werfel mit ihren Ehefrauen im August 1940 über die östlichen Ausläufer der Pyrenäen in den spanischen Grenzort Portbou. Walter Benjamin, der es Ende September 1940 auf der gleichen Route dorthin schaffte, entzog sich dem drohenden Rücktransport nach Frankreich durch Freitod, dessen Umstände bis auf den heutigen Tag ungeklärt sind.

Im November 1942 besetzten Hitlers Truppen auch den südlichen, vom Vichy-Regime regierten Teil Frankreichs. Das Programm der „Endlösung“, der Verschleppung der Juden nach Polen in die Konzentrations- und Vernichtungslager, hatte Frankreich allerdings schon im Sommer 1942 erreicht, als sich das Vichy-Regime verpflichtete, die sich dort aufhaltenden ausländischen Juden auszuliefern und im Zuge seiner zunehmenden Selbstgleichschaltung seine Polizeibehörden dabei einsetzte. Jede Person, die sich innerhalb einer 30 km breiten Grenzzone nicht als ortsansässig ausweisen konnte, wurde grundsätzlich zur näheren Überprüfung festgenommen. Seit dem 18. Februar 1943 galten dann sämtliche grenznahen Orte als Sperrzone – mit Kontrollposten an jeder Ortsausfahrt. Diese Maßnahmen konnten aber die Flüchtlingsbewegung nach Spanien aufgrund der lückenhaften Kontrolle über die unwegsame Berglandschaft nicht völlig verhindern. Auch während der von November 1942 bis August 1944 bis an die spanische Grenze ausgedehnten deutschen Herrschaft sollen 12.000 jüdische Flüchtlinge über heimliche Trampelpfade den Weg über die Pyrenäen gefunden haben, meistens geführt von einem kundigen Bergführer (*passeur*). Ihnen allen war es gelungen, zunächst die französische Gendarmerie mit Hundestreifen und danach die deutschen Militärpatrouillen zu umgehen. Damit aber waren sie noch längst nicht allen Gefahren entronnen, wie Wetterstürzen, Lawinen, schweren Verletzungen oder Erschöpfung.

Unter alliierterm Druck erklärt sich Spanien 1943 bereit, Flüchtlinge nicht mehr zurückzuschicken, sofern von alliierter Seite für ihre Weiterreise gesorgt wurde. Bis dahin hatte Franco-Spanien keine ausländischen Hilfsorganisationen, wie etwa die privaten amerikanischen Hilfskomitees, im Lande geduldet, noch nicht einmal das Internationale Rote Kreuz. Die deutsche Niederlage in Stalingrad hatte Franco mit Jahresbeginn 1943 zu einem ersten politischen Wendemanöver veranlasst, das auch den nach Spanien gelangten Flüchtlingen zugute kam, indem (private) Hilfsorganisationen für sie sorgen durften. Chanan Hans Flörsheim gehörte zu der Gruppe, um die sich das *American Jewish Joint Distribution Committee* (abgekürzt als „Joint“ oder JDC) kümmerte.

Waren die vor 1943 illegal ins Land Geflüchteten zunächst in Haft genommen und danach in Lager eingewiesen worden, so blieb Chanan Hans Flörsheim und seinen Weggenossen dieses Schicksal erspart. Zwar verstrich ein halbes Jahr, bis sie am 26. Oktober 1944 das Land verlassen konnten. Bis dahin aber waren sie statt hinter Gefängnismauern und Lagerzäunen in Hotels und ähnlichen Quartieren untergebracht und durften sich frei bewegen. Hier fanden sie Gelegenheit zum Sprachstudium und die Muße, ihre Erfahrungen und Erlebnisse der zurückliegenden Monate und Jahre zu Papier zu bringen, so auch Chanan Hans Flörsheim seinen hier vorliegenden Tagebuchbericht. Im Mai 1940, als die deutschen Truppen in Holland einmarschierten, war er gerade 17 Jahre alt.

Als am 14. Juli 1942 die Massendeportation der in Holland lebenden Juden begann, reagierten die Betroffenen auf ganz unterschiedliche Weise. Die meisten sahen keine Chance, sich der Erfassung und Verhaftung durch die deutschen Besatzer zu entziehen. Sie alle landeten zunächst in Sammel-Lagern, hauptsächlich in Westerbork (Nordholland) oder Vught (bei Gouda), ehe sie dann in die Konzentrations- und Vernichtungslager verschleppt wurden.

Es waren vor allem junge Leute, die sich als Hachscharah-Pioniere auf eine landwirtschaftliche oder handwerkliche Tätigkeit in Palästina vorbereiteten, die sich den Sammelbefehlen entzogen und den Razzien entkamen, indem sie untertauchten oder sich Papiere als „Arier“ beschafften. Ermöglicht wurde ihnen dies durch den selbstlosen Einsatz von Idealisten wie dem deutsch-jüdischen Berliner Joachim „Schuschu“ Simon, dem holländisch-jüdischen Ehepaar Menachem und Miriam Pinkhof und vor allem (ab Sommer 1942) dem pazifistischen (christlichen) Lehrerehepaar Joop und Willie Westerweel. Ihnen gelang es an verschiedenen Orten in Holland sichere

Verstecke und „Untertauch-Adressen“ vor allem für aus Deutschland geflohene und jetzt von der Deportation bedrohte Kinder und Jugendliche ausfindig zu machen. Parallel dazu wurden Kontakte mit jüdischen Widerstandsgruppen in Belgien und Frankreich geknüpft, um ein Fluchtnetz aufzubauen und Fluchtrouten aus dem Machtbereich der deutschen Besatzer vorzubereiten.

Ursprünglich war die Schweiz das angepeilte Fluchtziel, das jedoch aufgrund der rigiden Abschottung gegenüber jüdischen Flüchtlingen bald zugunsten von Spanien aufgegeben wurde.

Im April 1943 sah sich Chanan Hans Flörsheim vor die Alternative gestellt, sich einsperren zu lassen und in das Sammellager Westerbork gebracht zu werden, wie dies schon mit Tausenden in Holland lebender Juden geschehen war, oder unterzutauchen. Ihm war bewusst, was Letzteres bedeuten würde, welchen Gefahren er sich aussetzte mit einem falschen Namen und gefälschten Papieren geschnappt zu werden.

In Amsterdam bekam er eine Untertauch-Adresse, die aber Anfang September 1943 entdeckt wurde. Nur durch ein gewagtes Fluchtmanöver über den Balkon des Hauses und über die Balkone der Nachbarhäuser konnte er sich dem Zugriff der Polizei entziehen, musste aber seinen Personalausweis zurücklassen. In seinem neuen Ausweis ließ er sich als Sohn einer deutschen Mutter registrieren, um seinen deutschen Akzent im Niederländischen und sein akzentfreies Deutsch besser erklären zu können.

Anfang Oktober 1943 nahm er dann die Möglichkeit wahr, von Aktivisten der Westerweelgruppe zusammen mit ca. 20 jungen Leuten über Belgien nach Frankreich geschleust zu werden.

Dort war die (passive) Widerstandsgruppe in den Besitz von amtlichen Stempeln und Formularen für die Rekrutierung von Zwangsarbeitern für die Organisation Todt (O.T.) gelangt, deren Hauptaufgabe der Bau des sog. Westwalls an der Atlantikküste war, einer Wehranlage gegen den erwarteten Angriff der Alliierten. Mit den auf ihren Namen ausgestellten und gestempelten Einsatzbefehlen in der Hand, konnten die Pioniere sich von Firmen, die für die O.T. arbeiteten, anwerben lassen. Damit verbunden war die freie Bahnfahrt und die Lebensmittelversorgung aus den Depots der deutschen Wehrmacht.

Als die aus den Niederlanden geflohenen jungen Leute im Oktober 1943 in Paris ankamen, lagen für sie (gefälschte) Marschbefehle bereit, die es ihnen ermöglichten, per Bahn und Bus an den Rand der Pyrenäen zu ge-

langen, um unter Umgehung der Grenzkontrollen und mit Unterstützung geländekundiger, angeheuerter Führer zu Fuß über die Pyrenäen nach Spanien zu marschieren. Die am 15. November 1943 gestartete Unternehmung scheiterte aber ebenso wie das waghalsige Abenteuer als blinder Passagier unter (!) einem Güterwagen und eine neue Überquerung der Pyrenäen Anfang Februar 1944. Die Flucht gelang dann im 4. Anlauf. Am 16. April 1944 kam Chanan Hans Flörsheim über die spanische Grenze und ein halbes Jahr später von Cadiz per Schiff nach Palästina.

Der Name „Westerweelgruppe“ wurde erst nach Kriegsende zu Ehren Joop Westerweels angenommen, bis dahin hatte die Gruppe keine feste Bezeichnung. Dies entsprach auch deren konspirativem Charakter, insofern es sich nicht um eine feste Organisation mit formalen Regeln und Statuten handelte, sondern um ein auf spontanen Aktionen beruhendes und ständig bedrohtes Netzwerk, für das eine zentrale Führung und formale Regeln sowie Statuten ein zusätzliches Gefahrenpotential bedeutet hätten. Zu dieser (passiven) Widerstandsgruppe gehört auch der Verfasser des hier vorgelegten Buches, Chanan Hans Flörsheim, der jetzt (2007) 84-jährig im Kibbutz Yakum/ Israel lebt.

Joop Westerweel wurde am 11. März 1944 beim Versuch, untergetauchte junge Leute über die „Grüne Grenze“ nach Belgien zu bringen, verhaftet und am 11. August 1944 in dem KZ und Sammellager Vught erschossen.

Joachim „Schuschu“ Simon, die zweite zentrale Figur, war bereits am 26. Januar 1943 durch Suizid aus dem Leben geschieden. Er war bei einem illegalen Grenzübertritt gefasst und in Breda inhaftiert worden. Er nahm sich das Leben, um nicht unter Folter Namen und Adressen preiszugeben.

Insgesamt dürften etwa 600 jüdische Kinder und Jugendliche nach Spanien in Sicherheit gebracht worden sein. Etwa 80 von ihnen waren vorher von Holland mithilfe der Westerweelgruppe nach Frankreich geschleust worden.

Zu Ehren Joop Westerweels und seiner ermordeten Mitstreiter wurde am 22. September 1954 in der Nähe des Kibbutz Gal-Ed (bei Haifa) der Westerweel-Gedächtnishain angelegt. Dort treffen sich die Überlebenden der Westerweelgruppe jährlich als „Verband Ehemaliger Palästinationiere in Holland“. Chanan Hans Flörsheim fungierte ein Jahrzehnt lang als dessen (ehrenamtlicher) Sekretär.

Chanan Hans Flörsheims Tagebuch, das über sechzig Jahre nach der gelungenen Flucht dem deutschen Leser zugänglich gemacht wird, legt Zeugnis

ab von dem Mut eines Einzelnen, aber auch von gegenseitiger Unterstützung und von der Hilfe Außenstehender.

In seinem Tagebuch begegnet dem Leser ein aktiv Handelnder, er lernt ihn nicht als ein bloßes Opfer nationalsozialistischer Verfolgungs- und Vernichtungspolitik kennen.

Wir haben den Text nur behutsam redigiert und die erklärenden Anmerkungen des Autors um einige zusätzliche Notizen ergänzt und erweitert. Die im Anhang zusammengetragenen Dokumente sollen einen Eindruck davon vermitteln, in welcher Weise Chanan Hans Flörsheims Familie und deren Vorfahren in das Leben ihrer Rotenburger und darüber hinaus nordhessischen Heimat eingebunden waren, ehe es hier gewaltsam beendet wurde.

Prof. Erhard Roy Wichn, Konstanz, danken wir für sein sorgfältiges Lektorat und seine überaus kompetente Beratung. Durch die Übernahme in die von ihm im Hartung-Gorre Verlag Konstanz betreute und herausgegebene Schriftenreihe zur Thematik Judentum und Holocaust wird Chanan Hans Flörsheims Buch einem breiten Leserkreis bekannt.

Rotenburg an der Fulda, im September 2007

* Die Zahl von 875 jüdischen Flüchtlingen, die im Zweiten Weltkrieg von der iberischen Halbinsel nach Palästina gelangten, hat Patrik von zur Mühlen ermittelt: Fluchtweg Spanien-Portugal. Die deutsche Emigration und der Exodus aus Europa 1933-1945, Bonn 1992.

Neben dieser für die Thematik der Emigration 1933-1945 wichtigsten Quelle stützt sich unser Vorwort auf die im Folgenden aufgelistete Literatur:

Benutzte Literatur

- Arnon, Chana: Jewish Resistance in Holland: Group Westerweel and Hachshara (www.findarticles.com)
- Avni, Haim: The Zionist Underground in Holland and France and the Escape to Spain, in: Yisrael Gutman/ Efraim Zuroff (Hg.): Rescue Attempts during the Holocaust, Jerusalem 1977.
- Benz, Wolfgang (Hg.): Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrung deutscher Juden in der Emigration, München 1991.
- Fittko, Lisa: Mein Weg über die Pyrenäen. Erinnerungen 1940/41, München 1985.
- Fogelman, Eva: Conscience & Courage. Rescuers of Jews during the Holocaust, New York etc. 1995.
- Goldenschweger, Walter B. /Vilmar, Fritz: Die rettende Kraft der Utopie. Deutsche Juden gründen den Kibbuz Hasorea, Frankfurt/M 1990.
- Hardeman, J.C.: De Westerweelgroep, Assen 2000.
- de Jong, Sytske: De Westerweelgroep, Diss. Groningen 2001.
- Kowalzik, Barbara: Das jüdische Leipziger Schulwerk in Leipzig 1912-1933, Köln-Weimar-Wien 2002.
- van Liempt, Ad: Kopfgeld. Bezahlte Denunziation von Juden in den besetzten Niederlanden, München 2005.
- Magen, Nathan: Zwischen Abend und Morgenrot. Eine Geschichte aus dem niederländischen Widerstand. Bearbeitet von Angela Genger und Andrea Kramp, Düsseldorf 2005.
- Moore, Bob: Victims and Survivors. The Nazi Persecution of the Jews in the Netherlands 1940 – 1945, London etc. 1997
- Presser, Jacob: Ondergang. De vervolging en verdelging van het Nederlandse jodendom 1940-1945, 'S-Gravenhage 1965.
- Siegel, Paul: In ungleichem Kampf. Christlich-jüdische Rettungsaktion der Westerweel-Gruppe. Von Köln nach Holland durch Westerbork über Frankreich und Spanien nach Israel 1924 - 1947, Konstanz 2001.
- Stiftung Jüdisches Museum Berlin (Hg.): Heimat und Exil. Emigration der deutschen Juden nach 1933, Frankfurt/M 2006.
- Weinzierl, Erika/ Kulka, Otto D. (Hg.): Vertreibung und Neubeginn. Israelische Bürger österreichischer Herkunft, Wien-Köln-Weimar 1992.

Chanan Hans Flörsheim¹: Einleitung

Diese Tagebuchaufzeichnungen habe ich kurz nach meiner Ankunft in Spanien, im Mai 1944 geschrieben. Daher auch die genaue Wiedergabe von Gesprächen und Daten. Im Laufe der fünfziger Jahre hat ein ständiger Besucher in unserem Kibbuz, Albert Wetzler, ein Schweizer aus Wallisellen, das handgeschriebene Tagebuch auf der Schreibmaschine kopiert.

Im Jahre 1978 habe ich es auf Hebräisch übersetzt und im Jahre 2000 in Buchform drucken lassen, im Ganzen 200 Exemplare, bestimmt für Familienangehörige und Freunde. 2004 habe ich die deutsche Fassung in den Computer eingetragen. Das ursprüngliche Tagebuch begann in Holland 1943 und endete mit der Ankunft in dem spanischen Dorf Leiza, in der Provinz Navarra.

Da man mich aber darauf aufmerksam machte, dass eine Beschreibung meiner Vergangenheit bis 1943, wenn auch nur kurz, erwünscht sei, ebenso wie die Fortsetzung meines Weges nach der Ankunft in Spanien, habe ich diese zwei Kapitel hinzugefügt, unter der Bezeichnung: Prolog und Epilog.

Kibbuz Yakum



Chanan Hans Flörsheim 1929 bei seiner Einschulung in Rotenburg an der Fulda

¹ Der als Hans Walter Flörsheim am 2. April 1923 im Haus Lindenstraße 9 (jetzige Adresse) in Rotenburg an der Fulda Geborene (Eltern: Julius Flörsheim und Paula geb. Katzenstein) nahm in Palästina den landessprachlichen Vornamen Chanan an. (B.MC./ H.N.)

Deutschland 1923-1937

Rotenburg 1923-1933

Ich wurde im Jahre 1923 als Hans Walter Flörsheim geboren, in einer hessischen Kleinstadt von circa 4000 Einwohnern namens Rotenburg an der Fulda, 50 Kilometer südlich von Kassel. Meine Eltern, Paula und Julius Flörsheim,² stammten aus tief verwurzelt in Deutschland und laut Dokumenten mindestens schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts dort ansässig.³ Kaum zwei Jahre später kam meine Schwester Edith zur Welt.



Mein Vater hatte noch zwei Brüder, Joseph und Willy. Mein Vater und Willy dienten beide im Ersten Weltkrieg an der Front. Willy fiel im Jahre 1916 in Flandern. Als Kind war ich nicht wenig stolz darauf, den Namen

² Die obigen Fotos der Eltern hängen im Format 10x15 cm in der Porträtgalerie ehemaliger jüdischer Bürgerinnen und Bürger der Stadt Rotenburg in der dortigen Gedenk- und Begegnungsstätte. (B.MC./H.N.)

³ Weitere Dokumente zur Familiengeschichte im Anhang. S. 197ff. (B.MC./H.N.)



Aus Hessen und Umgegend.

Rotenburg, den 28. April 1916

• Unsere Helden.

Auf dem Felde der Ehre sind gefallen:

Willi Flörsheim, Rotenburg.

Feldw.-Leutn. Adam Niemann, Gertrode.



Oben links: Ausschnitt aus der Gedenktafel für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten, die in der Jakobikirche hing.

Oben rechts: Nachricht im Rotenburger Kreisblatt.

Darunter: Todesanzeigen im Rotenburger Kreisblatt 1916. (B.M.C./H.N.)



meines Onkels zusammen mit anderen Gefallenen aus der jüdischen Gemeinde auf einer Gedenktafel in der Synagoge zu sehen.⁴

Joseph⁵ verweilte nach dem Krieg einige Jahre in Südafrika, was ihm Jahre später sehr zunutze kam. Nach seiner Rückkehr führte er wieder zusammen mit Julius, meinem Vater, die Firma Gebrüder Flörsheim – gegründet schon im Jahre 1906 – vornehmlich ein Textil- und Manufakturenversandgeschäft, das aber zusätzlich auch einen Laden in unserem Haus hatte. In diesem Laden war täglich meistens ein Angestellter tätig und meine Mutter, soweit sie Zeit hatte, half immer dort mit.

Mein Vater war den größten Teil der Woche unterwegs auf Reisen, hauptsächlich in Thüringen, um dort die Kunden zu besuchen und Bestellungen entgegenzunehmen.

Als Kinder freuten wir uns immer, wenn er am Wochenende nach Hause kam, und wir fragten ihn dann neugierig aus, für welche Summe er diese Woche verkauft habe.

Im Laufe der Woche wurden dann die Aufträge vorbereitet und verpackt, und ich freute mich immer, den vollbepackten Handwagen zum Bahnhof mit schieben zu helfen.

⁴ Willi Flörsheim hatte 1910 die Hamburgerin Hedwig Rosenthal geheiratet. Dem am 3. Mai 1911 geborenen Sohn Bruno gelang 1936 von Leipzig aus die Ausreise in die USA, von wo er nach Johannesburg/ Südafrika ging. Er verstarb dort 1985. (B.MC./ H.N.)

⁵ Joseph Fl. engagierte sich im politischen Leben der Stadt Rotenburg, sodass er sich nach der NS-Machtübernahme in besonderer Weise bedroht sehen musste. Nach der Rückkehr als Weltkriegssoldat am 30.11.1918 schloss er sich der SPD an, in deren Kreisvorstand er als Schriftführer berufen wurde. Im Mai 1924 wurde er SPD-Stadtverordneter. (B.MC./ H.N.)

Gebrüder Flörsheim :: Rotenburg

Manufaktur- und Modewaren

Um unsere werten Kunden auch in diesem Jahre Gelegenheit zu besonders vorteilhaften Weihnachts-Einkäufen zu bieten, empfehlen wir als konkurrenzloses Billig:

1 Posten doppeltbreite Hauskleiderstoffe

sonstiger Preis 85 Pfg., **Weihnachtspreis 60 Pfg.**

1 Posten reinwollene Cheviots, — extra —

sonstiger Preis 1.25 Mk., **Weihnachtspreis 88 Pfg.**

1 Posten reinwollene 110 cm breite Satintuche

sonstiger Preis 2.80 Mk., **Weihnachtspreis 2.00 Mk.**

1 Posten weisse Damenhemden mit eleganten

Knöpfen/26. Fronten
sonstiger Preis 1.75 Mk., **Weihnachtspreis 1.25 Mk.**

1 Posten weisse Damenhemden mit

Madras-Handelsknäuel
sonstiger Preis 2.25 Mk., **Weihnachtspreis 1.50 Mk.**

1906



1931

Großer Jubiläums-Verkauf

vom 1. bis 15. Oktober.

Trotz billigster Preise geben wir noch einen

Jubiläums-Rabatt von 20% auf alle Waren.

Neuheiten in

Damen- und Herren-Wintermänteln.

Großes Lager in

Kleider- und Anzugstoffen — Bett- und Leibwäsche — Tricotagen — Wollwaren — Teppiche — Gardinen.

Gebr. Flörsheim, Rotenburg a. F.



Großvater Jakob Katzenstein, Mitte, Vater Julius Flörsheim, links, Onkel Friedrich Bartmer, rechts. Davor: Hans Flörsheim mit Schwester Edith. (Sommer 1928)

Wie bereits erwähnt, half meine Mutter oft im Laden, und uns Kinder betreute ein Kindermädchen, eine junge Nachbarin, mit Namen Elisabeth.

Meine Mutter stammte aus der Familie Katzenstein. Ihr Vater hatte eine Holzwollefabrik, die aber eines Tages einem Brand zum Opfer fiel. Großvater Jakob⁶ war der einzige der Großeltern, der zu unserer Zeit noch am Leben war. Er starb im Jahre 1936 in Rotenburg im Alter von 76 Jahren.

Meine Mutter hatte eine Schwester Louise, Lisl genannt, und einen Bruder Carl. Lisl war verheiratet mit Friedrich Bartmer, Onkel Fidi genannt, ein nicht-jüdischer Vertreter einer Weinhandlung in Emden, Ostfriesland. Dort lebten sie, kinderlos und für uns Kinder immer ein begehrtes Ziel für Besuche in den Ferien. Carl war Junggeselle, manchmal behilflich im Geschäft, aber meistens irgendwo unterwegs.

⁶ Jakob Katzenstein betrieb in Rotenburg zusammen mit seinem Vetter Salomon Katzenstein eine Holzwollefabrik. Die Katzensteins sind Cohens, das heißt sie gelten als Nachfahren der Priester im Jerusalemer Tempel. Jakob K. war von 1908 bis 1917 Gemeindeältester der Rotenburger israelitischen Gemeinde und danach bis in die 1930er Jahre Kreisvorsteher. (B.MC./H.N.)



Chanan Hans Flörsheim mit seiner Schwester Edith zu Besuch bei Tante Louise/Lisl und Onkel Friedrich Bartmer in Emden. (Foto ca. 1936)

In Rotenburg gab es eine jüdische Gemeinde von circa 30 Familien. Zur Synagoge gingen wir wohl manches Mal, aber hauptsächlich an den Feiertagen. Die meisten Familien gehörten dem Mittelstand an und die Beziehungen mit der christlichen Bevölkerung waren, wie man sagt, korrekt.

Ich bekam, wie alle meine Altersgenossen, eine deutsch-bürgerliche Erziehung, die sich dadurch auszeichnete, dass man uns anhielt, fleißig, freundlich, hilfsbereit und geduldig zu sein. Uns Kindern fehlte es an nichts, wir verbrachten die Sommerferien zusammen mit den Eltern und bildeten

eine kleine und harmonische Familie. Aber alles deutete bereits auf den bevorstehenden Sturm hin.



Chanan Hans Flörsheim in seinem deutschen Heimatort Rotenburg an der Fulda als Mitwirkender bei einem Purimspiel 1928.



Die Familie auf Urlaub auf der Insel Wangerooge 1932. In den Sand geformt: ROTENBURG und das Stadtwappen.

Foto unten: Chanan Hans Flörshiem (rechts) zusammen mit Eltern und Schwester Edith als Sommerurlauber. (Foto ca. 1937)



Im Jahre 1932 fanden die Reichstagswahlen statt, und der Wahlkampf war auch deutlich in Rotenburg zu spüren. Es kam zu Zusammenstößen zwischen Kommunisten und Nazis, wie überall in Deutschland. Mein Vater, ein deutscher Patriot und, wie die meisten Juden, der Sozialdemokratischen Partei angehörend, hängte in jenen Tagen stolz die schwarz-rot-goldene Fahne heraus.

Antisemitismus gab es in Rotenburg wie überall in Hessen, aber wir Kinder bekamen ihn nur selten zu spüren, und dann auch nur, wenn wir Streit hatten beim Spielen mit den christlichen Kindern. Wenn sie uns dann als „Judenstinker“ beschimpften, zahlten wir es ihnen in gleicher Münze heim, indem wir sie „Christenstinker“ nannten.

Bei den Erwachsenen lag die Sache sicher etwas anders, und wir entnahmen aus den mitgehörten Gesprächen mehr als einmal den Ausdruck „Rischeskopf“ (ein böser Kopf, ein Antisemit).

Im Januar 1933 kam dann der politische Umsturz mit Hitler, und zusehends änderte sich vor allem die Situation der Juden. Oft hörten sich die Eltern die Hetzreden Hitlers und seiner Kumpanen an, und wenn wir Kinder dann Lärm machten, wurden wir nervös zurecht gewiesen. Aber bei Tisch- oder Bridgespielgesprächen betrachtete man die Vorgänge als eine vorübergehende Periode, und es wurden sogar Wetten über deren Zeitdauer abgeschlossen.

Dann kam der 1. April 1933 mit dem Boykott aller jüdischen Geschäfte, und auch bei uns stand ein SA-Mann vor dem Haus. Noch im gleichen Monat versammelten wir uns mit den Eltern und auch anderen jüdischen Familien vor der Seminarschule, um uns für das beginnende Schuljahr in die höhere Schule einschreiben zu lassen.

Aber daraus wurde nichts, denn eines Tages überraschte uns unsere Mutter mit der Nachricht, dass wir noch am gleichen Abend eine Reise antreten würden. Wohin? Warum? Darauf bekamen wir nur unklare Antworten. Es wurden in Eile einige Sachen gepackt, und zwischendurch kamen Telephonanrufe. Erst später wurde uns klar, was geschehen war:

Die Situation der Juden in Rotenburg hatte sich seit der Machtübernahme zugespitzt. Mein Vater, der wie gewöhnlich auf Reisen war, hatte von seinem Freund Hermann Linz die Nachricht erhalten, dass man vorhabe, Juden in der Stadt zu verhaften.

Meine Eltern hielten es für geraten, Rotenburg schnellstens zu verlassen. Und so fuhren wir drei am gleichen Abend mit dem Zug nach Bebra, wo wir

auf dem Bahnhof unsern Vater trafen. Zusammen sind wir dann nach Leipzig gefahren.⁷



*Chanan Hans Flörsheim
mit seiner Schwester Edith
ca. 1927/28.*



*Chanan Hans Flörsheim
mit seiner Schwester Edith
1931/32*

⁷ Laut Zu- und Abgangsbuch der Stadt Rotenburg verließ Julius Flörsheim seine Heimatstadt am 20. Mai 1933, die Abmeldung der übrigen Familienmitglieder erfolgte am 12. Juni 1933. Als neue Adresse ist Leipzig, Weinligstraße 11, vermerkt. (B.MC./H.N.)

Leipzig 1933-1937

Am nächsten Morgen erwachten wir in einer Pension im Zentrum der Großstadt. Ganz begeistert betrachteten wir vom Fenster aus das Leben und Treiben unter uns auf der belebten Straße, was etwas ganz Neues für uns war. Wir blieben dort einige Tage, bis die Eltern eine geräumige Wohnung in Gohlis, im nördlichen Teil Leipzigs, mieteten. Mitten im Zentrum der Stadt, im damaligen Österreichischen Messehaus, erstand wieder unser Versandhaus, dieses Mal auf der dritten Etage und ohne einen Verkaufsladen.

Wir wurden in der jüdischen Carlebachschule eingeschrieben, ich in der Realschule und Ditha, meine Schwester, in der Volksschule. Ich musste eine Aufnahmeprüfung ablegen und lebte mich schnell in meiner neuen Sextaklasse ein. Den Weg zur Schule machte ich jeden Tag meistens mit der Straßenbahn, aber da ich bis zur Schule auch einige Minuten gehen musste, zog ich es öfters vor, zu Fuß nach Hause zu gehen, zumal der Weg durch das „Rosenthal“, einen herrlichen Park, führte, der sich bis in die Nähe unserer Wohnung ausdehnte.



In der Weinligstraße 11 (rechtes Gebäude, untere Etage) in Leipzig konnten die Flörsheims im Juni 1933 eine Wohnung beziehen.

Es war in Deutschland gang und gäbe, dass Schüler der Realschulen und Gymnasien eine bestimmte Schülermütze trugen, an der man erkennen konnte, in welcher Klasse sie lernten. Die Carlebachschule hatte eine allgemeine braune Mütze - gleichviel welcher Klasse man angehörte - die ich aber nicht aufsetzen wollte. Der Grund war, dass man daran sofort einen jü-



*Hauptportal der (jüdischen) Carlebachschule in Leipzig im Jahr 1934
(Gustav-Adolf-Straße 7)*

dischen Schüler erkennen konnte, und ich weiß nicht, ob es mein eigener oder vor allem der Wille meiner Eltern war, aber ganz auf eine Schülermütze verzichten wollte ich auch nicht! So ging ich dann mit meiner Mutter los und wir fanden in einem der Geschäfte eine grüne Mütze, die auf keine bestimmte Schule hindeutete. Wahrscheinlich musste ich viele Bemerkungen betreffs dieser Mütze einstecken, denn nach einiger Zeit ließ ich sie zu Hause und ging ohne Kopfbedeckung zur Schule.

In der Messestadt Leipzig mit ihren 750.000 Einwohnern merkte man nicht viel vom Antisemitismus. Zwei Mal im Jahr fand dort die Internationale Messe statt, und während dieser Zeit verschwand dann immer „Der Stürmer“, dieses aufpeitschende Hetzblatt gegen die Juden, aus den Zeitungskisten. Leipzig war unter anderem auch bekannt wegen seiner weltberühmten Pelzindustrie, die vorwiegend in jüdischen Händen war. In der Innenstadt gab es ein Viertel, das vornehmlich aus Pelzgeschäften oder pelzverarbeitenden Betrieben bestand. Dort nahm ich mit Erstaunen von einer Art Juden Kenntnis, die mir bisher völlig unbekannt war: Juden mit Bärten, die lange Mäntel trugen und zu einer dem Deutschen ähnlichen

Sprache heftig mit den Händen gestikulierten. Das waren dann, wie sich später herausstellte, aus Polen und Russland zugewanderte Juden, die Jiddisch sprachen.

Auch in unserer Klasse gab es viele Kinder, deren Eltern Ostjuden waren, wie man sie nannte. Öfters kam es vor, dass der Klassenlehrer eine Liste der Schüler für die Obrigkeit anfertigen musste, und eine der Fragen war dann immer wieder die nach der Staatsangehörigkeit der Eltern. Ich war dann, ebenso wie viele andere Klassenkameraden, nicht wenig stolz darauf, wenn ich jene Frage mit „deutsch“ beantworten konnte, im Gegensatz zu den anderen, die dann meistens „staatenlos“ oder „polnisch“ antworteten.

Ein Klassenkamerad, mit dem ich öfters den Nachhauseweg zusammen machte, „keilte“ mich - wie man es damals nannte -, das heißt, er überredete mich, einem Jugendbund beizutreten, und so wurde ich Mitglied im Bund deutsch-jüdischer Jugend⁸. Das war für mich eine sehr schöne Zeit, viele andere Jungens und Mädels bei Heimabenden zu treffen, Aufführungen zu veranstalten und gelegentlich „auf Fahrt zu gehen“, das heißt größere Ausflüge zu machen. Dann war es meistens meine Aufgabe, später einen Fahrtbericht zu schreiben, und mit dem Vorlesen dieser Epistel erntete ich immer große Lacherfolge.

Im Jahre 1934 verbrachten wir zwei Wochen zusammen mit anderen Ortsgruppen aus Deutschland in einem Ferienlager an der Ostsee. Kurz, dieses Zusammensein gefiel mir dermaßen gut und sollte noch Jahre später meinen künftigen Lebensweg stark beeinflussen.

Bis zu diesem Zeitpunkt war noch wenig von dem sich nähernden Sturm zu spüren. Unser Geschäft ging gut, Vater lernte Auto fahren, was ihm und den anderen Vertretern das mühsame Herumlaufen mit den Musterkoffern erleichterte. Und so hatten wir an Sonntagen ein Auto zur Verfügung, mit dem wir Ausflüge in die nähere Umgebung der Stadt machten.

Im Sommer 1935 fuhren wir mit dem Auto in die Sommerferien, dieses Mal in die Sächsische Schweiz, und bei dieser Gelegenheit machten wir auch einen Tagesausflug in die benachbarte Stadt Bodenbach in der Tschechoslowakei. Das war für mich das erste Mal, dass ich im „Ausland“ war. Heute bin ich nicht ganz sicher, was das wirkliche Ziel dieser Reise war, denn in Bodenbach trafen wir den Onkel Carl und ich vermute, dass mein Va-

⁸ Der Bund deutsch-jüdischer Jugend wurde im Dezember 1933 als Zusammenschluss aus Deutsch-jüdischer Jugendgemeinschaft (DJJG), Liberaler Ili, Jüdischen Jugend- und Kinderscharen und C.V.- Gruppen als Reaktion auf die Situation der jüdischen Jugendbewegung nach 1933 gegründet. (Ch.Fl.)



Chanan Hans Flörsheim (vorn links) in Leipzig 1935 zusammen mit seiner Schwester Edith (vorn rechts), rechts Julius Flörsheim, daneben Tante Lisl Bartmer geb. Katzenstein, in der Mitte Onkel Carl Katzenstein. Hinten links, halb verdeckt: Paula Flörsheim geb. Katzenstein.

ter damals Geld herausgeschmuggelt und es dann Carl ausgehändigt hat.

In der Schule fühlte ich mich wohl und brachte gute Zeugnisse nach Hause. Wir hatten außer den jüdischen Lehrern auch christliche, und nur einer von ihnen äußerte antisemitische Bemerkungen. Mit ihm kam es auch später zu heftigen Auseinandersetzungen, vor allem mit Schülern osteuropäischer Eltern.

Ich hatte in Leipzig einen guten Freund, der ganz in unserer Nähe wohnte, Ali Schub war sein Name. Er war ein klein wenig älter als ich, und er verbrachte seine Sommerferien meistens in einem Internat und kehrte dann immer mit begeisterten Erzählungen von dort zurück. Eben deshalb hatte ich auch Lust, einmal die Ferien an solch einem Ort zu verbringen. Aber die Eltern wollten von diesen Plänen nichts wissen und bestanden darauf, sehr zu recht, wie sich später erwies, die Sommerferien im Familienkreis zu ver-



*Chanan Hans Flörsheim
und Schwester Edith im
September 1938 vor dem
Familienauto Adler Trumpf
Junior.*

bringen. Sie erklärten mir, dass die Eltern von Ali nicht so gut miteinander auskämen und deshalb niemals zusammen Ferien machten.

Wir schrieben das Jahr 1936. In Berlin, 170 Kilometer von Leipzig entfernt, wurden große Vorbereitungen zur Olympiade getroffen. Ich verbrachte die Sommerferien in Hamburg bei Verwandten, meine Schwester in Emden.

Die berüchtigten Nürnberger Gesetze waren schon ein Jahr in Kraft. Wir mussten deshalb unsere junge Hausgehilfin entlassen und durften nur eine ältere annehmen, die über 45 Jahre alt war.

Gegen Ende dieses Jahres hörte ich hin und wieder Gespräche meiner Eltern, in denen meine Zukunft erörtert wurde. Es kamen vor allem Pläne zur Sprache, mich ins Ausland zu schicken. Zuerst war die Rede von Verwandten meiner Mutter in England, aber daraus wurde nichts. Dann kam Holland an die Reihe und eine Quäkerschule in Ommen. Zum Schluss war es Amsterdam, wo eine Kusine der Mutter mit ihrem Mann wohnte, die beide bereit waren, mich aufzunehmen.

Und so kam es, dass ich zu Ostern 1937 nach vier Jahren die Carlebachschule verließ und im Mai im Schnellzug Leipzig-Amsterdam, begleitet von meinem Onkel Carl, einem neuen Kapitel in meinem Leben entgegen fuhr.

Amsterdam 1937-1941

Ich war jetzt ganze 14 Jahre alt und zum ersten Mal in meinem Leben weit weg von zu Hause, und zudem noch in einem fremden Land, wenn auch bei Verwandten, die ich aber bisher gar nicht kannte. Berni war die Cousine meiner Mutter, verheiratet mit Fritz Polak, der in 1933 seine Ausbildung als Rechtsanwalt beendet hatte, aber laut der neuen Gesetzgebung diese Tätigkeit nicht ausführen durfte. Darum wanderten beide in 1935 nach Holland aus, was für sie leicht war, da die Eltern von Fritz die holländische Staatsangehörigkeit hatten. Fritz aber hatte auf diese wegen seiner Absicht in Deutschland Rechtsanwalt zu werden verzichtet. Und jetzt, als er wieder Holländer werden wollte, machten ihm die Behörden Schwierigkeiten und so war und blieb er ein deutscher Emigrant. Beide waren ungefähr 33 Jahre alt, noch kinderlos, und hatten eine bescheidene Mietwohnung im Süden von Amsterdam. Fritz verkaufte Krawatten im Bekanntenkreis und gab hier und da Unterricht in Holländisch, ebenfalls in Emigrantenkreisen. Berni half manchmal aus in anderen Haushalten und wusch Wäsche für Bekannte. Daher war ich sehr willkommen als Untermieter, weil für meinen Unterhalt gut bezahlt wurde. Zu dieser Zeit war es nämlich noch möglich, Gelder aus Deutschland zu überweisen, und auf diese Art kam jeden Monat eine beträchtliche Summe in die Haushaltskasse.

Für mich war der Anfang alles andere als leicht. Ich hatte ein Milieu verlassen, wo es an nichts fehlte, war an alles Gute gewöhnt, und konnte mich nur mit Mühe an diese neue dürftige Umgebung anpassen, wo jeder Cent umgedreht wurde, bevor man ihn ausgab.



Berni Polak, geb Katzenstein, eine Cousine der Mutter, und Ehemann Fritz Polak

Meine Verwandten glaubten, mich nun statt der Eltern erziehen zu müssen, und das ging nicht so leicht, da ich in einem problematischen Alter war. Materiell fehlte mir nichts, ich hatte ein monatliches Taschengeld von fünf Gulden, was damals ziemlich viel war.

Ich besuchte wieder eine jüdische Realschule und kam in eine Klasse, die zur Hälfte aus Schülern deutscher Eltern bestand. Da es der Monat Mai war, saß ich bis zum Ende des Schuljahrs Ende Juni - im Gegensatz zu Deutschland, wo das Schuljahr zu Ostern anfang - in der niedrigsten Klasse, der Sexta. Da ich aber nach holländischen Begriffen das Jahr verpasst hatte, musste ich im September von neuem die erste Klasse absolvieren.

Inzwischen war es Juli geworden, und ich freute mich schon auf den angekündigten Besuch meiner Eltern und der Schwester, was damals im Jahre 1937 noch möglich war.

Wir verbrachten zusammen zwei herrliche Wochen in Zandvoort an der Nordsee und noch einige Tage in Amsterdam, wo sie im Hotel „Krasnapolski“ logierten. Danach kam natürlich der schwere Abschied von den Eltern, die noch weitere zwei Wochen am Rhein Ferien machten.



*Chanan Hans und Edith Flörsheim
zusammen mit ihrer Mutter vor
dem Hotel Seinpost in Zandvoort
im Juli 1937.*



Chanan Hans Flörsheim mit Mutter und Schwester beim gemeinsamen Urlaub in Zandvoort im Juli 1937.

Ich begann also mein Schuljahr im September. Die Schule war in einem alten Herrenhaus an der gleichnamigen Herengracht gelegen, aber man sprach damals schon von einer baldigen Übersiedlung in ein geräumigeres Gebäude. In meiner Klasse befanden sich wieder viele deutsche Schüler, aber ich hatte inzwischen die Sprachschwierigkeiten überwunden und kam mit der neuen Sprache schon gut zurecht.



Hans Flörsheim als 14-Jähriger in Amsterdam (Foto am 6.11.1937), wo er ab Mai 1937 die HBS, die Jüdische Höhere Bürgerschule (Joodse Hogere Burgerschool) besuchte.



Straßenansicht der ehemaligen Jüdischen Schule an der Herengracht in Amsterdam (Foto April 2007).

Trotzdem waren meine besten Freunde deutscher Herkunft. Ich fühlte mich sehr wohl in der Großstadt und genoss mein ziemlich selbständiges Dasein, im Gegensatz zu den Freunden, die mit ihren Eltern lebten.

Zu Channuka holte ich mir auf dem deutschen Konsulat die Erlaubnis, in den Ferien nach Deutschland zu fahren, und so verlebte ich wieder zwei schöne Wochen im trauten Familienkreis in Leipzig.

Inzwischen begann das Jahr 1938. Die internationale politische Lage spitzte sich immer mehr zu. Hitler war in Österreich einmarschiert, und bald kam das Sudetengebiet an die Reihe. Im Sommer 1938 fuhr ich wieder in den großen Ferien nach Hause und zwischen Halle und Leipzig stand plötzlich mein Vater im Zug vor mir. Er war mir einfach ein Stück entgegen gefahren, um mich zu überraschen, was ihm auch tatsächlich gelang.

Im Laufe dieser Ferien fuhren wir alle vier ein paar Wochen nach Königswinter am Rhein, und dieses sollte auch das letzte Mal werden, dass wir zusammen sein konnten. Überall in den Badeanstalten und Parkanlagen waren schon Schilder zu sehen mit „Juden unerwünscht“. Wir aber störten uns nicht viel daran, weil keiner von uns äußerlich als Jude erkennbar war.

Im Laufe dieser Ferien kamen manchmal Telephonanrufe aus Leipzig, die meine Eltern hin und wieder etwas beunruhigten, aber uns Kindern erzählte man nichts.

Zu Beginn des neuen Schuljahrs kehrte ich nach Amsterdam zurück und war nicht wenig überrascht, als unangemeldet mein Vater in Amsterdam erschien. Den Grund dieser Reise erfuhr ich nicht, nur zeigte er mir mit unverhohlenem Stolz einige Goldmünzen, die er herausgeschmuggelt hatte. Das war aber auch das letzte Mal, dass ich ihn sah. Ich glaube, er ahnte es damals, denn der Abschied zwischen uns, morgens auf der Treppe, als ich zur Schule musste, war schwer.

November kam und damit die Pogromnacht. Vater wurde wie so viele andere verhaftet und in das Konzentrationslager Buchenwald geschickt. Er kam nach sechs Wochen zurück, kahl geschoren und abgemagert, wie mir meine Schwester später erzählte.

Unser Geschäft ging indessen noch weiter. Joseph, der Bruder und Teilhaber der Firma, war schon 1936 nach Südafrika ausgewandert, was ihm schnell gelang auf Grund seiner Tätigkeit dort während des Ersten Weltkriegs.⁹

⁹ 1919 hatte Joseph Flörsheim die Witwe Else seines im Ersten Weltkrieg gefallenen Bruders Willy geheiratet. Joseph Fl. verstarb 1969 in Johannesburg/ Südafrika, wo er mit einem Geschäftspartner namens Samson ein Einzelhandelsgeschäft geführt hatte. (B.MC./ H.N.)



Bild oben: Chanan Hans Flörsheim in den Sommerferien 1938 zu Besuch bei den Eltern während deren Urlaubsreise an den Rhein. Es sollte das letzte Mal sein, dass Hans mit seinen Eltern zusammen sein konnte.

Bild unten: Hans und Edith Flörsheim beim Bootfahren auf dem Rhein in den Sommerferien 1938.



Meine Eltern erlaubten mir nicht mehr, auf Besuch zu kommen. Sie konnten nicht mehr hinaus, denn die meisten Länder hatten ihre Grenzen für Juden geschlossen. Sie schrieben sich zwar beim amerikanischen Konsulat in Berlin ein und bekamen eine Quotennummer. Aber die Nachfrage für Auswanderung in die Vereinigten Staaten war so groß und die Quote so klein, dass wenig Aussicht auf Erfolg bestand.

Inzwischen tauchte auch mein Onkel Carl in Amsterdam auf und erreichte mit Müh und Not eine Aufenthaltsgenehmigung. Er bezog ein kleines Zimmer in unserer Wohnung und sorgte auch für meinen Unterhalt, nachdem der Zahlungsverkehr mit Deutschland nicht mehr möglich war. In jenen Monaten war Holland überlaufen von jüdischen Flüchtlingen, und die meisten, die zugelassen wurden, mussten sich in einem dafür eingerichteten Lager im Nordosten Hollands ansiedeln, in Westerbork.

Unsere kleine Wohnung wurde um einen zusätzlichen Gast reicher. Dieses Mal war es Bernis Vater, der aus Adelebsen kam, in der Nähe von Hannover gelegen. So war die Wohnung voll besetzt, ich behielt aber trotzdem mein eigenes Zimmer.

Im Sommer 1939 erreichten es meine Eltern noch, meine Schwester mit einem Kindertransport nach England zu schicken. Ursprünglich sollte sie über Holland reisen, und ich dachte sie dann noch zu treffen. Aber stattdessen fuhr sie mit dem Schiff von Hamburg nach England.¹⁰ Ich hatte inzwischen mit meinem Freund Günter Wolff einen Plan für die Sommerferien geschmiedet, und zwar eine Reise per Fahrrad nach Belgien und Luxemburg zu machen.

Es blieb nicht beim Vorhaben und eines Tages fuhren wir wirklich los und übernachteten die erste Nacht bei dem Vater eines Freundes aus Leipzig in Rotterdam. Und dann ging es weiter nach Belgien. Erst zu Verwandten von Günter in Antwerpen, wo wir einige Tage blieben, und dann nach Brüssel zu Verwandten von mir, wo wir sehr kühl empfangen wurden und nicht übernachten konnten. Zum Schluss landeten wir bei Bekannten von Günter, die im Gegensatz zu meinen Verwandten zwar in einem ärmlichen Emigrantenmilieu lebten, uns aber warm willkommen hießen. Von dort ging es weiter in die Ardennen, und wir übernachteten von jetzt ab nur noch in Jugendherbergen.

Eines Morgens, es war in dem Städtchen Rochefort, wollte ich gerade auf mein Fahrrad steigen, als es aus unerklärlichen Gründen in zwei Teile brach.

¹⁰ Edith Flörsheim heiratete in England und wurde Mutter von zwei Kindern. 1968 ging sie nach ihrer Neuverheiratung mit ihrem amerikanischen Ehemann Williams nach Austin, Texas, wo sie noch heute (2007) lebt. (B.MC./ H.N.)

An Reparatur war nicht zu denken und so band ich alle Teile zusammen und schickte das Ganze mit der Bahn nach Amsterdam. Meinem Freund riet ich, mit einer anderen Gruppe nach Luxemburg weiter zu radeln, was er auch tat.

Ich selber fuhr per Anhalter oder Autostop, wie man es auch nannte, zurück Richtung Holland. So kam ich denn auch nach Lüttich, wo gerade eine internationale Wasserausstellung stattfand.

Auf der letzten Strecke zur Grenze nahm mich ein etwas angetrunkener Holländer in seinem Auto mit, und er bestand plötzlich darauf, mir zu zeigen, wie man die Grenze überschreiten konnte, ohne kontrolliert zu werden. Ich war aber daran gar nicht interessiert, da ich einen gültigen Pass hatte. Aber, wie gesagt, er war nicht ganz nüchtern.

Vor dem Grenzbaum verließen wir das Auto und passierten zu Fuß die Grenze, und der diensttuende Beamte fragte nur, ob wir Holländer seien. Mein Begleiter antwortete bejahend und wir setzten uns in eine Wirtschaft. Etwas später ging er wieder zurück und holte das Auto. Ich erwähne diese Episode absichtlich, weil dies mein erster illegaler Grenzübertritt war, dem noch andere, aber viel gefährlichere, folgen sollten.

Einmal zurück auf holländischem Boden, fand ich abends keine Unterkunft, und ich bereitete mich schon darauf vor, unter freiem Himmel in einem Wäldchen zu schlafen. Jedoch eines der Kinder, die ganz in der Nähe spielten, sah meinen Vorbereitungen für das Nachtlager zu und kam wahrscheinlich auf den Gedanken, das seinen Eltern zu erzählen. Es kam dann auch später zurück mit der Einladung, in ihrem Heim zu übernachten. Das tat ich dann auch mit großer Freude.

So kehrte ich wohlbehalten im August nach Amsterdam zurück. Die politische Lage hatte jetzt ihren Siedepunkt erreicht. Es ging um Danzig und den polnischen Korridor. Und so kam der 1. September 1939, an dem Deutschland in Polen einmarschierte.

Noch heute erinnere ich mich, wie wir zwei Tage am Radio hingen und schließlich am 3. September Chamberlains Rede hörten, mit der lang ersehnten Kriegserklärung an das Dritte Reich am Schluss.

Mit noch viel mehr Spannung verfolgten wir die Ereignisse, die nun kommen sollten. Aber zu unser aller Enttäuschung hörten wir in den darauf folgenden Monaten nur von Scharmützelgefechten im Niemandsland zwischen Maginot- und Siegfriedlinie¹¹ und höchstens über Bombardierung deutscher Städte im Ruhrgebiet mit Flugblättern!

¹¹ Entlang ihrer Ostgrenze errichteten die Franzosen mit Baubeginn 1929 ein Bunkersystem zum Schutz gegen eine neue Invasion. Von 1938 bis 1940 entstand auf deutscher Seite ein

Mit Ungeduld warteten wir auf etwas Handgreiflicheres. Und das ließ nicht allzu lange auf sich warten. Holland hatte inzwischen vorsichtshalber mobilgemacht, wiegte sich aber doch in der Illusion, dass es bei der bevorstehenden Auseinandersetzung, wie im Ersten Weltkrieg, neutral beiseite gelassen würde.

Im April 1940 schlug Hitler erneut zu und besetzte Dänemark und Norwegen. Und dann kamen am 10. Mai 1940 Holland und Belgien an die Reihe. Am frühen Morgen dieses schicksalsschweren Tages wurden wir alle wach durch den ungewöhnlichen Lärm von tieffliegenden Flugzeugen und hin und wieder auch von Explosionen. Die Leute standen aufgeregt an den Fenstern und auf den Balkons und spähten verängstigt in die Luft. Alle wussten bereits, um was es sich handelte, und das Radio hielt uns laut tönend auf dem Laufenden.

Deutsche Truppen waren in Holland einmarschiert! Alle waren bestürzt, da man den deutschen Erklärungen über Hollands Neutralität doch teilweise Glauben geschenkt hatte. Noch am gleichen Tage kam der Erlass, dass alle deutschen Staatsangehörigen sich in ihren Wohnungen aufzuhalten hatten. Das galt auch für uns, und so blieb uns nichts anderes übrig, als am Radio zu sitzen oder mit der Zeitung den weiteren Verlauf der Dinge zu verfolgen. Jedermann wusste, dass die holländische Armee gegenüber der deutschen keine Chancen hatte, aber man hoffte den Feind doch eine Zeitlang aufzuhalten, indem man beträchtliche Teile des Landes unter Wasser setzte. Außerdem rechnete man auf die Hilfe Englands. Aber die deutschen Fallschirmtruppen überwandern die Überschwemmung mit Leichtigkeit.

In diesen ersten drei Tagen waren wir zum Nichtstun gezwungen, am vierten Tag, als sich das unvermeidliche Ende schon näherte, wagte man sich schon auf die Straße. Gerüchte machten die Runde, dass es eine Möglichkeit gäbe, vom Hafen in der Stadt Ijmuiden per Schiff nach England zu entkommen. Meinen Verwandten kam das ebenfalls zu Ohren, und ich wurde damit beauftragt, ein Taxi ausfindig zu machen, mit dem wir nach Ijmuiden zu fahren gedachten. Mir erschien dieser Plan dermaßen absurd, dass ich mich nicht besonders anstrengte, ein Taxi zu finden, was sowieso schwierig war, und unverrichteter Sache nach Hause zurückkehrte. Später stellte sich heraus, wie Recht ich hatte, denn Tausende hatten diesen Weg eingeschlagen und verstopften daher alle Zufahrtsstraßen. Wem es trotzdem gelang ans Ziel zu kommen, der war gar nicht sicher, auf eines der vor An-

ähnliches Verteidigungssystem, der sog. Westwall, auch *Siegfried-Linie* genannt. (B.MC./H.N.)

ker liegenden Schiffe zu kommen. Und jene Glücklichen, denen es gelang, waren dann deutschen Luftangriffen auf hoher See ausgesetzt, und viele von diesen Schiffen wurden versenkt.

Der Oberbefehlshaber der holländischen Armee, General Winkelman, kündigte die Kapitulation an, nachdem die Stadt Rotterdam schwer bombardiert worden war. Am nächsten Tag marschierten in den Nachmittagsstunden deutsche Truppen in Amsterdam ein.

Ich konnte es nicht unterlassen, diesem Schauspiel beizuwohnen, und so stand ich zwischen stumm dreinschauenden Holländern und sah zu, wie erst die Motorradfahrer und dann die Lastwagen auf der Noorderamstellaan hereinfuhren. Nur hier und da hoben einige den Arm zum Hitlergruß.

Nach all dem Schrecken der letzten Tage war es fast eine Erleichterung in den kommenden Tagen festzustellen, dass das Leben wieder seinen alltäglichen Lauf nahm. Außer den singenden Abteilungen von Soldaten, die durch die Straßen zogen, hatte sich im Straßenbild nichts verändert.

Ich ging bis zum Schulabschluss Ende Juni wieder zur Schule. Jetzt war es an der Zeit, über meine nächste Zukunft zu entscheiden.

Ich hatte drei Jahre der höheren Schule absolviert und konnte mich damit begnügen und sogar ein Abschlusszeugnis bekommen. Ich konnte aber auch noch zwei Jahre weitermachen bis zum Abitur. Letzten Endes entschied ich mich für das Erstere, denn ich hatte keinerlei Pläne zu studieren, wohl aber wünschte ich, einem inneren Drang nachzugehen und einen alten Traum zu verwirklichen.



Chanan Hans Flörsheim als 16-jähriger Schüler in Amsterdam 1939

Zusätzlich sah ich in meiner nächsten Umgebung, wie viele Bekannte alles daran setzten, um „umzusatteln“, wie man damals sagte, wenn man einen Beruf zu wechseln plante, um eine Tätigkeit zu erlernen, die bei einer Auswanderung von Nutzen sein konnte.

Ich hatte inzwischen von einem Freund etwas über die Existenz eines sogenannten „Werkdorp“¹² im Norden Hollands erfahren, eines Dorfes, wo einige hundert Jungen und Mädels, alle ungefähr in meinem Alter, dort Landwirtschaft, Gartenbau usw. erlernten mit dem Ziel, später auszuwandern. Das war eben gerade dasjenige, was mir schon früher in Deutschland vorgeschwebt hatte!

Meine Verwandten waren auch einverstanden, teilweise sicher auch um dadurch einen Untermieter los zu werden, denn in der Zwischenzeit war es mit der Geburt des ersten Kindes, der Tochter Ilse, ziemlich eng geworden in der kleinen Wohnung. Außerdem war es nicht mehr möglich, aus Deutschland Geld zu überweisen, und nun musste mein Onkel Carl für das Pensionsgeld für uns beide aufkommen, was nicht leicht war, da er kein festes Einkommen hatte. Um aber im Werkdorp aufgenommen zu werden, wurde auch Bezahlung verlangt, und die Unterhandlungen darüber zogen sich in die Länge.

Eines Tages kündigten uns die Verwandten, da sie nicht im Stande waren, uns kostenlos zu beköstigen, und so musste Carl für uns eine neue Bleibe



Werkdorp Wieringen am Wieringermeerpolder in Nordholland

¹² Werkdorp/Werkdorf Wieringen: Eine Lagersiedlung am Wieringermeerpolder, die junge jüdische Menschen im Laufe von ca. zwei Jahren als Landwirte oder Handwerker ausbildete, um ihnen so die Auswanderung nach Übersee zu ermöglichen. (Ch.Fl.)

suchen, die er auch bald fand bei Bekannten, die einen Bridgeclub führten. Diese Art von Unterhaltung und Zeitvertreib war damals in deutschen Emigrantenkreisen sehr verbreitet, und in diesem Club fungierte mein Onkel, da er ein guter Kartenspieler war, als vierter Mann, wenn er an einem beliebigen Bridge- oder Skattisch benötigt wurde. Für diese Tätigkeit konnten wir beide bei der Familie Marx essen und wohnen.

Der Sommer war angebrochen. Der Abschied von der Schule, die ich sehr gern besucht hatte, fiel mir nicht leicht. Ich hatte zwei gute Freunde dort, Walter Hes und Hans Bloemendal, mit denen ich auch weiterhin in Kontakt blieb. Mittlerweile begann ich eine Beschäftigung zu suchen und wurde bald ein Verkäufer von Kosmetikartikeln, die ich direkt vom Inhaber der Fabrik bezog, einem Bekannten. Diese Ware ging ich nun weiterverkaufen an meistens deutsche Emigranten, deren Adressen ich von einer Frau Rosenberg aus Frankfurt bekam, die über einen großen Bekanntenkreis verfügte. Außerdem fuhr ich mit dem Fahrrad in alle möglichen Viertel Amsterdams, um englische und amerikanische Zigaretten aufzukaufen, die ich im Bridgeclub mit einem gewissen Prozentsatz Gewinn an die verwöhnten Raucher weiterverkaufen konnte, denn solche Zigaretten waren schon längst Mangelware geworden.

Dann kam mein Onkel eines Tages mir einen festen Arbeitsplatz vorzuschlagen. Ein Bekannter von ihm hatte in seinem Hinterhaus eine kleine Werkstatt, die jede Art von Taschen für Damen herstellte, vor allem Einkaufstaschen. Meine Aufgabe war es, zusammen mit einem etwas älteren Gehilfen mit einer Stanze viereckige Lederstücke auszustanzen, die dann von der Frau des Hauses zusammengenäht wurden, bis es eine fertige Tasche war. Es war eine recht mühsame und langweilige Arbeit, aber ich verdiente zum ersten Mal in meinem Leben Geld, wenn auch nicht viel. So ging dann der Sommer vorüber und Anfang September musste ich dann zusehen, wie meine Freunde wieder zur Schule zurückkehrten.

Aber eines Tages verkündete mir mein Onkel, dass meiner Aufnahme ins Werkdorp nichts mehr im Wege stehe, da er die zuständigen Instanzen davon überzeugt habe, dass er nicht im Stande war, die geforderte Summe zu bezahlen.

So fuhren wir dann eines Tages im September, drei Jungens, unter ihnen auch jener, von dem ich die ganze Idee bekommen hatte, per Eisenbahn und Bus in den Norden Hollands, in den Wieringermeerpolder, in jenen Teil Hollands, der erst vor 10 Jahren noch Meer war und trockengelegt wurde. Dieser ganze „Polder“ war also Neuland und besiedelt von funkelnagelneu-

en, vereinzelt Bauernhöfen oder Dörfern, die bald zu kleinen Städtchen heranwuchsen.

Nachdem wir uns eingeschrieben hatten, brachte man uns in das Hauptgebäude, das im Erdgeschoss den großen Essraum und die Küche beherbergte und im ersten Stock eine lange Reihe von Wohn- und Schlafräumen hatte. Im Halbkreis um dieses Hauptgebäude herum standen Baracken, worin die meisten der Bewohner des Werkdorps lebten.

Mir wurde ein Bett in einem der Zimmer im Hauptgebäude zugewiesen, denn diese ganze Etage war für die jüngeren Insassen und Mitglieder der zionistischen Organisation bestimmt.

Ich vergaß zu erwähnen, dass ich im letzten Schuljahr durch einen Freund in der Maccabi-Hazair-Bewegung¹³ gelandet war und dort manch angenehme Samstagnachmittage verbracht hatte. Damals diskutierte man über sehr hochtrabende Themen, von denen ich nicht allzu viel verstand.

Da ich also Zionist war, kam ich auch in die bessere Wohngelegenheit. Im ganzen bestand die Bevölkerung aus circa 300 Jungen und Mädchen, alle entweder aus Deutschland oder Österreich stammend. Sie wurden alle in den Jahren 1938-1939 unter der Bedingung zugelassen, nach zwei Jahren Ausbildung wieder auszuwandern.

In diesen Jahren lernten alle einen Beruf, den sie später entweder in Palästina oder sonstwo auszuüben gedachten. Ungefähr die Hälfte der Bevölkerung bereitete sich auf Palästina vor und war voneinander geschieden durch Zugehörigkeit zu bestimmten Parteien oder Bewegungen, wie es im Zionismus deren viele gab.

Wir drei Neulinge hatten mit noch einzelnen anderen eine Art Ausnahmestellung. Wir kamen nach absolvierter Schule aus Amsterdam, konnten ab und zu nach Hause fahren und hatten ein größeres Taschengeld zur Verfügung – alles Vorzüge, die die meisten nicht hatten. Ich musste mich wieder daran gewöhnen, Deutsch zu sprechen, denn das war die Umgangssprache im Werkdorp. Nur wenige lernten Holländisch, was auch nur nötig war beim Umgang mit den holländischen Vorarbeitern.

Die Arbeit im Freien im Gartenbau, dem ich zugeteilt wurde, machte mir viel Spaß. Unser Vorarbeiter war ein netter Mann, der in einem Dorf ganz in der Nähe wohnte. Bald kam der Winter, die Erde war gefroren und mit Schnee bedeckt, und dann bestand unsere Arbeit hauptsächlich darin, Bohnen zu sortieren. Die Abende verbrachte ich meistens in einem der Aufenthaltsräume, die jede Gruppe hatte. Ich zog jenen Klubraum vor, wo

¹³ Bürgerlich-liberale Jugendbewegung. (Ch.Fl.)

sich meine unmittelbaren Zimmernachbarn, Angehörige der „Werkleute“¹⁴ der Schomér-Hazair-Bewegung¹⁵ aufzuhalten pflegten. Hier war es dann auch, wo ich Kameraden kennenlernte wie Zippi Fränkel, Ernst Kahn und Walter Posnansky, mit denen ich später noch den größten Teil meines Lebens verbringen sollte. Sie waren etwas älter als ich, und daher hatte ich damals keine engeren Beziehungen zu ihnen. Aber in ihrem Aufenthaltsraum herrschte immer eine angenehme Atmosphäre, mit interessanten Debatten und Schallplatten-Musik.

Der Frühling kam und endlich konnten wir wieder draußen arbeiten. Von der deutschen Besatzung merkten wir gar nichts, aber trotzdem waren wir besorgt, denn mittlerweile hatte Hitler den größten Teil Europas erobert, mit Rußland Polen geteilt und immer noch bestand die Gefahr eines Angriffs auf England.



Chanan Hans Flörsheim (ganz rechts). Links neben ihm: Walter Posnansky, Ernst Kahn, Franz Polak und Hermann Italiaander. Das Foto entstand im Juli 1944 im spanischen Leiza.

¹⁴ Ursprünglich Deutsch-Jüdischer Wanderbund „Kameraden“, nach der Spaltung in 1932 nannten sie sich „Werkleute“ mit dem Ziel, ins damalige Palästina auszuwandern. Sie gründeten den Kibbuz Hasorea. (Ch.Fl.)

¹⁵ Linksergerichtete zionistische Jugendbewegung. (Ch.Fl.)

Und so kam dann der 20. März 1941. Gegen 11 Uhr mittags erklang plötzlich das Glockensignal, das immer nur zur Ankündigung von Arbeitsanfang oder -ende benutzt wurde. Nichts Gutes ahnend begaben sich alle zum Platz vor dem Hauptgebäude, wo uns Deutsche in Uniform und in Zivil erwarteten. Man befahl uns, in den Essraum zu gehen, und dort kam der Befehl: "Die Männer links, die Frauen rechts!"

Alle stellten sich schon das Schlimmste vor, nämlich Transport in eines der Konzentrationslager. Dann wurde uns mitgeteilt, dass das Werkdorp geräumt würde und wir 5 Minuten Zeit hätten, unsere Habseligkeiten einzupacken. Wir eilten in unsere Schlafräume und danach mussten wir uns draußen auf dem Platz in Reih und Glied aufstellen. Es herrschte dumpfes Schweigen, bis unser Direktor Abel Herzberg hervortrat, um sich den Deutschen als Leiter des Ortes vorzustellen. Er wurde aber barsch zum Schweigen gebracht. Inzwischen hatte einer der holländischen Vorarbeiter Mut gefasst und den Deutschen klar gemacht, dass man nicht so ohne weiteres das Vieh und die gesamte Landwirtschaft liegen lassen konnte. Das sahen sie auch ein und erlaubten nach kurzer Beratung, 60 Bewohner am Ort zu lassen. Jeder Vorarbeiter konnte sich nun eine bestimmte Anzahl Arbeiter aus seinem Betrieb auswählen.

So kam dann auch die Reihe an unsern Vorarbeiter namens Slabbekoorn, und als er an mir vorbeischnitt, wählte er auch mich aus. Ich war übergücklich aus der Reihe treten und in mein Zimmer zurückkehren zu dürfen. Ich verstand zwar nicht, warum die Wahl auf mich gefallen war, da ich nur wenige Monate bei ihm im Gartenbau gearbeitet hatte. Aber viel Zeit zum Überlegen hatte ich nicht. Wir hingen später an den Fenstern und mussten zusehen, wie unsere Kameraden in Autobusse steigen mussten und dann wegfahren.

Danach setzte sich unsere Gruppe erst einmal zum Essen, und man versuchte zu erraten, was mit den anderen geschehen würde. Nach circa 3 Stunden hörten wir dann zu unserer Erleichterung, dass man alle nach Amsterdam gebracht hatte. Dort wurden sie den jüdischen Autoritäten übergeben, die sie wiederum als Untermieter an jüdische Familien verteilten.

Wir konnten wieder einmal aufatmen! Nach diesem Schlag kehrten wir bald zu unserer alltäglichen Arbeit zurück. Wir waren zu einem intimen Kreis zusammengeschmolzen und fühlten uns wie eine große Familie.

Später machten Gerüchte die Runde, dass man alle Evakuierten wieder zurückbringen wollte, da den Deutschen sehr daran gelegen war, die Ver-

sorgung mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen nicht zu stören. Aber aus dem Zurückbringen wurde nichts. Im Gegenteil! In Amsterdam ereignete sich zu der Zeit eine Explosion in einem Offiziersklub, und als Repressalie wurde Jagd auf junge Juden gemacht. Da aber kurz zuvor den deutschen Behörden eine Liste ehemaliger Werkdorp-Angehöriger zwecks Rückführung ins Werkdorp überreicht worden war, machten sie von dieser Liste mit genauen Adressen Gebrauch, und so kam es, dass viele von ihnen verhaftet wurden. Einige hundert wurden ins Lager Mauthausen geschickt, und einige Wochen danach kamen schon die ersten Todes-Meldungen.

Bei meinem ersten Besuch nach dieser Aktion in Amsterdam erzählten mir meine Verwandten, dass man auch mich bei gesucht hatte, aber die Polizisten bekamen die richtige Antwort, eben, dass ich mich im Werkdorp befände. So hatte ich also dieses Mal Glück gehabt! Da man nun einsah, dass es für das Werkdorp keine Zukunft mehr gab, beschloss man, es im Sommer freiwillig aufzulösen, bevor die Deutschen es tun würden.

Mir standen zwei Möglichkeiten offen: entweder auf einen Bauernhof zu gehen und dort meine landwirtschaftliche Schulung fortzusetzen, oder in dem Städtchen Gouda mich einer Gemeinschaft anzuschließen, die sich vor allem mit Gartenbau beschäftigte.

Ich entschied mich für das Letztere und verließ im August mit zwei anderen, Erich Sander und Ernst Goldstein, das Werkdorp für immer und fuhr mit ihnen nach Gouda.



Wie dies in Deutschland schon ab 1935 geschah, wurden nach der deutschen Besetzung der Niederlande auch die dortigen Juden durch Verbotsschilder ausgegrenzt.

Gouda 1941-1943

Die Gemeinschaft, die wir dort vorfanden, bestand aus ungefähr 25 Jungen und Mädchen im Alter von 16-17 Jahren, also etwas jünger als ich, und viel jünger als Ernst Goldstein, der schon 27 Jahre war. Erich war derjenige, der sich am schnellsten einlebte. Um das Wohnhaus, eine Art kleine Villa, erstreckte sich ein Stück Land, das von den Zöglingen unter Leitung eines holländischen Vorarbeiters bearbeitet wurde. Meistens handelte es sich um verschiedene Gemüsesorten, wie es in der ganzen Umgebung von Gouda üblich war. Die Leiter dieses Heims waren das Ehepaar Manfred und Schuschana Litten. Er, ein deutscher Intellektueller, war mit der geistigen und kulturellen Erziehung beauftragt, und Schuschana, eine jüdische Holländerin aus Amsterdam, fungierte als Hausmutter und erfreute uns öfters mit ihrer schönen Stimme, begleitet von Ernst am Klavier.

Bald beschlossen wir beide, uns selbständig zu machen, da wir uns wegen des Altersunterschieds nicht recht anpassen konnten.

Gouda war eine Kleinstadt, berühmt wegen ihres Käse. Es gab eine kleine jüdische Gemeinde, eine Synagoge, die ich hin und wieder besuchte, und ein Altersheim, das noch später zur Sprache kommen wird.

Bald fand jeder für sich Arbeit und eine Wohnung in der Stadt, während wir unsere Mahlzeiten auch weiterhin im Heim Catharinahoeve einnahmen.

Ernst und ich fanden Arbeit bei zwei Blumenzüchtern, die Brüder waren. Der eine züchtete die Blumen auf Feldern oder in Gewächshäusern, und bei dem arbeitete ich, während der andere Bruder einen Blumenladen in der Stadt hatte und die Blumenzüchterei nur nebenbei betrieb. Wir waren



Schuschana Litten wurde während ihrer "illegalen" Tätigkeit verhaftet und deportiert, sie wurde Opfer des Holocaust.

froh, ein selbständiges Leben zu führen und auf eigenen Füßen zu stehen. Ich mietete ein Zimmer bei einer jüdischen Familie und machte bald Bekanntschaft mit gleichaltrigen Jungen und Mädchen.

Der Kriegsschauplatz war zwar weit weg, aber die unglaublichen Erfolge Hitlers in Russland stimmten uns alle pessimistisch. Man hoffte zwar immer auf einen Gegenschlag der Alliierten in Form einer zweiten Front, aber die ließ auf sich warten. Abgesehen davon fühlte ich mich in Gouda wohl. Ich war 18 Jahre alt, das Leben schien schön mit Liebeleien und Enttäuschungen, wie es sein muss, und nur die Sorge um die Eltern in Deutschland warf ihren Schatten auf diese Idylle.

Mein Vater war erneut unter irgendeinem Vorwand verhaftet worden, und ich bekam von ihm einmal eine Postkarte, deren Inhalt mir verriet, was bald darauf auch geschah: Im Monat Dezember 1941 erhielt ich von der Mutter die traurige Nachricht, dass er an einer Kreislaufstörung verstorben sei. Diese Ursachebezeichnung war in jener Zeit üblich für die Art, wie die Nazis ihre Verbrechen zu tarnen pflegten.¹⁶



Holländische Version des im September 1941 in Deutschland eingeführten Judensterns. Seit dem 3. Mai 1942 wurden die Juden auch in Holland durch dieses Kennzeichen vogelfrei gemacht.

¹⁶ Nach den Novemberpogromen 1938 war Julius Flörsheim zunächst in das Konzentrationslager Buchenwald gebracht worden. Am 13. Febr. 1939 wurde er erneut verhaftet und bis 1940 im Zuchthaus Waldheim eingesperrt. Am 10. Juni 1941 schließlich wurde er wegen angeblichen „Vergehens gegen die Kriegswirtschaftsordnung“ in Leipzig verhaftet und am 25. Juli 1941 ins Konzentrationslager Sachsenhausen deportiert, wo er am 11. Dezember 1941 ermordet wurde.(B.MC./H.N.)

Meine Mutter hatte unsere große Wohnung in Leipzig verlassen müssen und war in eine kleinere übersiedelt, die ebenfalls in einem gutsituierten Viertel lag, wo alle Juden konzentriert wurden. Anfang 1942 bekam ich dann die Nachricht, dass sie zusammen mit vielen Leipziger Juden nach Riga verschickt worden war.¹⁷

In Holland war es bis zum Sommer verhältnismäßig ruhig geblieben. Wir alle mussten zwar schon ein Jahr lang den gelben Judenstern tragen, aber das störte uns weiter nicht. Auch an die anderen Beschränkungen wie die Verbote, Parkanlagen oder Schwimmbäder zu benutzen, hatte man sich gewöhnt.



Grabstein von Großvater Jakob Katzenstein (rechts) und Großmutter Nanny geb. Lange (links) auf dem Jüdischen Friedhof in Rotenburg a. d. Fulda mit Gedenkplatte für die ermordeten Eltern Julius Flörsheim und Paula Flörsheim geb. Katzenstein.

¹⁷ Paula Flörsheim, geb. Katzenstein, wurde am 21. Januar 1942 von Leipzig aus nach Riga deportiert, wo sie am 4. Juli 1944 umkam. (B.MC./H.N.)

22. Juni 1942
Der Chef der Sicherheitspolizei
und des SD

IV B 4 a - 3233/41g (1005)

Dies ist der Standard schriftliche Schicksalsprotokoll v. Eichen ausgefüllt

Berlin SW 11, den 22. Juni 1942. 140
Telefon-Nr. 2
Telegraph-Nr. 11 10 10

Auswärtiges Amt
D III 576. 0
eing. 24. JUNI 1942
Tel. () Fax) Dep. u. Bng.

Schnellbrief

Geheim

An das

Auswärtige Amt,

s.Wd. von Herrn Legationarat Rademacher,

Berlin.

Betrifft: Arbeitseinsatz von Juden aus Frank-
reich, Belgien und den Niederlanden. *My 772g*

Besugi: Fernmündl. Besprechung am 20.6.42. *1 km*

Es ist vorgesehen, ab Mitte Juli bzw.
Anfang August ds.Jrs. in täglich verkehrenden
Sonderszügen zu je 1.000 Personen zunächst etwa
40.000 Juden aus dem besetzten französischen
Gebiet, 40.000 Juden aus den Niederlanden und
10.000 Juden aus Belgien zum Arbeitseinsatz in
das Lager Auschwitz abzubefördern.

Der zu erfassende Personenkreis er-
streckt sich zunächst auf arbeitsfähige Juden,
soweit sie nicht in Mischehe leben und nicht
die Staatsangehörigkeit des Britischen Empire,
der USA, von Mexiko, der mittel- und südamerika-
nischen Feindstaaten sowie der neutralen und
verbündeten Staaten besitzen.

Ich darf um gefällige Kenntnisnahme
bitten und nehme an, daß auch seitens des Aus-

K210150

./.

261423

Schnellbrief von Adolf Eichmann an das Auswärtige Amt vom 22. Juni 1942 zur geplanten Deportation von Juden aus Frankreich, den Niederlanden und Belgien nach Auschwitz (aus: Heimat und Exil. Emigration der deutschen Juden nach 1933, hrsg. von der Stiftung Jüdisches Museum Berlin, Frankfurt/M., 2006, S. 65).

Dies alles änderte sich mit einem Schlag. Plötzlich erhielten einige Tausend Juden in Amsterdam einen Befehl zugeschickt, sich am 15. Juli 1942 am Hauptbahnhof von Amsterdam einzufinden zwecks Transport zum Arbeitseinsatz im Osten. Man durfte eine beschränkte Menge Gepäck mitnehmen, und auf dem Nichtbefolgen des Befehls stand eine hohe Strafe.

Anfangs wusste man nicht, was das zu bedeuten hatte. Arbeit? Vor allem, wer jung war, dachte, wir werden das schaffen und ihnen zeigen, dass Juden auch schwere Arbeit leisten können. Und so folgten viele dem Aufruf. Aber die meisten trauten der Sache nicht und kamen dem Befehl nicht nach. Das hatte wiederum zur Folge, dass die fehlende Anzahl durch eine große Razzia in den Abendstunden ergänzt wurde, in denen alle Juden sich in ihrem Hause zu befinden hatten. Die Fahrt ging dann in das inzwischen als Sammellager umbenannte Flüchtlingslager Westerbork und von dort weiter nach Osten.

Es blieb aber nicht bei einem einmaligen Aufruf zum Arbeitseinsatz. Nach dem ersten kamen viele andere, hauptsächlich in Amsterdam, wo der größte Teil der Juden lebte. Das alles führte zu einer Panikstimmung und jeder versuchte, sich vor der Verschickung zu drücken. Dies war oft möglich, wenn man einen gewissen Stempel in der Identitätskarte bekam, der erwirkte, dass man „bis auf weiteres vom Arbeitseinsatz freigestellt“ war. Diesen Stempel bekamen vor allem Personen, die bei den verschiedenen jüdischen Behörden als Angestellte arbeiteten. Infolgedessen schwoll der Beamtenapparat im Joodsen Raad - dem Judenrat - mächtig an. Es gab auch andere, die außer über großen Mut auch über die entsprechenden Beziehungen und Mittel verfügten und einfach von der Bildfläche verschwanden und „untertauchten“, wie das genannt wurde. Aber das war die Minderheit. Die meisten saßen von jetzt ab vor allem in den Abendstunden in Angst und Bange mit gepacktem Rucksack in der Wohnung, und niemand wusste, wann für ihn die Stunde schlagen würde, um den Weg in das Lager Westerbork anzutreten, einem Schicksal entgegen, dessen Ungeheuerlichkeit damals niemand zu ahnen wagte ...

Februar 1943 in Gouda: „Ich will nicht mit!“

Es herrschte Ruhe vor dem Sturm, wie so oft schon. Diejenigen von uns, die noch übrig geblieben, d. h. von der Goudaer Polizei noch nicht abgeholt

und ins Sammellager Westerbork geschickt worden waren, bereiteten sich langsam und vor allem innerlich auf eine baldige Aktion vor. Man hatte inzwischen für solche Dinge ein wahres Fingerspitzengefühl bekommen, was aber hier nicht einmal nötig war, da ganz bestimmt nach ca. drei Monaten Ruhe wieder einmal etwas geschehen musste.

Ich schwankte in dieser Zeit zwischen zwei Entschlüssen. Sollte ich das Altersheim verlassen, wo ich bisher geschützt gewesen war, da wegen der angeblichen Dysenterie alles von der Außenwelt - jedenfalls theoretisch - hermetisch abgeriegelt war, oder sollte ich wieder in mein Zimmer in der Sophiastraat übersiedeln und dort abwarten, bis die ganze Situation irgendwie klarer wurde? Denn das Ende des Schreckens kannte jeder nur in Form eines Lagers, allein die näheren Umstände waren derzeit noch ein Geheimnis.

Ich muss gestehen: Ich lebte jeden Tag in der Angst, auch einmal den Weg der vielen Tausenden von Juden gehen zu müssen. Ich bin in dieser Beziehung - überhaupt was Entscheidungen, die eine Gruppe Menschen betreffen, zu denen ich auch zählte - von einem merkwürdigen, unerklärlichen Oppositionsgeist beseelt. Ob das eine gute oder schlechte Eigenschaft ist, mag dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall handelte es sich hier um gesunde Opposition: Ich wollte auf keinen Fall nach Polen! Wann ich zum ersten Male diesen Gedanken fasste, weiß ich nicht, nur eins hämmerte immer wieder durch mein Hirn: Du lieber Gott, mache, dass ich nicht auch verschickt werde! Die Ausführung überließ ich in etwas naivem Vertrauen meinem Beschützer, der mich bis jetzt vor diesem Los bewahrt hatte.

Denn es stellte sich heraus, dass mein Name durch einen merkwürdigen Zufall nicht auf der Deportationsliste der Polizei in Gouda stand. Das, was für viel Geld oder Diamanten oder durch Protektion nicht erreicht werden konnte, war mir mit meinem unerklärlichen Glück in den Schoß gefallen! Ich brauchte also nie die Angst zu haben, plötzlich abgeholt zu werden, doch bedeutete das nicht, dass ich außer Gefahr war. Man konnte vor allem bei einer radikalen Räumung des Altersheims dabei sein, weshalb ich auch erwog, die Ereignisse lieber zu Hause abzuwarten. Man konnte ferner auf der Straße verhaftet werden, denn den Judenstern musste ja jeder tragen, auch wenn er ein so unjüdisches Äußere hatte wie ich. Und schließlich konnten auch einmal alle Häuser, in denen noch Juden wohnten, abgesucht und die Bewohner mitgenommen werden.

Also Grund, um mich viel besser als die anderen zu fühlen, hatte ich ganz und gar nicht.

Endlich beschloss ich, bei meiner Arbeit zu bleiben - denn das war die beste Ablenkung - und nachts wieder zu Hause zu schlafen. Ich blieb nämlich wegen der schlechten Witterung während der Wintermonate Tag und Nacht im Altersheim, das eine gute halbe Stunde von meinem Zimmer entfernt lag. Die Parole hieß also inzwischen: Abwarten, abwarten und noch mal abwarten! Aber das fortwährende Abwarten ging einem schließlich so auf die Nerven, dass man das Gefühl bekam: Man darf nicht so untätig herumsitzen und auf den lieben Gott vertrauen, sondern das Schicksal selbst versuchen zu lenken, soweit das eben möglich ist.

Es war gerade in jenen Februartagen, in denen ich, wenn kein Abenddienst war, davon zu träumen begann, wie schön (ein anderes Wort wüsste ich nicht, um das Gefühl wiederzugeben) es sein müsste, jetzt in Freiheit leben zu können, mit anderen Worten, in irgendeinem neutralen Land zu sein, diese dauernden Ängste loszuwerden und wieder aufatmen, ganz tief und befreit aufatmen zu können. Das war doch gar nichts Unmögliches, schien mir. Unsere Heimleiterin hatte zum Beispiel von guten Bekannten die Information erhalten, dass sie gut und wohlbehalten in der Schweiz angekommen waren. Ich stand dabei, als sie uns die Karte vorlas, und hatte ein Gefühl, als ob da Leute vom Mond eine Nachricht gesandt hätten. Dies war der überragende erste Eindruck.

Als nächstes dachte ich dann nach, wie es diese Leute wohl fertig gebracht hatten, von Holland in die Schweiz zu kommen. Tja, da waren vor allem viel, viel Geld und gute Beziehungen nötig. Da genügte es nicht, nur 19 Jahre alt zu sein und den festen Willen zu haben, nicht in die Hände der Deutschen zu geraten. Einige freie Stunden sonnte ich mich in dem Gedanken, dass auch mir so etwas gelingen könnte, aber wo sollte ich das Geld und vor allem die Beziehungen hernehmen? Nein, sagte ich mir, wenn es nur darauf ankommt, bleibt mir trotz allen Sträubens nichts anderes übrig, als mit nach Polen zu gehen. Und ich war während der nächsten Tage nicht wenig deprimiert, zumal ich hörte (Lilo Spiegel, die Haushälterin im Altersheim, war es, von der ich immer die Neuigkeiten erfuhr), dass es einigen Chawerim¹⁸, darunter auch Adina, gelungen war, in die Schweiz zu gelangen. Das gab mir den Rest!

Zum Teufel noch mal, da kam ja jeder in die Schweiz! Erst kürzlich mein Freund Günter Wolf aus Amsterdam und letztens Rolf Schloss, der Leiter der Jugendgruppe in Gouda. Warum sollte es nicht auch mir gelin-

¹⁸ Chawér, Plural Chawerím: hebr. für Kamerad, Freund. (Ch.Fl.)

gen? Zum Glück wurde meine Reiseerlaubnis genehmigt, die ich beantragt hatte, um für zwei Tage nach Amsterdam zu fahren. Herrlich, wieder einmal aus der engen und doch so liebgewonnenen Provinzstadt wegzukommen!

Ich wollte Samstagmorgen abfahren und Sonntagabend wieder zurückkehren. Lilo gab mir einen Brief mit, den ich in Amsterdam bei Freunden von ihr abgeben musste. Ich erwähne absichtlich eine nichtige Kleinigkeit wie diesen Brief wegen der einfachen Tatsache, dass er der eigentliche Grundstein meiner Zukunft werden sollte. Wie heißt das Sprichwort? Kleine Ursache, große Wirkung!

Die Tolstraat, wo ich besagten Brief abgeben musste, liegt in einem von vielen Juden bewohnten Viertel Amsterdams, das von außen ziemlich hässlich und ohne besondere Merkmale war und in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg gebaut wurde. Als ich endlich vor dem Hause stand, klingelte ich. Es dauerte ziemlich lange, bis jemand öffnete, wie das so oft in jüdischen Häusern der Fall war, denn man versuchte sich zuerst zu vergewissern, ob es nicht etwa die gefürchtete Grüne Polizei¹⁹ oder die Schwarze holländische Miliz sei. Denn Amsterdam war zu jener Zeit ein wahrer Hexenkessel. Abend für Abend wurden Hunderte von Juden, die nicht durch die begehrten Sperrstempel vorläufig von der Deportation - von den Deutschen Arbeitseinsatz genannt - befreit waren, aus ihren Wohnungen geholt. Man konnte plötzliche Razzien, neue Verordnungen, kurz, alles Mögliche und Unmögliche erwarten, und besonders in Amsterdam war man nie sicher, eine ruhige Nacht zu verbringen. Wer heute beispielsweise noch verhältnismäßig sicher war und den Kopf hoch tragen konnte, war vielleicht schon zwei Tage später in Westerbork und bat Verwandte oder Bekannte, ihm Lebensmittelpakete zu schicken.

Ich habe mich nie zu Unrecht glücklich gepriesen, während dieser Zeit des NS-Terrors in Gouda gelebt zu haben, wo man alles nur vom Erzählen kannte. Auch einer dieser Glücksfälle, die ich wahrhaftig voll zu schätzen wusste!

Also, ich stieg eine steile, endlose Treppe hoch und dort oben stand kein anderer als Kurt Hannemann²⁰, den ich nach der Auflösung des Werkdorfes nie wieder gesehen hatte.

¹⁹ In den Niederlanden verwendete Bezeichnung für die „Ordnungspolizei“, welche hinter den militärischen Kriegsfronten den rassistischen Vernichtungskrieg durchführte. (B.M.C./H.N.)

²⁰ Kurt Hannemann, der aus Berlin stammte, war enger Mitarbeiter und Freund von Schuschu (Joachim) Simon, dem Spiritus rector des Widerstands. Er hatte sehr bald erkannt, dass hinter der Aufforderung an die in Holland lebenden Juden, sich für einen Arbeitseinsatz zu melden,



Kurt Hannemann stammte aus Berlin und heckte den Gedanken aus, dem Aufruf zum Arbeitseinsatz nicht Folge zu leisten, da er durchschaut hatte, was mit „Arbeitseinsatz“ letztlich gemeint war, nämlich die Deportation in die osteuropäischen Konzentrations- und Vernichtungslager.

Nach der ersten Begrüßung erzählte ich kurz, wo ich war und was ich tat, und gab ihm den Brief für Lilos Bekannten, der dort wohnen sollte. Er brachte mich in das Zimmer des Jungen, der wegen Gelbsucht im Bett lag. So lernte ich Harald Simon kennen. Er hieß jetzt Henk mit Vornamen und das war alles. Doch wusste ich, dass er ein „untergetauchter“ Chawér war, d. h. mit falschen Papieren lebte. Das war ja gerade das, was ich suchte, durchzuckte es mich, und so begann ich, ihn etwas näher auszufragen.

Als er aber nur ausweichend antwortete, merkte ich, dass man in solchen Situationen nicht allzu viel fragen durfte. Daher erzählte ich lieber etwas von Gouda, von Lilo Spiegel, und fragte ihn später, ob er mir nicht einen Rat geben könnte, wie ich das „Untertauchen“ zu beginnen hätte. Er sah mich erst an und dachte nach. Dann meinte er: Da ist es besser, Kurt Hannemann zu fragen, denn ich weiß nichts. Das genügte mir schon. Bald verabschiedete ich mich von ihm, nachdem er mir noch eine Antwort an Lilo mitgegeben hatte. Kurt fand ich in einem anderen Zimmer voll von Menschen meines Alters, die mir außer Lore Sieskind und Ludi Goldwein vom Maccabi Hazair Amsterdam alle fremd waren. Ich bat Kurt einen Augenblick heraus und fragte ihn das Gleiche wie Harald.

Er sagte nicht viel, das weiß ich heute noch, und seine Haltung entmutigte mich sehr. Ich bin da sicher nicht der Einzige, und wenn ich ihn nicht gekannt hätte, hätte ich sicher ganz den Mut verloren. Ich hatte den Eindruck, als ob er mir nur halb zuhörte. Aber das passte zu ihm, genauso wie

die Absicht stand, sie in Konzentrationslager zu deportieren. Kurt Hannemann wurde am 31. März 1944 in Auschwitz ermordet. (Ch.FI.)

das magere, bleiche Gesicht. Auf jeden Fall versprach er mir, nachdem er noch einige technische Dinge von mir wissen wollte, dass ich „von ihm hören“ würde. Da konnte ich ja schon zufrieden sein, aber viel war es nicht, was ich mir unter „hören“ vorstellte. Den Rest des Tages verbrachte ich bei meinen Verwandten Berni und Fritz und meinem einzigen aus der Schulzeit übrig gebliebenen Freund Hans Bloemendal. Das Gleiche am nächsten Tag, einem Sonntag, und dann kehrte ich abends, etwas aufatmend, nachdem ich den Amstelbahnhof hinter mir hatte, nach Gouda zurück.

Die alltägliche Arbeit als Hausknecht nahm mich wieder ganz in Anspruch. Da es weiter ruhig blieb, wurde man selbst etwas optimistischer und verlor manchmal das Bewusstsein der drohenden Gefahr. Weiterhin hörte ich von Bekannten, die eines Tages von der Bildfläche verschwanden, also „untertauchten“, und man hörte Namen von Menschen, die wieder auftauchten, eben weil sie von der Polizei geschnappt worden waren. Und das kam dank des seit langem von den Deutschen aufgebauten Überwachungs- und Kontrollnetzes über Holland nicht selten vor. Sobald ich hörte, dass irgendeiner verschwunden war, dachte ich an meinen Besuch in der Tolstraat in Amsterdam, denn ich hörte inzwischen nichts von Kurt Hannemann.

Andererseits, wenn ein Bekannter erwischt worden war, pries ich mich heimlich doch glücklich, dass ich noch ein vollkommen legales Leben führte. Aber keine Angst, man vergaß mich nicht! Eines Tages, ich machte gerade die großen Speisekessel sauber, worin ich Spezialist war, sah ich, dass Lilo, die den Posten der Haushälterin innehatte, hinausgerufen wurde, und ich ahnte sofort, dass der Besucher sicher auch zugleich für mich kam. Als bald kehrte Lilo zurück und rief mich tatsächlich hinaus. Ich stand dann einem blonden Jungen, einem sogenannten arischen Typ gegenüber, den ich schon einmal zuvor gesehen hatte, als er zu Besuch bei Lilo war.

Wir kamen etwas ins Gespräch, und er teilte mir mit, dass er meine genauen Personalien haben müsse und fragte auch, wie es mit der Bezahlung eines eventuellen Personalausweises stünde. Ich sagte ihm, dass mein Onkel für die Kosten aufkommen würde, und Norbert Klein - so hieß er - schrieb alles gewissenhaft auf. Er hatte es ziemlich eilig und ging bald. Da schien ja mein Plan feste Formen anzunehmen, jubelte ich innerlich. Anscheinend genügte es, wenn Kurt Hannemann nur mit einem Ohr und geistesabwesendem Gesicht zuhörte! Ich wusste vor lauter Freude nicht, was tun! Fast hatte ich nämlich nicht mehr an „Untertauchen“ gedacht. Es war ja auch so ruhig die ganze Zeit. Zu ruhig fast!

Der Sprung ins Ungewisse

Es war ein nicht zu beschreibendes Gefühl, zum ersten Mal ohne den Judenstern über die Straße zu gehen. Zum Glück war es sehr früh am Morgen, und nur einzelne Arbeiter auf dem Weg zur Arbeit begegneten mir. Der leere Fleck auf der linken Brust schien, so kam es mir jedenfalls vor, magische Kraft zu besitzen und aller Blicke auf sich zu lenken. Einer, der zum ersten Mal gestohlen hat, muss ungefähr die gleichen Gefühle haben. Der Bahnhof war eigentlich der gefährliche Punkt, da man nie wusste, ob er bewacht wurde. Doch kam ich ohne Probleme auf den Bahnsteig. So lieb mir Gouda in den nahezu zwei Jahren geworden war, so erleichtert atmete ich doch auf, als sich der Zug endlich in Bewegung setzte. Noch ein letzter, etwas wehmütiger Blick auf das so vertraute Panorama, und schon rasten wir an fruchtbaren Wiesen und Äckern vorbei, auf denen die junge Saat bereits sichtbar war.

Alles war eigentlich in den letzten Wochen sehr schnell, fast programmgemäß nüchtern vor sich gegangen. Eines Tages kam Norbert Klein - man schrieb Anfang März 1943 - und brachte mir meinen gefälschten Ausweis. Komisch, bald sollte ich also den Namen Hendrik Westerman tragen, Maurer von Beruf und ungefähr anderthalb Jahre jünger sein als in Wirklichkeit. Das Einzige, was ich noch üben musste, war die Unterschrift, als ob es immer die meinige gewesen wäre. Gleichzeitig gab mir Norbert eine vierwöchige Reiseerlaubnis, um noch als Jude im Augenblick irgendeiner Gefahr mit der Bahn wegfahren zu können.



Norbert Klein, er überlebte im Versteck in Holland; er verletzte sich beim Sprung aus der 2. Etage eines Gestapogefängnisses das Rückgrat und blieb sein ganzes Leben gelähmt.

Er sagte mir, wenn irgendetwas passieren würde, und das war jetzt jeden Tag zu erwarten, sollte ich nach Amsterdam in die Tolstraat kommen, von wo ich dann „weiter expediert würde“, wie sich Hannemann ausdrückte. Das war gar nicht schlecht, nur hieß es aufpassen, um nicht noch zufällig verhaftet zu werden, vor allem, wenn etwas mit dem Altersheim geschähe.

Ich hielt es für richtig, nicht mehr dort zu arbeiten und kündigte. Ich hatte das Gefühl, dass man mich ein bisschen wie einen Verräter sah, um es grob auszudrücken, aber ich machte auch keinen Hehl daraus, dass ich nicht die geringste Lust hatte, noch in Westerbork zu landen. Es war verabredet, dass bei einer eventuellen Aktion gegen das Altersheim dieses vorher telefonisch gewarnt würde, sodass jeder, der wollte, auf und davon laufen konnte. Es waren praktisch nur drei von den 12 Angestellten, die das vorhatten. Ich half unterdessen den ganzen Monat März 1943 bei einer befreundeten Familie Kahn, einer Mischehe, beim großen Hausputz vor Ostern, aber gegen Ende des Monats begann ich, weil die Arbeit getan war, wieder halbtags im Altersheim zu arbeiten.

Man war nämlich sehr um Personal verlegen, da schon verschiedene Kollegen untergetaucht waren. Ab 3. April 1943 arbeitete ich dort wieder den ganzen Tag, lag aber stets auf der Lauer. Fast bei jedem Klingelzeichen sah man nach, wer es war.

Es musste ja etwas geschehen, denn mittlerweile waren nicht nur alle Altersheime in den umliegenden Städten Den Haag, Rotterdam und Utrecht geräumt worden, sondern in ganz Holland war außer dem Amsterdamer Altersheim nur noch das in Gouda verschont geblieben. Und von maßgebender jüdischer Seite in Amsterdam war unser Haus schon längst für überfällig erklärt worden.

Wie bereits gesagt, alles ging sehr programmgemäß. Wir schrieben den 9. April 1943.

Es war ein Freitagabend und wir saßen gerade beim Essen - es mochte 18 Uhr sein - als unsere Heimleiterin, Sara Texeira de Mattos, eine portugiesische Jüdin, in die Küche kam und uns mitteilte, dass in ca. einer halben Stunde die Aktion beginnen werde. Meine erste Reaktion war gleich null, denn ich löffelte die gute Hühnersuppe ruhig weiter. Erst danach drang der Ernst der Nachricht zu mir durch, und ich fuhr hoch mit dem bekannten, merkwürdigen Gefühl im Magen, das ich immer bei einem plötzlichen Schrecken bekam. Alle waren natürlich sehr aufgeregt. Ich rannte zur Garderobe, nahm meinen Mantel, sah und hörte nichts mehr um mich herum und war nicht eher beruhigt, bis ich ein paar hundert Meter vom Altersheim

entfernt war. Hinterher tat es mir leid, dass ich in meiner Bestürzung vergessen hatte, von den anderen Abschied zu nehmen.

Ich ging nach Hause und wartete ab, indem ich versuchte etwas zu essen. Gerade als ich Erkundigungen einziehen wollte, wie die Sache in der Stadt stände, sah ich bei jüdischen Nachbarn die Polizei klingeln und wusste nun, was das zu bedeuten hatte. In diesem Augenblick war ich völlig ratlos. Nur ein Gedanke beherrschte mich: Hinaus, ins Freie, fort von hier! Ich verabredete einige technische Dinge mit meinem Vermieter, einem durch Mischehe geschützten Mann, und verließ das Haus durch den an der Hinterseite liegenden Garten, sodass ich nicht auf der Straße zu gehen brauchte. Instinktiv bedeckte ich den Judenstern. Ihn ganz abzumachen, fehlte mir noch der Mut. Wohin ich die nächste halbe Stunde gelaufen bin, weiß ich nicht mehr. Auf jeden Fall machte ich mir Vorwürfe, dass ich für eine derartige Situation nicht vorgesorgt und beizeiten einen provisorischen Zufluchtsort gesucht hatte. Die Situation wurde nämlich kritisch.

Es ging auf 8 Uhr abends zu, und das hieß für uns Juden, zu Hause zu sein. Unterdessen lief ich ziellos herum und wusste nicht wohin. Zu allem Unglück war es noch nicht dunkel genug, um draußen bleiben zu können. Endlich kam ich auf den Gedanken, zu einem früheren Arbeitskollegen aus der Gärtnerei zu gehen. Es handelte sich ja nur um eine bis anderthalb Stunden. Die Menschen, die ich dort antraf, waren mir fremd, aber mein Bekannter war, wie erwartet, zu Hause. Man redete erst von ganz nebensächlichen Dingen. Als ich aber auf den eigentlichen Zweck meines Besuches zu sprechen kam, schwiegen alle betreten. Der Vater und Hausherr wollte nicht, dass ich bleibe. Seine Frau und die Tochter versuchten ihn umzustimmen, und der Sohn, mein Bekannter, stand etwas betreten abseits. Und ich daneben mit einem Gefühl von Hilflosigkeit, das ich in meinem bisherigen Leben kaum gekannt hatte. Was nun?

Es war eine verzweifelte Situation. Ungefähr 20.15 Uhr und ich ohne Zufluchtsort. Ich konnte ja, sobald ich die Straße wieder betrat, trotz des verdeckten Judensterns von jemandem erkannt werden, der mir übel gesinnt war. Die wenigen Juden zu kennen, die damals noch in Gouda übrig waren, war kein Kunststück. Endlich, nachdem ich eine Weile ziellos umhergelaufen war, schoss mir plötzlich mein auf dem Schwarzmarkt tätiger Butterlieferant durch den Kopf. Er hatte ganz in der Nähe sein Häuschen. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass keine Kunden da waren, trat ich ein und brachte mein Anliegen vor, mich etwa eine Stunde in seinem Schuppen aufhalten zu dürfen. Er verstand ganz gut, worum es ging, und gestattete es.

Dann leuchtete er mir mit einer Petroleumlampe im dunklen Vorraum herum und wies auf den Platz, wo ich am besten sitzen konnte. Ich atmete auf. Hier konnte ich getrost bis zur einbrechenden Dunkelheit sitzen, um danach zu Hause nach dem Rechten zu sehen. Die Zeit verging langsam. Ein einzelner Kunde kam. Ich hörte von weitem die gedämpfte Unterhaltung.

Als der Kunde endlich das Haus verließ, leuchtete er merkwürdigerweise in dem Vorraum, in dem ich mich befand, mit seiner Taschenlampe herum. Ich erschrak natürlich und konnte mir nicht erklären, warum er das tat. Dann entfernte er sich.

Endlich war es draußen dunkel genug, um sich hinauszuwagen. Mein Schwarzhändler bot mir auf dem Stroh ein Nachtlager an, und ich sagte ihm, dass ich noch nicht wüsste, ob ich davon Gebrauch machen würde. Als Dank drückte ich ihm einige Zigaretten in die Hand.

Schnell trat ich auf die Straße, nachdem ich mich erst vorsichtig umgesehen hatte. Ich lief erst an der Hinterseite meines Zimmers vorbei, um zu sehen, ob die Polizei wegen mir dagewesen war, denn dann hätte mein Vermieter, wie vorher verabredet, meine Balkontüre als sichtbares Zeichen offen gelassen. Ich atmete auf, als ich nichts dergleichen sah. Dann erst trat ich ein und hörte, dass keine Menschenseele nach mir gefragt hatte. So war ich also vorläufig durchgekommen. Ich beschloss, die Nacht in meiner Behausung zu verbringen. Sehr ruhig schlief ich zwar nicht, denn es bestand ja immerhin die Gefahr, dass man mitten in der Nacht geholt werden könnte.

Am nächsten Morgen ging ich sofort in die Stadt um zu hören, was nun eigentlich geschehen war. Es übertraf alle meine Befürchtungen. Alle waren verhaftet worden, die nicht in Mischehe lebten, und nur ganz wenige Familien waren vergessen worden. Man gratulierte mir zu meinem Glück.

Das Altersheim stand unter Bewachung. Augenzeugen erzählten, wie furchtbar die Szenen gewesen waren, die dem Abtransport vorausgingen. Nur einer von meinen Kollegen war geflüchtet. So war ich nun stellungslos geworden. Ich blieb die nächsten Tage, schlief lange, verbrachte die Zeit mit Einkäufen, Spazierengehen, aß gut und half ab und zu auf dem etwas verwaisten Gemeindebüro aus, vor allem am Telefon. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich dann auch, warum man mich verschont hatte. Der Gemeindevorsitzende, Eli van der Hoeden, wurde bei einem Besuch auf dem Polizeibüro gewahr, dass ich dort gar nicht als Jude eingetragen war! Welch ein unerwarteter Glückszufall!

Aber was nützte es mir? Denn nach einigen Tagen nahm ich die Abendzeitung aus dem Briefkasten, und darin stand die neueste Verordnung, bei der ich wieder das gleiche Schreckgefühl bekam wie ein Jahr zuvor, als die Verordnung über das Tragen des Judensterns veröffentlicht wurde. Diesmal betraf es die gesamte Räumung der Provinzen von Juden bis zum 23. April 1943. Jeder Jude musste sich bis dann im Lager Vught einfinden. Es bedeutete für alle, die noch frei waren, einen Schlag, obwohl man darauf vorbereitet war. Aber vor Mai hatte es keiner erwartet. Jetzt hieß es also untertauchen! Der Gedanke, dieser Verordnung Folge zu leisten, kam mir gar nicht in den Sinn. Es war Samstag. Bis nächsten Freitag lief die Frist, und ich beschloss, am Dienstagmorgen Gouda für immer zu verlassen.

Dies alles wirbelte mir durch den Kopf, als ich im schnellen Dieselszug Richtung Utrecht sauste. Ohne den beklemmenden Stern war ich freier, aber richtig froh fühlte ich mich noch nicht. Ich dachte, was ich bei einer eventuellen Kontrolle zu antworten hätte und manchmal zogen Schreckensbilder, worin es um Verhaftung und dergleichen ging, in meinem Geist vorüber. Endlich, um 8.30 Uhr, kam ich in Amsterdam an.

Ich ging gleich zur Wohnung Hannemanns, deren Adresse Schoschanna Litten mir gegeben hatte. Hannemann lag noch im Bett, ließ mich eine Weile warten und bestellte mich dann auf die J.C.B. (Jüdische Berufszentrale)²¹. Meine Verwandten rissen die Augen auf, als ich danach so „arisch“ bei ihnen zu Besuch kam. Später ging ich zur J.C.B., wo ein reger Besuch der legalen sowie der illegalen Welt herrschte. Viele Bekannte traf man wieder, und die Zeit verfloß mit viel Geplauder. Auch meinen Freund, Marcel Leiser, der ebenfalls aus dem Altersheim geflüchtet war, sah ich dort wieder. Nach endlosem Warten, d. h. bis ca. 14 Uhr, konnte ich endlich mit Kurt Hannemann reden. Er hatte mich schon aufgegeben, weil ich die ganze Zeit nichts von mir hatte hören lassen.

Einmal war jemand in Gouda gewesen und hatte die Botschaft hinterlassen, dass ich nach Amsterdam kommen sollte, hatte aber seltsamerweise nicht gesagt wohin. Auf jeden Fall wusste Hannemann nicht, wo er mich unterbringen konnte, noch nicht einmal für die kommende Woche, denn im Augenblick war enorm viel zu tun. Jeder, der konnte, tauchte unter, und es waren nicht genug Plätze für alle vorhanden. Ich sollte abends um 19 Uhr nochmals zur J.C.B. kommen, vielleicht dass er dann etwas wüsste. Und als

²¹ Eines der Ämter, deren Aufgabe die Berufsumschichtung war. In diesem Gebäude hielt die illegale Führung ihre Sitzungen ab, und dort trafen sich oft die legalen ebenso wie die illegalen Chalutzim. (Ch.Fl.)

ich kam, wusste er wieder nichts. So beschloss ich, mir selber ein Obdach zu verschaffen, und verabredete mich für den nächsten Morgen mit ihm.

Meine Verwandten waren verängstigt und wollten mich nicht bei sich übernachten lassen. Ein anderer Freund hatte eventuell etwas für mich, aber ich war so erbost über alles, dass ich beschloss, nach Gouda zurückzufahren und dort die Nacht in meiner alten Wohnung zu verbringen.

Genau als es 23 Uhr schlug, klingelte ich bei meinem Vermieter, der die Hände vor Schreck zusammenschlug. Er war ziemlich böse auf mich, musste mich aber doch einlassen. Ich versprach ihm, morgens in aller Frühe wieder zu verschwinden. So schlief ich dann sehr unruhig auf dem schon abgezogenen Bett in einem unordentlichen Durcheinander.

Am nächsten Morgen wiederholte sich derselbe Vorgang wie 24 Stunden zuvor. Dieses Mal hatte ich mich sogar im Zug geirrt und musste qualvolle 30 Minuten auf dem hell gewordenen Bahnsteig verbringen. Gegen Mittag sprach ich wieder mit Hannemann. Er gab mir eine Adresse, von der er aber nicht wusste, ob man mich dort aufnehmen würde. Auf dem Wege dorthin sagte ich mir dauernd: Es muss! Denn diese Nacht konnte ich nicht wieder nach Gouda zurück. Aber ich hatte Glück! Eine nette Frau öffnete mir und innerhalb von drei Minuten war alles erledigt. Nun wusste ich wenigstens, wo ich abends schlafen konnte. Ich hatte nur mit einem Aufenthalt von einigen Tagen gerechnet, da mir Hannemann einen Platz auf dem Lande in Aussicht gestellt hatte.

So zog ich dann nachmittags in mein Dachstübchen ein, das ich mit einem Studenten teilen sollte. Aus den Tagen wurden Wochen, und aus Wochen Monate. Jene Amsterdamer illegale Zeit begann, anfangs so leer und nutzlos, und später so ereignisreich und sogar produktiv. Ich zahlte drei Gulden Pensiön pro Tag und lebte in einem sehr netten und freundlichen Milieu.

Die ersten 14 Tage bildeten für mich eine harte Nervenprobe. Kaum, dass ich den Mut fand, tagüber zwei Stunden spazieren zu gehen. Es schien, als ob mir jeder auf die Stelle sähe, wo einst der Stern gesessen hatte. Abends nach 20 Uhr wagte ich mich erst recht nicht vor die Türe, von Straßenbahnen oder Kinos gar nicht zu reden. Erst ganz allmählich streifte ich diese Scheu ab, überwand mich, ging tagüber in die Stadt, besuchte Konzerte und Geschäfte, wann ich wollte, und bewegte mich bald wie einer, der nie einen Stern getragen hatte.

Es folgten Monate, in denen ich im Ganzen gesehen mehr Zuschauer als Teilnehmer war. Ich erlebte Vorbereitung, Fehlschlagen und Gelingen von Transporten mit Chawerím, sei es nach Frankreich oder nach Deutschland.

Hannemann musste auch untertauchen und langsam übernahm Kurt Reilinger²² die Leitung der illegalen Bewegung.

Gegen die noch in Amsterdam verbliebenen Juden wurden scharfe Gesetze erlassen, und Tausende mussten wieder den Weg ins Durchgangslager Westerbork antreten, oder es fanden Razzien statt, wie die große Süd-Ost-Razzia am 20. Juni 1943. An jenem Morgen wurde ich um 4 Uhr früh von gellenden Lautsprecherwagen der Grünen Polizei geweckt. Kurz danach begann die eigentliche Razzia, und man kam in jede Wohnung, um die Papiere zu kontrollieren oder nach verbotenen Dingen zu suchen. Mein Schlafgenosse und ich verharrten zitternd, während unsere Pensionswirtin mit ihrem deutschen Pass Wunder wirkte.

Und erst viel später am Tage sah ich mir an, was draußen vorging: die Absperrungslinien, die Sammelpplätze für die gefassten Menschen, die Abfahrt in Straßenbahnen.

Mit der Zeit wurde ich etwas aktiver, indem ich in bescheidenem Maße der Organisation zu helfen begann. Die Verwandten tauchten auch unter, es folgte die Katastrophe, dass Gideon und Norbert Klein, zwei der Aktivisten, gefasst wurden. Kurt war mit Leo Schwarzschild nach Frankreich gegangen, von dem man drei Wochen später einen Bericht aus Zürich empfing.

Dadurch war Lore Durlacher als einzige aus dem harten Kern der Organisation übrig geblieben, die nun die ganze Arbeit zu machen hatte, und ich half ihr, soweit ich vermochte.

Dann kam der für mich unglückliche Tag, der 5. September 1943, jener Tag, der der gemütlichen Zeit bei Familie Heymann, meiner Untertauchadresse, ein Ende machte.

Die untergetauchten Verwandten, bei denen ich in meiner Schulzeit gewohnt hatte, waren nämlich von ihrer Wirtin für etwa zwei Tage vor die Tür gesetzt worden, da sie aus irgendeinem Anlass nervös geworden war. Es war der 4. September 1943, ein Samstag. Wir saßen gerade beim Abendbrot, als die Verwandten mit ihrem kleinen Kind ganz verstört heraufkamen und baten, man möge sie diese Nacht aufnehmen. Eigentlich wusste keine Menschenseele außer Norbert, Gideon, Kurt und Lore meine Adresse, aber die Verwandten hatten mich gebeten, sie ihnen zu geben, für den Fall, dass ich mit den Lebensmittelkarten, mit denen ich sie versorgte, einmal zu spät wäre.

²² Kurt Reilinger („Nanno“ genannt) war auch in Frankreich im Widerstand aktiv. Er wurde 1944 verhaftet, überlebte, wurde aber 1945 in Holland von einem Lastwagen überfahren. (Ch.Fl.)



Lore Durlacher überlebte, kam nach Kriegsende nach Israel, heiratete Goren und starb 1991.



Erika Heiman (Mitte) mit Tochter Sonja und Sohn Dieter, bei ihnen war Chanan Hans Flörsheim bis zum 5. Sept. 1943 untergetaucht, als er von Gouda wegmusste.

Dann konnten sie mich, aber das auch nur im äußersten Notfall, erreichen. Und so erschienen sie dann völlig aufgelöst. Ich musste Frau Heimann, meine Wirtin, ziemlich lange überreden, und nur da ihre beiden Kinder, Dieter und Sonja, gerade auf Reisen waren, willigte sie schließlich ein, und so durften meine Verwandten bei uns übernachten.

Ich fuhr noch am gleichen Abend los, um ein Obdach für die nächste Nacht zu finden, aber vergeblich. Ebenso umsonst waren meine Anstrengungen am nächsten Tag. Ich fuhr den ganzen Tag auf Lores Rad umher und fand nichts. Mittags, um 15 Uhr, kehrte ich ziemlich müde zurück und hatte die Absicht, nach einer Weile wieder wegzufahren. Ich stand gerade auf, um die Wohnung zu verlassen, als es auf einmal ganz lang und anhaltend klingelte. Ich rief Frau Heimann, die auf dem Dach in der Sonne lag, damit sie die zwei Etagen tiefer liegende Haustür öffne. Ich hatte zwar schon selbst auf den elektrischen Klingelknopf gedrückt, aber die Tür unten wollte nicht aufspringen. Daher ging ich selber hinunter um zu öffnen. Inzwischen hatte aber Frau Heimann nochmals gedrückt und dieses Mal mit Erfolg. Daher kam es, dass - während ich halbwegs auf der Treppe war - mir vier grimmig dreinschauende Herren entgegenstürmten und ich, der unbefangen tun wollte, sie zu passieren gedachte. Denn beim ersten Augenaufschlag wusste ich, worum es sich handelte. Aber man versperrte mir den Weg weiter nach unten und so kehrte ich um.

Oben, an der Wohnungstür, entwickelte sich folgender, sehr kurzer Dialog zwischen den Herren und Frau Heimann:

„Heimann?“

„Ja, das bin ich.“

„Deutsche Polizei, Ausweise!“

Ich war inzwischen in der Wohnung und völlig ratlos. Ein unglaublicher Schrecken hatte mich erfasst. Also jetzt ist es aus!

Meine Schläfen hämmerten, das Blut dröhnte im Kopf, und meine Knie zitterten. In der rechten Hintertasche meiner Hose befanden sich noch 10 Lebensmittelkarten und in der linken ein Blanko-Personalausweis. Ich wurde von einem der Polizisten aufgefordert meinen Ausweis abzugeben. Unbesehen steckte er diesen in die Tasche, ebenso wie den deutschen Pass der Frau Heimann. Ich lief durch das Wohnzimmer ans Fenster und sah auf die Straße nach etwaiger Bewachung oder einem Auto. Nichts. Still lag das Plätzchen da, friedlich im sonntäglichen Sonnenschein. Dann hörte ich, wie einer kommandierte:

„Fertigmachen! Anziehen!“ Ich lief zur Flurtür, knöpfte demonstrativ mein Jacket zu und wollte hinunter marschieren. Meine Absicht war, die Treppe zu erreichen und dann zu laufen, was ich konnte, aber schon auf der ersten Stufe wurde ich von dem wachhabenden Kerl zurückgestoßen. So kehrte ich um, völlig ratlos und keines Gedanken fähig. Fast mechanisch lief ich in das Hinterzimmer, wo ein Mitbewohner, ein Herr Geismar von ca. 40 Jahren, schon einige Wochen untergetaucht war. Hinter ein dort befindliches Kästchen warf ich die Blanko-Identitätskarte. Fast wie durch eine Nebelwand hörte ich den Herrn fragen: „Nimmst du einen Mantel mit?“ Ich sagte auf gut Glück ja, aber mein Kopf war ganz woanders, denn ein neuer Plan begann sich blitzschnell zu formen.

Ich sah vor mir den Balkon und dachte an Norbert, der einmal verhaftet sich zu retten gedachte und vom dritten Stockwerk hinunter gesprungen war. Als ich aber hinunter sah, ließ ich diesen Gedanken gleich fahren. Doch war ich auf dem richtigen Weg! Denken und Handeln folgten fast gleichzeitig. Ich sprang auf das Holzgeländer, machte einen Schritt um die Bretterwand herum, die unsern Balkon von dem des Nachbarn trennte, und war - von unserer Wohnung aus - außer Sicht. Ich wiederholte dies noch einige Male und war so schnell einige Häuser von der Wohnung entfernt.

Auf den flachen Dächern ringsumher lagen einige Familien im Sonnenbad. Ich fragte mich später, was die wohl von jenem abenteuerlichen Kletterer gedacht haben mussten. Inzwischen sprang ich in eine unbekannte Wohnung, lief zur Flurtüre um hinunter zu gelangen. Aber jene war fest verschlossen, da die Bewohner außerhalb waren. Letzteres war auch mein Glück. Was hätte ich auch sagen sollen, wenn ich plötzlich vor den Leuten gestanden hätte? Schnell wollte ich mich unter einem Diwan verbergen vor eventuellen Verfolgern, besann mich aber eines anderen und stieg um eine andere Bretterwand herum in die anliegende Wohnung, die ebenfalls verlassen war, aber zu meinem Glück war die vordere Flurtür unverschlossen!

Schnell rannte ich hinunter auf die Straße, vorsichtig Umschau haltend, und bog um die Ecke. Dort parkte ein verlassener Mercedes-Benz mit deutscher Nummer. Danach rannte ich etwa eine Stunde ziellos umher, am ganzen Leibe zitternd. Ich hatte wohl das Gefühl gerettet zu sein, aber was, wenn man meine ganzen Geheimsachen gefunden hatte? Da war ein Brotbeutel mit Identitätskarten, Stempelkissen und achtzig Lebensmittelkarten.

Wenn die verloren gingen, wäre das eine nicht auszudenkende Katastrophe für unsere Organisation. Außerdem fürchtete ich für Lore, mit der ich mich um 16 Uhr verabredet hatte, und die, wenn ich nicht erscheinen wür-

de, sicher in meine Wohnung kommen würde. Ganz ratlos lief ich so umher, bis ich plötzlich einem Freund aus Wieringen, Erwin Kapellner, in die Arme lief. Er sah sofort an meinem Gesicht, dass mir etwas passiert war, fragte, und ich erzählte schnell. Er versprach, mir zu helfen und bot mir als erstes an, die Nacht bei ihm zu schlafen. Damit war ich schon der großen Sorge um den Nachtverbleib enthoben. Dann bat ich ihn, noch meinen Schlafgenossen, den Studenten Ab, bei der Straßenbahnhaltestelle abzufangen und ihn zu einem näher bezeichneten Treffpunkt mitzubringen. Ich fuhr dann, ohne jegliche Identitätskarte, zu Hanna Neubauer, wegen eines neuen Ausweises. Sie versprach diesen so schnell wie möglich zu beschaffen. Dann traf ich Ab und wir gingen auf den Schrecken hin ausgiebig essen, währenddessen ich ausführlich berichtete, was mir geschehen war. Danach ging ich zu Familie Kapellner, die auch untergetaucht lebte.

Am nächsten Morgen kam Lore zu mir, und eine freudige Begrüßung fand statt. Sie war wirklich nachmittags nichts ahnend bei meiner Wohnung gewesen, aber niemand hatte auf ihr Klingelzeichen geöffnet. Demnach nahmen wir an, dass - zu ihrem Glück - keine Bewachung in der Wohnung zurückgelassen worden war. So ging sie dann am nächsten Tag zurück zur Wohnung, um die wichtigen Dinge dort herauszuholen. Die Kinder von Frau Heimann waren am Abend jenes Unglückstages zurückgekehrt und ließen sie ein. So brachte sie mir die versteckten Blanko-Identitätskarten und eine davon ging zu Hanna, die sie für mich ausstellte. Später ging Lore noch einmal in die Wohnung und holte einige meiner zurückgelassenen Wäschestücke.

Erkundigungen zufolge, die ich später einzog, wurden meine Verwandten sowie der ältere Herr sofort nach Westerbork geschickt, während Frau Heimann zuerst ins Gefängnis und anschließend ins Straflager Vught kam. Ich trieb mich noch einige Zeit ohne feste Wohnung herum, fand aber zum Schluss eine sehr gute Pension im anderen Südviertel von Amsterdam. Ich half Lore weiter bei ihrer Arbeit, trotz aller Mahnungen das Land zu verlassen, wie es schon so viele taten. Die Jungen, die - als holländische Arbeiter getarnt - nach Deutschland gegangen waren, kamen, weil ihnen dort plötzlich Gefahr drohte, Hals über Kopf zurück und landeten innerhalb kurzer Zeit in Frankreich.

So langsam näherte sich meine nur manchmal unterbrochene Zuschauerrolle ihrem Ende. Obwohl ich oft von der Schweiz oder anderen Ländern geträumt hatte, wollte ich doch nur ungern von Holland scheiden.

Die große Wanderung Oktober 1943 bis April 1944

Von Holland nach Belgien

Die Regenwolken hingen tief über der erwachenden Stadt. Langsam waren die Anzeichen des beginnenden Alltags zu bemerken. Die ersten Straßenbahnen klingelten träge durch die nur spärlich erleuchteten Straßen. Von den Fabriken in den Vororten heulte eine Sirene Arbeitsanfang.

So stand ich, körperlich schrecklich müde, aber doch alle Nerven gespannt, und erwartete die Straßenbahn, um zum Bahnhof zu gelangen. Man schrieb den 8. Oktober 1943. Ein ereignisreicher Tag für mich! Es sollte, wenn alles nach Wunsch verlief, auch gleichzeitig der letzte Tag meines Aufenthaltes in Holland werden.

Aber so weit zu denken, war ja direkt furchterregend. Denn ich hatte die gefährlichste von beiden Grenzen zu überschreiten. Aber statt an die Gefahr zu denken, überwältigte mich viel mehr diese mir so vertraute Reiselust, die ich immer vor einer bevorstehenden großen Reise bekam. Und diese, die ich heute vor mir hatte, würde auch noch abenteuerlich werden können.

Endlich kam eine Bahn angerattert, die vom Depot zum Standplatz fuhr. Ich setzte mich in eine Ecke und schloss die Augen. Ein etwas wehmütiges Gefühl überkam mich trotz aller Reiselust. Jetzt sollte ich also Amsterdam und somit auch Holland für immer verlassen, wo ich mich sechseinhalb Jahre so wohl gefühlt hatte.

Es war ja nicht ganz freiwillig geschehen, nein, wem sein Leben lieb war, machte, dass er wegkam, gesetzt den Fall, er hatte die Verbindungen, um wegzukommen. Die meisten verbargen sich, tauchten unter, wie man es nannte, und die anderen, die hierzu nicht die Gelegenheit oder die Mittel hatten, mussten eben warten, bis sie von der Grünen Polizei abgeholt und über das Durchgangslager Westerbork nach Polen deportiert wurden.

Was mich anbetraf, so war ich seit April 1943 untergetaucht, aber man hielt es, weil sich die Gelegenheit bot und noch aus anderen Gründen für ratsam, dass ich auch weggehen sollte.

So zogen die einzelnen Stadien meiner holländischen Zeit noch einmal vor meinem inneren Auge vorüber: die Schuljahre in Amsterdam, das Werkdorf, Gouda, und schließlich ein halbes Jahr unter falschem Namen wieder in Amsterdam.



Menachem Pinkhof, einer der holländischen Organisatoren der Untergrundbewegung, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, in Holland lebenden Mitgliedern der Hechaluz-Bewegung die Flucht zu ermöglichen.

Viel Zeit, um meine Abreise vorzubereiten, hatte ich nicht gehabt. Menachem Pinkhof²³ teilte es mir anderthalb Tage vorher mit. Ich sträubte mich wohl anfangs, da ich noch verschiedene Angelegenheiten zu besorgen hatte, aber man half mir, und alles wurde erledigt. Und so kam es, dass ich mich jetzt in der erstbesten Straßenbahn befand.

Mein ganzes Reisegepäck bestand aus einer zum Bersten gefüllten Aktentasche und einem von meinen freundlichen Wirtsleuten bereiteten Esspaket. Am Bahnhof würde ich Zippi, meinen Reisegegnossen, treffen und in Rotterdam Menachem, der uns beide über die Grenze nach Antwerpen bringen würde. Als ich an der Straße, in der Lore wohnte, vorbeifuhr, bedauerte ich es, von ihr keinen Abschied genommen zu haben, aber ich hatte am Abend zuvor bis einige Minuten vor Sperrzeit auf sie gewartet, und sie war bis dahin nicht nach Hause zurückgekehrt.

Ab und zu versuchte ich etwas von den so vertrauten Straßen zu erkennen, aber ich sah nur die schwarzen Umriss der Häusermassen und das dünne Scheinwerferlicht der vielen Radfahrer neben der Straßenbahn. Kurz vor 6 Uhr kam ich am Bahnhof an, dem einzigen Ort, wo schon ziemlicher Verkehr war. Ich sah mich nach Zippi um, doch der war noch nicht zu sehen. Stattdessen wartete vor dem Eingang Miriam, Menachems Frau, die

²³ Menachem Pinkhof wurde mit seiner Frau Miriam 1944 verhaftet. Beide überlebten das Konzentrationslager Bergen-Belsen und kamen später nach Israel. Menachem starb im Jahre 1969. (Ch.Fl.)

von uns Abschied nehmen wollte. Wir plauderten etwas, als mein Reisegefährte ankam, ebenso spärlich mit Reisegepäck beladen wie ich. Er sah sehr übernächtigt aus und war wohl auch nicht vor 2 Uhr ins Bett gegangen. Wir nahmen leise und mit allen möglichen guten Wünschen von Miriam Abschied und kauften unsere Fahrkarten nach Breda. Dann machten wir, dass wir zum Zuge kamen, denn wir wollten angesichts der Anstrengungen, die uns bevorstanden, einen Sitzplatz haben. Wir waren gar nicht zu früh, denn der Zug war schon stark besetzt, aber zwei Plätze fanden sich noch. Es war noch völlig finster draußen und der Waggon erhielt nur etwas Licht von den Bahnsteiglampen.

Als wir so 10 Minuten schweigend da saßen, wurde ich plötzlich von hinten angesprochen und zu meiner Freude stand Lore neben mir. Das war für uns beide eine angenehme Überraschung! Sie wollte es sich trotz der frühen Morgenstunde nicht nehmen lassen, sich von uns zu verabschieden. Ich ging mit ihr hinaus auf die Wagenplattform, denn dort konnten wir ungestörter reden. Als ich zurückkehrte, ging Zippi hinaus zu ihr. Inzwischen war es schon 6.15 Uhr und der Zug hatte Amsterdam bereits verlassen.

Im Osten war es schon hell geworden, und die endlosen Wiesen lagen im ungewissen Zwielflicht des Morgens. Ich war froh, dass ich einen Grund hatte, um wieder hinaus auf die Plattform zu gehen, denn stillsitzen konnte ich nicht so recht. Lore wollte uns bis Haarlem begleiten, und so hatten wir Zeit, über alles zu reden, was zu besprechen war. Sie trug mir noch einige Grüße für Verwandte in Frankreich auf, und ich bat sie, meinen Onkel Carl, der untergetaucht war, nicht zu vergessen. In Haarlem stieg sie dann aus und ich kehrte zu Zippi ins Abteil zurück.

Der Zug war jetzt sehr voll und meistens von Studenten besetzt, die zur Universität in Delft fuhren. Jetzt ging es in rasender Fahrt vorwärts. Kaum wechselten wir beide einige Worte, um die Aufmerksamkeit nicht auf Zippis deutschen Akzent zu lenken, denn wir waren ja echte Holländer! Jeder war inzwischen mit seinen eignen, etwas trübseligen Gedanken beschäftigt. Es tat mir ja leid, wegzugehen aus Holland, dem Land, mit dem ich so verbunden gewesen war. Zwar war die letzte Zeit gefährlich gewesen, aber gleichzeitig auch interessant und aufregend.

In Delft und Den Haag wurde der Zug leer. Wir nahmen jetzt Fensterplätze, um die wohlbekannte Landschaft noch einmal sehen zu können. In Rotterdam stieg Menachem zu uns und während wir dann in Richtung Dordrecht fuhren, erklärte mir Menachem einen Zettel, auf dem der Grenz-

übergang aufgezeichnet war. Ich begriff zwar nicht viel davon, aber das würde an Ort und Stelle dann wohl gehen. Langsam bekam ich das bekannte Gefühl des Abenteurers, das sich näherte. Herrlich zu denken, dass, wenn alles klappte wie geplant, wir nachmittags um 17 Uhr in Antwerpen wären! Nicht auszudenken! In Dordrecht stiegen wir um nach Lage Zwaluwe hinter der Moerdijkbrücke, und von dort fuhren wir nach Breda, wo wir gegen 22 Uhr anlangten. Ich kannte ja von früheren Fahrten diese Gegend, und wir wollten auch über jenen Grenzübergang, den ich durch Hilfe eines Mädchens in Breda, Chana de Leeuw, gefunden und an Menachem weitergegeben hatte.

Wir sahen einmal im Bahnhofsgebäude von Breda Gestapo-Geister in der Form von zwei jungen Männern, die wir darum scharf im Auge behielten. Nach 10 Minuten kam der Autobus, mit dem wir weiterfahren mussten. Zippi und ich stiegen ein, während Menachem mit dem Fahrrad hinterherfuhr. Auch Breda sah ich wohl nun zum letzten Mal. Schön lag das Städtchen da, in herrlichen Sonnenschein gebadet. Dann fuhren wir durch die Ausläufer von Breda, und bald waren wir in Ginneken, von wo der Fußmarsch beginnen sollte. Menachem wartete an der Autobus-Haltestelle und deutete unmerklich auf die Straße hin, die wir nehmen mussten. Zippi und ich liefen, so viel wie möglich Gleichgültigkeit vortäuschend, nebeneinander und verabredeten einige geheime Dinge.

Ich würde mit der Zeichnung von Menachem vorausgehen, und er mir auf 100 Meter Abstand folgen und dann weiter immer genau dasselbe tun, was ich auch täte.

Ich sah verstohlen auf die Zeichnung und ging alleine los. Menachem sah ich schon in der Ferne auf seinem Rad, um die Gegend zu erkunden. So marschierte ich dann, insgeheim meinen Beschützer anflehend, mir jetzt etwas Glück zukommen zu lassen.

Gleich bekam ich einen Schrecken wegen einiger deutschen Soldaten, die am Wegrand Pilze suchten. Aber das bedeutete nichts weiter. So liefen wir dann, jeder mit seiner Aktentasche. Ab und zu sah ich mich nach Zippi um, der in gemessenem Abstand folgte.

Die Sonne brannte für diese Jahreszeit sehr heiß und bald brach mir der Schweiß aus, denn ich hatte alles doppelt und dreifach übereinander angezogen, um soviel Kleidung wie möglich mitzunehmen. In einem kleinen Wäldchen sollten wir Rast machen und mit Menachem zusammentreffen. Ich lief etwas zu weit, und als jener mit seinem Rad aus der entgegen gesetzten Richtung kam, wies er auf das Wäldchen am Straßenrand, und ich

machte kehrt. Dabei fragte ich ihn, ob alles in Ordnung sei und bekam eine befriedigende Antwort. Jetzt ein Sprung über einen Graben, und wir verschwanden im Gehölz. Die ganze Gegend schien uns völlig verlassen und man sah nur vereinzelte Bauernhöfe. Menachem füllte während der Ruhepause Zippis Pass aus, und dann aßen wir tüchtig. Ich verlor langsam das Gefühl jeder Gefahr und kam mir wie ehemals auf Fahrt mit dem Jugendbund vor.

Nach etwa 10 Minuten brachen wir auf. Menachem lief jetzt zu Fuß ein gutes Stück vor uns, und hinter mir, wie zuvor, Zippi. Eine Weile gingen wir noch auf der Landstraße, aber bald bogen wir von ihr ab. Nun führte der Weg durch einige Felder, mal nach links, mal nach rechts. Ich sah kaum auf die Karte, und nur, wenn ich infolge einer Kurve Menachem aus dem Auge verlor, denn jener hatte jetzt ein Riesentempo angeschlagen, und ich musste mich sehr beeilen. Zippi sah ich ein gutes Stück hinter mir und gab ihm, soweit das möglich war, Zeichen, damit er keinen verkehrten Pfad einschlug.

Plötzlich war der Feldweg mit Stacheldraht versperrt und dahinter lag ein Bauernhof. Wir stiegen an einer Stelle, wo der Stacheldraht aufgebrochen war, auf die andere Seite und ich ahnte, dass das die Grenze sein musste.

Wir liefen auf dem Feldweg noch 50 Meter weiter, dann traten wir durch den Hof eines anderen Gehöfts, und dort sagte uns Menachem, dass wir die Hauptsache hinter uns hätten. Welche Freude! Das Wasser lief uns aus allen Poren, so hatten wir die letzte halbe Stunde geschwitz. Wir befanden uns jetzt in einer Schmugglerwirtschaft, und Menachem wechselte dort unsere holländischen Gulden in belgische Franken. Um uns herum ging allerhand Gesindel aus und ein. Zum ersten Mal nach langer Zeit trank ich wieder Bier, gutes belgisches Bier, das erst einmal den Durst löschte.

Menachem erkundigte sich nach dem weiteren Weg und wie es mit der Bewachung sei. Wir mussten noch etwas warten, bevor wir aufbrachen, um keine deutsche Patrouille zu treffen. Es war 12.30 Uhr, als wir dann loszogen. Diesmal ging ich als Letzter, und so kamen wir über verschiedene Wege auf die Landstraße, wo ein Schild nach Breda/Holland wies.

Etwas später setzten wir uns in ein Café, wo es nur so von Schmugglern wimmelte: Frauen, beladen mit Hühnern und Eiern, Butter und Käse. Man konnte das alles sehen, und deshalb war der erwartete Autobus auch so gefährlich, weil der wegen dieses ausgedehnten Schmuggels öfters kontrolliert wurde. Eine Viertelstunde danach saßen wir dann im Bus, und ich erschrak

nicht wenig, als ich sah, wie eine deutsche Patrouille zu Rad um die Ecke bog und in die Felder hineinfuhr.

Erst glaubte ich, dass sie kamen, um den Bus zu kontrollieren, und dann hätte es schlecht für uns ausgesehen. Wir ratterten über die Landstraße los, an vereinzelt Gehöften vorbei, die da im hellen Sonnenschein lagen, während die Bevölkerung vor den Heimen ihre Mittagsruhe hielt. Wir beide verlangten vom Schaffner, laut Menachems Anweisung, ein Billet nach Hoogstraeten und bezahlten zum ersten Male mit belgischem Geld. In dem Städtchen Hoogstraeten stiegen wir aus und warteten dort auf die Überlandstraßenbahn.

In der Zwischenzeit erledigte Menachem einige Angelegenheiten, und wir drückten uns, so gut es ging, getrennt voneinander auf der Straße herum und betrachteten die Schaufenster. Gegen 14.30 Uhr kam die Bahn, und wir nahmen ein Billet nach Antwerpen.

Ich fühlte mich jetzt völlig außer jeder Gefahr und war fast in vollkommener Ferienstimmung. Ich saß draußen auf der Plattform und betrachtete die flämische Landschaft, die allerhand Erinnerungen an meine Ferienfahrt von 1939 durch Belgien wachrief. Knarrend fuhr auf der staubigen Landstraße. In Oost-Malle mussten wir umsteigen in die Straßenbahn 70 nach Antwerpen.

Wir saßen jetzt alle drei zusammen, und zum ersten Male fühlte ich auf dem bequemen Polstersitz eine tiefe Müdigkeit. Bald fuhr wir auf derselben Straße, über die ich im Sommer 1939 mit dem Rad gefahren war. An vornehmen Villen und ausgedehnten Gütern entlang ging es weiter, und ganz in der Ferne zeigten sich schon die Konturen unseres Ziels: Antwerpen.

Bald fuhr wir schon durch die Vororte, ab und zu über notdürftig hergerichtete Brücken und durch belebte Geschäftsstraßen. Es war gerade etwas nach 17 Uhr, als wir die erste Etappe unserer Reise beendeten. Wir standen auf dem Victorieplaats und wurden uns kaum bewusst, dass wir wirklich Belgien und Antwerpen erreicht hatten, unser heutiges Ziel.

Menachem ließ uns nicht allzu viel Zeit zum Denken, denn wir machten uns bald auf den Weg zu einer Adresse, die sich schon vor uns bei allen Frankreichfahrern einen gewissen Ruhm erworben hatte. Es war eine typische Antwerpener Kneipe, mit einem Zimmer, wo man unangemeldet schlafen konnte, und einem Dachboden dazu. Dort legten wir unsere Sachen nieder und ruhten uns etwas aus.



Ernst Hirsch, genannt Willy

Der Plan war, den morgigen Sonntag in Antwerpen zu bleiben und am Montag - während Menachem wieder nach Holland zurückkehrte - würden wir mit Willy, dessen wirklicher Name Ernst Hirsch²⁴ war, nach Paris fahren. Willy hätte laut Verabredung schon da sein müssen, aber es war noch keine Spur von ihm zu entdecken.

Eine Stunde später gingen wir in der Stadt Antwerpen spazieren. Es dunkelte bereits, aber wir schlenderten, in Ermanglung von etwas Besserm, umher und gingen danach in Richtung des „Hotels“ zurück, weil wir etwas essen wollten. Wir traten in die Gastwirtschaft ein, wo nur ein Gast im Gespräch mit einem der Angestellten auf dem Barstuhl saß. Als wir aber genau hinsahen, stellten wir fest, dass dieser Gast Willy war. Mit großem Hallo begrüßten wir einander. Willy erzählte, dass er gerade von Paris käme - natürlich ohne den „kleinen Spaziergang“ über die Grenze zu vergessen. Es wurde dann hin und her erzählt. Von Kurt Reilinger hörten wir, dass jener sich irgendwo in der Nähe der Schweizer Grenze aufhielt.

²⁴ Ernst Hirsch wurde 1944 verhaftet und ins KZ Bergen-Belsen deportiert, wo er 1945 umkam. (Ch.Fl.)

Von Menachem wussten wir, dass er die Absicht hatte, sich morgen, am Sonntag, Brüssel anzusehen. Wir dagegen blieben aus Sparsamkeitsgründen mit Willy in Antwerpen.

Am Abend gingen wir alle ins Kino, und anschließend aßen wir Eis von Vorkriegsqualität, das auch entsprechend teuer war. Gegen Mitternacht gingen wir endlich schlafen, zum ersten Mal außerhalb Hollands.

Wir hatten heute Sonntag. Menachem war, als wir aufwachten, schon auf dem Weg nach Brüssel und plante, abends zurückzukommen. Willy meldete sich auch nach einiger Zeit, denn er musste wieder zur Grenze fahren, um dort drei Kandidaten abzuholen, die mit uns zusammen nach Frankreich gehen sollten. Aber bis er seine Toilette gemütlich beendet hatte, war es zu spät, um noch den Zug zu erreichen. Er ging zwar doch zum Bahnhof, aber man hatte eben nicht auf ihn gewartet. Inzwischen hatten wir uns fertig gemacht und gingen hinaus auf die sonntäglichen Straßen der Stadt. Wir stiegen auch auf den „Meir“, das bekannte Hochhaus, und hatten eine wunderbare Aussicht auf Antwerpen und Umgebung. Es gab dort oben wunderbares Gebäck zu kaufen, aber zu entsprechend unerschwinglichen Preisen, genau wie in den Delikatessenzläden, wo man alles kaufen konnte, was sich der Gaumen wünschen mochte: Weintrauben, Schokolade, Nüsse, Feigen.

Wir standen mit vor Staunen offenem Munde vor diesen Köstlichkeiten ebenso wie vor den Schildchen, die den Kaufpreis zeigten. Wir sahen uns dann im Laufe des Tages noch einige Sehenswürdigkeiten der Stadt an. Ich kannte sie noch alle von meiner Radfahrt durch Belgien im Jahre 1939, und sie erfüllten mich mit einer gewissen Wiedersehensfreude, obwohl sich das ganze Stadtbild durch die Anwesenheit so vieler deutscher Uniformen und Posten geändert hatte. Das Einzige, was wir dann kauften, war das herrliche Eis. Abends aßen Zippi und ich in einer billigen Kneipe, nur um etwas Warmes zu uns zu nehmen. Dann legten wir uns aus Langeweile und Müdigkeit aufs Bett und erwarteten die Rückkehr von Menachem und Willy.

Als diese dann kamen, waren wir gerade in einen Halbschlummer gefallen. Mit ihnen zusammen waren das Ehepaar Bonn, damals unter dem Namen Waasdorp, und ein Junge aus Amsterdam, Paul Landauer. Max Bonn kannte ich noch aus Amsterdam, wo wir Bekanntschaft gemacht hatten. Nun mussten Zippi und ich unser Bett dem Ehepaar überlassen, sodass wir zu fünft auf einer Matratze auf dem Dachboden schlafen sollten.

Da aber dort nur für höchstens 3 Personen Platz war, blieb Zippi mit Bonns in einem Bett. Mit einem bisschen guten Willen ging eben alles.

Menachem kam spät abends aus Brüssel zurück und legte sich einfach wegen Platzmangel auf einem Tisch in der Gastwirtschaft schlafen. Wir mussten sowieso am nächsten Morgen schon um 5 Uhr aufstehen und er konnte dann ruhig weiterschlafen. Wir gaben ihm noch ein Briefchen für Lore²⁵ mit und legten uns ins Bett. Ich schlief kaum und war es, der die anderen um 4:30 Uhr weckte. Zeit hatten wir genug, und so packte jeder seine Habseligkeiten, was wegen der beschränkten Räumlichkeit eine ganze Kunst war. Danach nahmen wir unten im Schankraum mit den bekannten gut gemeinten Wünschen und Hoffnungen von Menachem Abschied. Erst in dem Augenblick fühlte ich, dass jetzt endgültig die Bande mit Holland gelöst waren, weil eben Menachem, der uns hierher gebracht hatte, uns jetzt verlassen würde. Aber viel Zeit um traurigen Gefühlen nachzuhängen hatte ich nicht. In kleinen Gruppen gingen wir zum Bahnhof und stiegen, nachdem Willy die Fahrkarten nach Tournai gekauft hatte, in den Zug Antwerpen - Brüssel.

Draußen war es noch völlig finster, und jeder duselte etwas vor sich hin, bis der Zug einmal richtig in Fahrt war und man langsam in der vorüberziehenden Landschaft etwas unterscheiden konnte. Gesprochen wurde nicht viel, um nicht die Aufmerksamkeit auf uns Ausländer zu lenken. In Brüssel mussten wir in den Express nach Lille umsteigen, und deshalb blieben wir auf dem Bahnhof. Ich war froh, dass ich Brüssel bereits kannte, denn so hatte ich nicht das Gefühl, diese Stadt versäumt zu haben.

Der Zug war übertoll, und wir hatten die Aussicht, bis Tournai, unserem Ziel, zwischen den Mitreisenden gequetscht stehen zu müssen. Man konnte zwar aus dem Fenster sehen, aber das war auch der einzige Trost. Und in dieser Verfassung blieben wir bis Tournai, außer Rie, die als Frau einen Sitzplatz gefunden hatte. Ein leichtes Gefühl der Spannung meldete sich bei mir, denn wir näherten uns wieder einer anderen Grenze. Unsere Befürchtungen vor etwaiger Kontrolle im Zug hatten sich nicht bewahrheitet. Willy hatte zwar irgendeinen Wisch, einen sogenannten Marschbefehl von einer Baufirma, aber viel Wert war der jetzt noch nicht. Vor dem Bahnhof in Tournai mussten wir auf die Straßenbahn warten, und um die Wartezeit zu kürzen, gingen wir in ein flämisches Café und aßen dort unsere Butterbrote mit Wurst und tranken Bier dazu.

Mit der Straßenbahn fuhren wir an den Zerstörungen von 1914 vorbei hinaus aufs Land und nach einer $\frac{3}{4}$ -Stunde stiegen wir in einem kleinen Dorf aus. Wieder gingen wir manchmal auf der Straße, dann wieder über

²⁵ Lore Durlacher hatte den Bereich Holland unter sich. Sie lebte nach dem Krieg bis zu ihrem Tod im Jahre 1991 in Israel. (Ch.Fl.)

Feldwege, und nach einer halben Stunde landeten wir in einem Café. Dort erzählte uns der Wirt, dass wir ganz dicht an der französischen Grenze seien und nur zwei Schritte genüßten, um hinüberzugehen. Wir tranken inzwischen Limonade und aßen noch etwas, denn der günstige Zeitpunkt, um die Grenze zu überschreiten, war noch nicht gekommen. Auch konnten wir nicht direkt hinüber, sondern mussten in einem Bogen gehen, um auf keine deutsche Patrouille zu stoßen. Einmal, als wir gerade aufbrechen wollten, kamen drei französische Grenzpolizisten mit den typischen Baskenmützen auf dem Kopf ins Lokal, und wir mussten wieder warten, bis sie endlich gingen. Inzwischen hatten wir verschiedene Päckchen Tabak gekauft, denn damit konnte man, wie Willy sagte, in Frankreich gute Geschäfte machen.

Zu Fuß über die französische Grenze

Endlich marschierten wir los, von vielen Segenswünschen des Wirts begleitet, denn wir waren nicht die ersten, die bei ihm vorbeikamen und die Willy hinüberbrachte. Wir liefen wieder über einen Feldweg, mussten manchmal über Gräben springen und Äcker überqueren. Mir war nicht so 100 Prozent geheuer bei diesem Manöver, denn das ganze Gelände um uns herum war so flach und offen, dass man schon von weitem gesehen werden konnte. Rie konnte mit den vielen Taschen, die sie schleppte, nicht so schnell mitkommen, und ich half ihr etwas beim Tragen. Wir alle steuerten immer noch gerade über einen Acker auf ein Bauerngehöft zu. Als ich mich einmal umsah, entdeckte ich etwas, das mir vor Schreck den Atem nahm: ganz in der Ferne eine deutsche Uniform auf einem Rad. Ich machte Willy darauf aufmerksam, und er sagte kein Wort.

An Weglaufen war nicht mehr zu denken. So marschierten wir dann eben ganz ruhig weiter. Der Radfahrer hatte uns natürlich schon gesehen und kam ganz gemütlich den Weg heruntergefahren und erwartete uns. Es war einer vom Grenzschutz, ein Veteran in den Fünfzigern, schätzte ich, mit einem biederem deutschen Gesicht. Das erste, was er sagte, war: „Papiers, s'il vous plait!“ Willy sprach ihn gleich deutsch an und erklärte ihm die Lage. „Na, dann kommt mal mit, ihr Holländer!“ Ich gab alles verloren. Denn laut Papier befanden wir uns als Arbeiter der Firma Dickman auf dem Marsch von Bordeaux im Südwesten von Frankreich nach Roubaix im Norden. Wie leicht war es doch einfach diese Firma anzurufen, um sich von der Echtheit der Papiere zu überzeugen!

Rie kam mit dem Mann ins Gespräch, und ich sah mich nach einer Fluchtgelegenheit um. Rie mit ihrem Charme erreichte inzwischen, dass der Deutsche einen gemütlichen Ton anschlug, den ich aber verkehrt auslegte. Wir passierten nämlich einen Friedhof, und unser Wächter meinte ganz beiläufig: „Na, jetzt kommt ihr vier Wochen ins Kittchen und dann werdet ihr erschossen und hier begraben.“

Und das glaubte ich dann auch! Denn damals wusste ich noch nicht, welche wunderbare Wirkung ein offiziell gestempeltes Papier auf einen Deutschen haben könnte. Als ich Willy gegenüber meine Bedenken äußerte, meinte er ganz kaltblütig: „Pass auf, er wird uns noch zur Straßenbahn nach Roubaix bringen!“ Aber das erschien mir in dem Augenblick so wahnsinnig, dass ich an seinem Verstand zweifelte.

Zippi war inzwischen auch mit dem Soldaten ins Gespräch gekommen, und da jener ebenfalls aus Berlin stammte, und dazu noch in demselben Wohnviertel wie ehemals Zippi wohnte, waren die beiden bald dabei, Erinnerungen an die Heimat auszutauschen. Zippi war ja, laut Dokumenten, als Holländer in Deutschland geboren. Wir wurden in das Büro des Grenzposten geführt, das sich auf der gleichen Landstraße befand, worauf wir vorher gegangen waren, immer noch auf belgischem Gebiet. Genau gegenüber dem Grenzposten war die Grenzbarriere. In dem Wachtzimmer war ein Offizier in Verhandlung mit einem Chinesen, den man wahrscheinlich beim Schmuggeln erwischt hatte.

Unser Wächter wechselte einige Worte mit seinem Vorgesetzten und dann forderte man uns auf, das Gepäck herauszunehmen. Ich drückte mich und legte nur den Tabak auf den Tisch. Von allen zusammen kamen insgesamt 28 Päckchen von je 100 Gramm zum Vorschein, und das war unser Glück, denn wir frischten ja die Erzählung auf, von Bordeaux nach Roubaix versetzt zu sein und hatten einige Tage Ferien dazu benutzt, um in Belgien Tabak einzukaufen mit der Absicht, bei unserem geringen Lohn etwas dazu zu verdienen. Das machte wahrscheinlich einen glaubwürdigen Eindruck. Zu meiner Erleichterung telefonierte man nicht, und wir durften alles wieder einpacken.

„Wenn ihr das nächste Mal wieder Tabak holen kommt, dann kommt über die Landstraße und nicht hinten herum über die Felder!“, sagte unser Wächter noch zum Schluss. Rie wollte ihm zum Abschied ein Päckchen Tabak schenken, aber er wies es beinahe entrüstet zurück. Dann wurde dem französischen Grenzposten ein Zeichen gegeben, und ungehindert ließ man uns nach Frankreich hinein, wo ganz in der Nähe eine Straßenbahn wartete.

Wir alle waren von einer solchen Freude erfüllt, dass wir uns beherrschen mussten, um keine Luftsprünge zu machen, denn vom deutschen Posten aus konnte man uns noch sehen. Welch ein Glück hatten wir! Willy meinte aber nur, unerschütterlich wie immer: „Na, hab ich euch doch gesagt!“

So fuhren wir also bald zum ersten Mal auf französischem Boden in Richtung Roubaix.

Nach einer halben Stunde kamen wir dort an und kauften erst einmal Weintrauben, die nicht mehr als 15 Franken per Kilo kosteten. Dann ging es in einer brechend vollen anderen Bahn nach Lille, wo wir gegen 16 Uhr auf dem Place du Théâtre ausstiegen. Ursprünglich hatten wir den Zug um 14 Uhr nach Paris erreichen wollen, aber dazu war es in Belgien durch unsern Zwischenfall zu spät geworden. So beschlossen wir, um 17:30 Uhr mit dem Express zu fahren. Wir gingen zum Bahnhof, und nun begann jener Prozess, an den wir uns schnell gewöhnen mussten, nämlich auf Kosten der deutschen Wehrmacht zu leben. Dank unserem so wertvollen Marschbefehl²⁶ gingen wir zur Wehrmachtskantine und aßen inmitten vieler deutscher Soldaten eine gute dicke Suppe und tranken Kaffee dazu, alles kostenlos, versteht sich. Dann gingen Willy und Zippi in die Stadt, um zu erreichen, dass wir auch Marschverpflegung bekämen.

Inzwischen gingen einige von uns auf dem Bahnhof spazieren, während einer immer auf das Gepäck Acht gab. Ich kaufte mir sofort in einem Kiosk ein französisch-deutsches Wörterbuch. Als wir so eine $\frac{3}{4}$ -Stunde gewartet hatten, kehrten Willy und Zippi zurück. Aber man frage nicht, wie. Mir blieb vor Überraschung fast die Sprache weg. Die Köpfe sah man kaum, weil jeder von ihnen einen Berg von Kommissbroten trug!

Wir mussten uns bei dem Anblick ein Lachen verbeißen. Außer den Broten waren da etliche Pfunde Butter und gute, seit langem entbehrte Würste. Kaum dass wir alles einpacken konnten! Als wir später zum Zuge gingen, trug jeder etwa zwei Kommissbrote in den Händen, die Würste und Butter in den Taschen verstaut. Willy ging direkt zum Zugführer und zeigte ihm einen Marschbefehl, der besagte, dass wir nach Paris mussten. Demzufolge durften wir in einen fast leeren Wehrmachtswagen einsteigen und machten es uns bequem. Unsere Stimmung war natürlich ausgezeichnet.

²⁶ Ein von einer deutschen Militärbehörde ausgestellter Ausweis, der dazu diente, Soldaten sowie auch Zivilarbeiter für die Wehrmacht ihren Standort bzw. Arbeitsplatz wechseln zu lassen. Dieser Ausweis berechnete zur Gratisbenutzung aller Eisenbahnverbindungen, zum kostenlosen Erhalt von Reiseproviant und Unterkunft. Die Marschbefehle, die wir benutzten, waren meistens gefälscht. (Ch.Fl.)

Alles war nach Wunsch verlaufen, und Willy bot uns mit seinen Papieren eine Überraschung nach der anderen. Selbstverständlich kostete uns die Reise nach Paris keinen Centime.

Überhaupt - die Aussicht, in Paris, dieser so viel besungenen großen Weltstadt zu sein, war bei mir entscheidend für meine besonders gute Laune. Wir sangen, während wir durch die Minengegend von Douai und Arras fuhren, ohne Unterlass alle möglichen Lieder, deutsche, holländische, süd-afrikanische und sogar hebräische. Doch langsam verstummte einer nach dem anderen, denn jeder war müde geworden, vor allem noch nach dem guten Essen, das nach Willys Vorschlag Butter und Wurst mit Brot war, statt umgekehrt Brot mit Belag. Welches Paradox in jener Zeit der Lebensmittelknappheit!

Erstmals in Paris und Bordeaux

Wir saßen bequem in unsern Polstersitzen und unterhielten uns etwas mit den Soldaten, die ein Gespräch mit uns angeknüpft hatten. Keinem kam es in den Kopf, daran zu zweifeln, dass wir etwa keine guten holländischen Arbeiter wären, die sich auf dem Weg zu einem neuen Bauplatz befänden. Leider würden wir bei Dunkelheit in Paris ankommen, und ich hätte es lieber normal, hell erleuchtet vorgefunden. So würde das also erst am nächsten Morgen geschehen. Unsere Spannung vor der baldigen Ankunft dort vertrieb alle Schläfrigkeit. Punkt 21.30 Uhr fuhren wir im Gare du Nord ein. Glücklicherweise, auch diese Reise hinter uns zu haben, stiegen wir aus. Eine ungeheuere Menschenmasse strömte dem Ausgang zu. Wir hatten schon vorher verabredet, an der Sperre aufeinander zu warten. Ich blieb mit Rie, der ich die mit Lebensmittel gefüllte Tasche tragen half, ein bisschen zurück. Ungeduldig schoben wir uns vorwärts. Ich nahm mit Genuss diese ganze Atmosphäre des Bahnhofsbetriebes wahr, wo Schnellzüge mit Schildern in allen Richtungen auf den Waggons wie tot in ihrer Leere auf den Gleisen standen.

Die hell erleuchtete Bahnhofshalle mit der wogenden Menschenmasse lag vor mir. Plötzlich, 50 Meter vor dem Ausgang, wurde Rie ein Lichtbildausweis unter die Nase gehalten und man wollte den Inhalt ihrer Tasche prüfen. Es war eine Kontrolle in Zivil auf Schmuggelwaren. Der Mann sah natürlich unsere Bescherung der Wehrmachtsverpflegung und hatte die Absicht, alles in Beschlag zu nehmen. Wir verstanden ihn schlecht, weil er

schnell französisch sprach. Rie antwortete auf alles nur: „Wehrmacht, Wehrmacht!“ Er aber antwortete nur: „Non, Wehrmacht!“, worauf Rie ebenso hartnäckig entgegnete: „Si, si, si, Wehrmacht!“

Ich lief inzwischen schnell zum Ausgang und holte Willy. Und wieder tat der Wisch seine Pflicht, denn vor den Stempeln der deutschen Wehrmacht und einem Schriftstück, dessen Inhalt der Beamte doch nicht begriff, musste er weichen. So machten wir unsern Eintritt in Paris.

Willy kannte ein Hotel ganz in der Nähe des Bahnhofs. Es trug den Namen „Hotel Transatlantique“, in der Rue des deux gares gelegen. Dort wurden wir eingeschrieben und erhielten sehr einfache, aber saubere und große Zimmer. Zippi und ich schliefen zusammen, Paul mit Willy, und Familie Bonn in einem dritten Zimmer.

Zippi und ich gingen später, als wir schon im Bett lagen, noch einmal die Ereignisse dieses Tages durch, und wir mussten gestehen, dass wir uns den Verlauf der Ereignisse ganz und gar nicht so vorgestellt hatten, als wir damals in der Nicolaas Witsenkade in Amsterdam zum ersten Mal über Frankreich sprachen. Na denn, Anfang gut, Ende gut, dachten wir. Und so schliefen wir ein mit der Aussicht, am nächsten Morgen Paris, diese für uns noch unbekannte ehemalige Lichterstadt, kennen zu lernen.

Es war ein unvergesslicher Anblick, den ich am nächsten Morgen vom Fenster unseres in der dritten Etage gelegenen Zimmers hatte. Vor mir, unten, lag das riesige Gelände des Gare de l'Est mit seinem Menschengewimmel und Bahnhofsbetrieb und dahinter die Pariser Vorstädte, die auf etwas hügeligem Gelände alle in morgendlichen Dunst gehüllt waren. Mein Herz schlug unwillkürlich höher, obwohl ich später noch unendliche Male schönere Aussichten hatte. So standen wir alle beide da und konnten nicht begreifen, dass wir vor drei Tagen noch durch Amsterdam gefahren waren und heute mitten in Paris erwachten. Wir würden bis Mittwochabend bleiben und versprachen uns, die Zeit gut zu nutzen, um so viel wie möglich zu sehen.

Bald saßen wir mit den anderen vier zusammen und frühstückten, viel zu ausgiebig und für meine Begriffe viel zu lange, denn ich brannte vor Ungeduld hinauszukommen. Endlich war es dann so weit. Nun wollten aber Max und Willy zum Friseur, sodass wir drei anderen uns inzwischen in der Nähe die Zeit vertreiben mussten. Wir gingen etwas spazieren und nahmen unsere Umgebung neugierig auf. Auch sahen wir einige Juden mit dem uns wohlbekannten Stern. Dann mussten wir zurück zum Gare du Nord, um die anderen zu treffen. So stromerten wir alle den ganzen Dienstag und auch

den darauf folgenden Mittwoch durch Paris. Wir besuchten den Trocadéro, den Eiffelturm, den Arc de Triomphe und noch andere Sehenswürdigkeiten. Ich hatte manchmal einen kleinen Ärger, weil die anderen so viel Zeit für die Schaufenster verschwendeten.

Aber nun etwas zu unseren ernstesten Absichten. Ursprünglich wollte uns Willy am Mittwochabend mit nach Bordeaux nehmen, da dort die Möglichkeit am größten war, Arbeit zu finden.

Nun aber hatten wir zufällig in unserem Hotel einen Bekannten aus Holland getroffen, der von Kurt Reilinger über die Grenze gebracht worden war. Er hatte die Bekanntschaft eines Belgiers in Paris gemacht, der eine neue Baufirma gegründet hatte. Einzelheiten wusste er nicht, aber Max und Zippi wollten mitkommen, um mit dem Mann zu reden. Sie kehrten dann auch mit guten Nachrichten zurück. Die Firma hatte noch keine Arbeiter angeworben, und wir würden die ersten sein. Guter Lohn, gutes Essen, alle sechs Wochen Urlaub und noch andere herrliche Aussichten wie eine eigene Lebensmittelkarte.

Wir beschlossen die Sache zu wagen und sollten am nächsten Tag, Donnerstag, zu der Baustelle in der Nähe von Rouen fahren. Er würde uns an einem anderen kleinen Ort erwarten. So schienen im Moment alle Probleme gelöst zu sein, dank sei Gérard, so nannte sich unser Bekannter aus Holland. (In Wirklichkeit war er aber ein Wiener, der zur Hechalutz-Organisation²⁷ gehörte.)

Wir verbrachten noch den Rest des Tages auf angenehme Weise und waren zufrieden mit dieser Lösung, denn etwas Bestimmtes in Bordeaux hatte Willy auch nicht in der Hand gehabt. Abends brachten wir alle ihn zum Bahnhof Austerlitz, und es tat uns leid, ihn so allein ziehen zu lassen, da wir gedacht hatten, die Reise zusammen zu machen. Ich glaube, wir fuhren dann mit der Metro zurück ins Hotel und legten uns bald schlafen, da wir einen anstrengenden Tag hinter uns hatten.

Am nächsten Morgen, um 8:30 Uhr, befanden wir uns schon am Bahnhof St. Lazare, um uns für den um 9 Uhr abfahrenden Express-Zug nach Le Havre einen Platz zu sichern. Aber so schlau wie wir waren auch alle anderen gewesen, die noch früher gekommen waren. So konnten wir uns wenigstens Stehplätze im Gang aussuchen. Es ging dann bis auf einen kurzen Aufenthalt direkt bis Rouen durch eine freundliche Hügellandschaft, wobei

²⁷ Name der Bewegung, der alle Chalutzim (Palästina-Pioniere) angehörten. (Ch.Fl.)

immer wieder die Seine zu sehen war. Um 10:30 Uhr kamen wir in Rouen an und fuhren um 11 Uhr mit dem Personenzug Richtung Dieppe weiter.

In Auffay, so hieß der Ort, wohin wir mussten, stiegen wir aus. Am Bahnhof erwartete uns tatsächlich Herr de Mol, so hieß unser zukünftiger Arbeitgeber. Die nächsten Stunden verbrachten wir in einem Café, aßen unsere „Wurst mit Butter und Brot“ - langsam wurden es wieder Butterbrote - und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Wir hatten schon verschiedene Male das Städtchen durchkreuzt und waren zufrieden, als wir ein Kino entdeckten. Um 7 Uhr kam Herr de Mol und holte uns vier Männer, Zippi, Max, Gérard und mich, zur ärztlichen Untersuchung ab. Wir wurden von einem französischen Arzt, der sehr liebenswürdig war, von Kopf bis Fuß untersucht. Und es geschah weiter nichts, als dass er bei Zippi, der sich schon den ganzen Tag nicht wohl gefühlt hatte, Angina feststellte.

Er konnte gleich in der Krankenbaracke zurückbleiben, und wir anderen zogen los. Gegen 6 Uhr wurden wir in einem Auto zu unserem zukünftigen Wohnort, einem nahegelegenen Dorf mit Namen Biville-la-Baignarde, gebracht. Dort angekommen, wurden wir etwas entmutigt durch einen leeren, primitiven Schuppen, in dem wir hausen sollten, ohne Wasser, Licht, Betten, Stühle, völlig unmöbliert.

Ein O.T.²⁸- Leiter, der bei uns war, bekam vor allem mit dem Ehepaar Bonn Mitleid und besorgte ihnen ein herrliches, vornehmes Zimmer beim Bürgermeister des Dorfes. Gérard und ich mussten mit den Strohmattmatzen vorlieb nehmen. Nachdem wir allein waren, besprachen wir die Situation und hofften, was Arbeit und Essen betrifft, mehr Glück zu haben als mit der Wohnung.

Am nächsten Morgen sollten wir beginnen, aber hier standen wir vor einem Problem: Wie im Dunkeln wach zu werden, sich nicht waschen zu können und die Kleider zu finden! Ich beschloss daher, sobald ich mit der Arbeit am nächsten Tage fertig wäre, ein Zimmer zu suchen, denn dieser Zustand war auch dem Anspruchlosesten doch zu primitiv. Ich wurde also, Wunder über Wunder, am nächsten Morgen beizeiten wach und ging ungewaschen zur Arbeit.

Max holte mich ab. Gérard hielt in der Baracke Wache, und das wurde auch als Arbeit gerechnet. Ich aß unterwegs mein Frühstück und nach einer

²⁸ Die Organisation Todt (O.T.) wurde im Mai 1938 gegründet und nach ihrem Führer Fritz Todt benannt. Sie wurde als Bauorganisation für militärische Anlagen geschaffen, die sowohl in Deutschland als auch in den von deutschen Truppen besetzten Gebieten kriegswichtige Bauvorhaben durchführte. (Ch.Fl.)

¾-Stunde kamen wir auf der Baustelle an. Herr Mol war nirgends zu sehen und kam erst später zu uns. Max hatte sich als Zimmermann ausgegeben und ich mich als Gärtner. So wurde ich dann auch zu den Erdarbeitern eingeteilt. Ich kam zu einer Gruppe junger Franzosen, die ein Loch ausgruben, was später das Fundament eines Bunkers werden sollte. So machte ich meine erste französische Konversation. Sehr begeistert war ich nicht, als ich abends heimkehrte, und Max ebensowenig, obwohl er bessere Arbeit hatte. Es dauerte auch zwei Tage, bis ich ein Zimmer fand, und dann war ich glücklich, wieder in einem ordentlichen Bett schlafen zu können. Zippi ging es wieder besser; und wenn er käme, würden wir das sehr geräumige Bett teilen. Die Wirtsleute waren die Bäcker des Dorfes und sehr nett zu mir.

Die Franzosen, denen ich begegnete, und die anfangs glaubten, es mit Deutschen zu tun zu haben, wurden sehr freundlich, als sie hörten, dass wir Holländer waren und zur Arbeit gezwungen worden seien. Am Sonntag waren wir frei und besuchten das Kino in Auffay, wo wir uns den Film „Nord-Atlantique“ ansahen. Die Hälfte verstanden wir zwar nicht, aber den Rest reimten wir uns zusammen.

Am Montag erlebte ich eine große Überraschung, als ich abends, nachdem ich mich erst zu Hause gewaschen hatte, zum Abendessen in die Baracke kam. Diese war nämlich voller Menschen. Beim Schein einer Taschenlampe sah ich die einzelnen Leute. Ich kannte davon Emil Windmüller, Herbert Lifmann und Paul Landauer, der in Paris zu einer Baustelle auf dem Flugplatz Le Bourget gegangen war, und machte dann noch Bekanntschaft mit Max Windmüller, Emils älterem Bruder, und Rolf Rothmann. Es hieß, dass Le Bourget gefährlich worden war, weil man eine Razzia auf holländische Arbeiter fürchtete, die nach Deutschland geschickt werden sollten. Wir waren glücklich, mit mehreren zusammen zu sein, sodass alles ein bisschen gemütlicher wurde. Die Neuangekommenen mussten auch erst die harte Schule durchmachen und in der Baracke schlafen. Einige Tage später fanden sie durch Vermittlung des Bürgermeisters ein Haus, wo alle Platz fanden. Es erhielt daher den Namen Beth Chalutz²⁹.

Ich blieb mit Zippi bei der Bäckerfamilie, bei der wir, nachdem wir uns von der Wehrmachtsküche losgesagt hatten, sogar mehr oder weniger gut aßen. Rie kochte für die Jungen in ihrem Haus, aber dort wollten wir nicht mit essen, weil der Raum zu beschränkt war. So arbeiteten dann Zippi, Max Bonn und Max Windmüller als Zimmerleute, Paul und ich als Erdarbeiter,

²⁹ Chalutz: Pionier, der sich für landwirtschaftliches Leben in Palästina/ Israel vorbereitet. (Ch.Fl.)

meistens aber in einer flämischen Betonarbeiterschicht, und Herbert mit Rolf als Maurer. Max Bonn wurde bald unser Vertreter bei der Firma de Mol und bekam später einen noch besseren Posten in dessen Büro in Auf-fay.

Eines Tages hatten wir eine große Freude zusammen mit einem noch größeren Schrecken, als abends Willy vor uns stand mit Ludi Goldwein, der gerade aus Holland gekommen war. Wir hörten von ihm als letzte Neuigkeit, dass Kurt Hannemann mit noch anderen Freunden verhaftet worden und schon auf dem Transport nach Polen sei. Dieses war eine schlimme Nachricht, und man fürchtete, dass es auch mit all den noch übrig gebliebenen Freunden noch ein schlechtes Ende nehmen würde. Ludi wurde den Zimmerleuten zuteilt, und er war es, der mit Zippi am meisten für die gute Sache faulenzte, während wir Betonarbeiter oftmals fest mit anpacken mussten. Willy blieb noch einen Tag und fuhr dann am nächsten Morgen zurück nach Paris, von Max und Rie bis Rouen begleitet.

Wir kamen weiter gut miteinander aus, und jeder zählte für sich die Tage bis zum Urlaub. Denn wir wollten alle noch einmal nach Holland zurück, um unser großes Gepäck zu holen. Von Kurt Reilinger hatten wir inzwischen nur undeutliche Nachrichten. Wir hofften, ihn bald auch einmal bei uns begrüßen zu können.

Das kam dann auch sehr bald und überstürzend: Wir kamen eines Abends, es war schon Spätherbst und es dämmerte, von unserer Arbeit nach Hause, als uns auf der Straße jemand entgegenkam und uns sagte, dass Kurt und Willy da seien. Wir freuten uns gewaltig, zumal wir Kurt schon lange erwartet hatten, ihn aber zu der Zeit in Belgien wähten. Da musste schon etwas Besonderes los sein, wenn die beiden zusammen zu uns kamen.

Zippi und ich gingen schnell zu unserer Bäckerfamilie essen. Es war an diesem Abend ein Stück Schwein, an dem aber noch einige Borsten geblieben waren. Ich aß, besonders aus Ungeduld, fast nichts. Das Haus, das, wie gesagt, so langsam ein Beth Chalútz geworden war, lag ungefähr 5 Minuten von unserer Behausung entfernt. Wir traten ein, während alle noch beim Essen waren. Die Begrüßung war herzlich, da gerade wir vier Auffayer Kurt zum letzten Male in Holland gesehen hatten. Rie gab uns noch etwas zu essen, nachdem ich die Geschichte mit dem Schweinskopf erzählt und als Beweis den ungenießbaren, borstigen Rest mitgebracht hatte. Aber irgendeine mehr hungrige als barmherzige Seele aß ihn doch noch auf.

Nach dem Essen begann die eigentliche Besprechung. Ich sehe jetzt noch alle ziemlich eingeeengt um den Tisch sitzen, teils in Arbeitskleidung,

teils schon umgezogen. Alle waren ziemlich gespannt, doch rückte Kurt, wie es so seine Art war, nicht gleich mit der Hauptsache heraus, sondern gab erst einen Bericht über die Lage der Juden in Frankreich, über seine Erfahrungen der letzten Zeit, und zum Schluss kam er auf den Kern der Sache zu sprechen. Es war eine Möglichkeit geschaffen worden, nach Spanien zu gelangen, dank einer erst jetzt entdeckten jüdischen Schwesterorganisation. Das war für uns eine schöne Überraschung! Nach Spanien! Frei von diesen falschen Namen und Papieren! Aber nicht alle waren restlos begeistert. Rolf Rothmann, Paul Landauer, Emil Windmüller, Herbert Liffmann und ich waren die Mutigen, die sofort mitmachen wollten. Kurt sagte, es sei keine Kleinigkeit, die Pyrenäen zu überqueren, aber wir würden es alle wohl schaffen.

Auch wusste er nicht, ob gleich so viele von Auffay mitgenommen werden könnten. Er würde uns auf jeden Fall darüber bald telegrafieren. Die Reihenfolge, wenn die Zahl der Teilnehmer beschränkt war, würde wie folgt sein: ich, Herbert, Paul, Emil und Rolf. Bis 2 Uhr nachts wurde noch geredet. Kurt wollte morgens wieder nach Paris zurück.

Um Mitternacht war eigentlich Ausgehverbot, aber was kümmerte man sich in diesem Nest darum! Angeregt diskutierend gingen Zippi und ich schlafen.

Es war für mich sicher, dass ich Montag Biville verlassen sollte, und zusammen mit mir auch die drei anderen. Am Samstag würde Kurt telegrafieren. Also arbeitete ich noch am Freitag, d. h. ich drückte mich vor jeder Arbeit und hatte die Absicht, am Samstag noch einmal nach Rouen zu fahren, um die Stadt zu besichtigen. Wie geplant, so getan. Das Wetter war nicht gerade dazu geschaffen, um sich eine Stadt anzusehen, aber da mir in solchen Fällen Regen oder Hagel nichts ausmachte, wanderte ich halb durchnässt durch Rouen, besah den Hafen, die Kathedrale und das Denkmal der Jeanne d'Arc. Danach nahm ich, da ich erst abends den Zug nach Auffay nehmen konnte, ein herrliches heißes Bad, das mich wieder ganz erfrischte. Gegen 22:30 war ich wieder oben in Biville, und da war es eine große Enttäuschung für mich, dass tagsüber kein Telegramm von Kurt gekommen war. Na, dachte ich, so ist es, wenn man sich auf etwas zu früh freut, dann muss es eben schiefgehen.

Der Sonntag kam und immer noch kein Telegramm. Wir dachten schon alle, es sei etwas passiert mit Kurt. Man hatte ja Grund genug, um oft gleich an so etwas zu denken. Abends entschloss sich Max, Ries Mann, mit Paul zu telefonieren, der mit Kurt zusammen nach Paris gefahren war. Paul war

erstaunt zu hören, dass wir von nichts wussten, und erzählte, dass 4 von uns gehen könnten und am Dienstagmorgen in Bordeaux sein müssten. Herbert, der mit mir beim Telefon stand, und dem ich die Nachricht zurief, rannte sofort auf einen gewissen Ort los, an dem man in solchen Fällen die Folgen großer Aufregung zu deponieren pflegt. Mir ging es auch nicht anders, nur kam es nicht so plötzlich wie bei ihm. Große Aufregung! Es wurde zwischen Herbert, Rie, Max und mir noch einiges, vor allem Finanzielles, besprochen, und dann gingen wir Emil wachmachen, um ihm die frohe Nachricht zu überbringen. Danach nahmen wir von den anderen Abschied, da diese morgens wie gewöhnlich zur Arbeit gehen mussten und wir im Laufe des Tages abfahren würden. An diesem letzten Abend in Biville kam ich sehr spät nach Hause und konnte es nicht unterlassen, Zippi zu wecken, um ihm alles zu erzählen. Spät, sehr spät, schlief ich ein.

Ich wachte auf, als Zippi schon angekleidet war. Das Licht brannte noch. Draußen wurde es langsam Tag. Zippi gab mir noch Adressen um - wenn ich einmal glücklich in Spanien landen würde - an seine Schwester zu schreiben, die in England lebte. Unser Abschied war sehr herzlich. Wir waren, seit wir unsere gemeinsame Reise Amsterdam - Auffay angetreten hatten, sehr gute Freunde geworden. Es tat mir leid, dass er nicht mitging, aber er wollte auf Lolly, seine Freundin, warten. Wir drei Spanienkandidaten packten und erledigten unsere letzten Vorbereitungen und waren in zuversichtlicher Stimmung.

Um 15 Uhr sollten wir uns mit Rie in Auffay treffen, da sie noch einige Besorgungen für uns machen wollte. Meinen Bäckersleuten erzählte ich, dass ich in Urlaub nach Holland ginge, und schenkte dem Mann noch zum Abschied ein Päckchen Tabak. Herbert und Emil gingen zuerst hinunter nach Auffay, ich folgte ihnen etwas später. Wir mussten jedes Aufsehen vermeiden, da es sich ja doch um eine fluchtartige Abreise handelte. Auf dem Weg nach Auffay kam mir plötzlich ein Autobus der Wehrmacht entgegen und schon fürchtete ich, dass darin unsere Chefs saßen und diese mich vielleicht sehen könnten. Ich stand daher mit dem Gesicht von der Straße abgewandt und ließ so den Bus an mir vorbeifahren. Wie ich später hörte, waren unter den Insassen gerade einige Jungen von uns, darunter auch Hans Ehrlich, die Gérard gerade aus Holland geholt hatte.

Im verabredeten Café in Auffay trafen wir Rie mit Emil Glücker, der auch gerade auf Besuch gekommen war. Der Abschied auf dem Bahnhof dauerte sehr lange, da der Zug nicht abfahren wollte. Die Stimmung war großartig und konnte gar nicht besser sein.

Viel hatten wir nicht bei uns. Ich hatte nur eine Aktentasche, mit der ich aus Holland gekommen war, mehr nicht. Die anderen das gleiche oder einen Brotbeutel, denn man durfte sich für die Pyrenäen nicht schwer beladen. Außerdem hatten wir Pauls Sachen bei uns. Der Arme, der in Paris war, wusste nicht einmal, dass er mitging, da Rolf vor ihm an der Reihe war, aber zu seinen Gunsten verzichtet hatte.

In Rouen stiegen wir um und aßen erst einmal tüchtig im Wartesaal. Dann dampften wir mit dem Le-Havre-Express nach Paris. Es war schon fast 9 Uhr, als wir auf dem Bahnhof St. Lazaire ankamen. Paul stand mit zwei holländischen Freunden an der Sperre.

Im Laufschrift rannten wir in die Metro und fuhren zum Austerlitz-Bahnhof. Unterwegs erzählten wir Paul, dass er mitginge. Um die Reise Paris - Bordeaux im Sitzen machen zu können, war es geboten, etwa eine $\frac{3}{4}$ -Stunde vor Abfahrt des Zuges anwesend zu sein. Und so fegte dann kurz vor 22 Uhr eine Gruppe von vier Jungen durch die Sperre, statt Fahrkarten ein gestempeltes Papier in der Hand schwenkend. Wir hatten Glück, zwar fanden wir keinen idealen Waggon, aber doch Sitzplätze, auch wenn sie zwischen deutschen Soldaten waren.

Ich feuerte meine Aktentasche ins Gepäcknetz und rannte wieder hinaus, um noch etwas zu trinken, da ich durch die Metrofahrt ganz ausgetrocknet war. Es herrschte viel Betrieb auf dem Bahnsteig. Gleich würden wir abfahren. Ich umfing das Ganze mit einem letzten Blick, um die Erinnerung an Paris nicht zu verlieren, und dann hieß es: En voiture! Unmerkbar fuhr der Zug an und rollte hinaus in die kalte Herbstnacht. Wir schrieben den 8. November 1943.

Ich weiß nicht, ob es meine Fantasie war oder die vielen Geschichten über Bordeaux. Auf jeden Fall hatte ich mir immer eine südliche Großstadt vorgestellt, ein weißes Häusermeer mit vielen Palmen und blauem Himmel.

Aber welch eine Enttäuschung! Erstens waren wir richtig durchgefroren in dem ungeheizten Waggon. Zweitens hatte der Zug noch zwei Stunden Verspätung und drittens regnete es, als wir den Bahnhof verließen. Also ein denkbar schlechter erster Eindruck von einer Großstadt! Kurt holte uns 4 am Bahnsteig ab, und wir gingen zuerst einmal in ein Café und stärkten uns mit schwarzer, heißer Flüssigkeit, sogenanntem „Kaffee“. Das tat wohl! Kurt wurde natürlich mit Fragen über das Wann und Wohin bestürmt, aber er verschob alle Antworten auf später, wenn wir ungehindert die Sache besprechen könnten. In dem uns von Erzählungen bekannten Absteigequar-

tier in der Rue Tanesseg legten wir unser Gepäck ab und suchten dann ein Hotel in Bahnhofsnähe. Dort wurden dann alle Einzelheiten besprochen.

Den übrigen Teil des Tages streiften wir durch die Stadt, kauften Kleinigkeiten und gingen später ins Kino, um uns den Farbfilm „Münchhausen“ anzusehen. Das ganze Vergnügen hatte eine besondere Note, weil es kostenlos war. So wie es genügte, am Bahnhof statt Fahrkarte einen Marschbefehl zu schwingen, so war es beim Kinoeingang die holländische Kennkarte, die diesen „Sesam“ öffnete.

Am 10. November, Punkt 8:30 Uhr, waren wir alle wieder reisebereit am Bahnhof St. Jean versammelt. Zu unserer Freude waren gerade kurz zuvor Willy und Lore Sieskind aus Paris angekommen. Dass wir Lore trafen, war um so schöner, da sie bis vor kurzem noch im Lager Westerbork in Holland gesessen hatte und befreit worden war. Erst war vorgesehen, dass Kurt oder Willy uns nach Toulouse begleiten sollte, denn dorthin ging die Reise, aber plötzlich wurde so disponiert, dass wir alleine gehen sollten. Man drückte uns einen frischen Marschbefehl in die Hand, demzufolge ich zum Transportführer befördert worden war.

Auf diese Ehre hätte ich, nebenbei gesagt, lieber verzichtet, denn es war das erste Mal seit meinem Aufenthalt in Frankreich, dass wir uns selbst überlassen waren. Punkt 9 Uhr fuhren wir aus der Bahnhofshalle. Lore hatte mir noch einen Brief an die Eltern von Hans Bandmann mitgegeben, um ihn von Spanien aus nach England zu schicken. Ich - wahnwitziger Optimist, der ich war - umfing die unsympathischen Konturen der Stadt Bordeaux mit einem letzten liebevollen Blick, als ob ich diese zum letzten Mal sähe.

Zum ersten Versuch der Pyrenäenüberquerung

Kurz hinter Bordeaux erlebten wir unsere erste Nervenprobe. Obwohl zwischen dem besetzten und dem unbesetzten Frankreich damals kein Unterschied mehr bestand, wurden doch beim Überschreiten der ehemaligen Demarkationslinie die Papiere kontrolliert.

Merkwürdigerweise wurden wir schon sofort hinter Bordeaux von der Zugwache aufgefordert, unsere Dokumente zu zeigen. Mit gespielter Ruhe gaben wir unsere Ausweise zur Prüfung. Der Offizier betrachtete diese meiner Ansicht nach zu lange, und ich dachte schon an allerlei Schlimmes, doch endlich gab er alles zurück. Aber anstatt ins nächste Coupé zu gehen, lief er weiter nach vorne und verschwand im Gang des anderen Waggons. Ich war

der Einzige, der dies sah, weil ich einen Eckplatz mit der Aussicht auf den Gang hatte. Ich vermutete, dass ihm irgendetwas verdächtig vorgekommen sein müsste, sonst hätte er doch einfach das nächste Abteil kontrolliert.

Erst nach einigem Überlegen teilte ich meine Beobachtung meinen Reisegegnossen mit, die ganz unbefangen am Essen waren. Denn man musste ja auf alles gefasst und vorbereitet sein. Ich durchflog in Gedanken schnell mein Gepäck und kam zum Ergebnis, dass eigentlich nur mein französisch-spanisches Wörterbuch kompromittierend war. Jede Minute erwartete ich die Rückkehr des Offiziers. Aber nichts dergleichen geschah. Wir passierten in Languedoc die Demarkationslinie und alle Zoll- und Grenzschutzbeamten stiegen aus. Aber ganz beruhigt war ich doch noch nicht. Wie, wenn man nach Toulouse telefoniert hatte, um uns dort in Empfang zu nehmen?

Der Express dampfte inzwischen unverdrossen weiter, ob wir uns Sorgen machten oder nicht. Unsere Stimmung, die erst bis unter Null gesunken war, besserte sich. Wir einigten uns darauf, die schnelle Kontrolle darauf zurückzuführen, dass unser Abschied auf dem Bahnsteig sehr auffällig und lebhaft gewesen war, und dass wir als Zivilisten vom Wehrmachtsabteil Gebrauch machten.

Draußen war mittlerweile herrliches Wetter. Ein wahres Vergnügen war es, die ersten Palmen zu betrachten, obwohl ziemlich trostlos in ihrer etwas winterlichen Umgebung. Mit Plaudern, Essen und Hinausschauen ging die Zeit schnell vorüber. Um 2:10 Uhr fuhren wir in Toulouse-Matabiau ein.

Im Vergleich zu den Hotels, die ich später in Toulouse kennenlernte, war eigentlich das Hotel Gambetta das beste, das ich jemals dort bewohnt habe. Wir vier und dazu noch ein anderer mit Namen Werner Kahn, der schon vor uns in Toulouse war, warteten dort in einem Zimmer, das den Jungen von der Hachschará³⁰ in Gouda gehörte, auf deren Rückkehr. Wie Werner uns sagte, sollten die Goudaer nämlich zusammen mit Heinz Meyerstein³¹ am selben Abend noch Richtung Pyrenäen abfahren, und wir würden Freitag folgen, also zwei Tage später.

War das eine Freude, als ich dann die vier Goudaer und Heinz Meyerstein wiedersah, denn seit Holland waren wir ganz auseinander geraten. Sie hatten große Eile, um den Zug noch zu erreichen, aber was diesmal an Unterhaltung zu kurz kam, würden wir später nachholen können, denn wir würden ja die Fahrt in die Freiheit zusammen machen! So waren dann deren

³⁰ Ausbildung für das Kibbuzleben in Palästina/Israel. (Ch.FI.)

³¹ Zu Heinz Meyerstein siehe Exkurs auf der nächsten Seite.



Heinz Meyerstein,
geb. 17. Sept. 1920
in Göttingen, jetzt
Ramat Gan, Israel.

Mehrfach nennt Chanan Hans Flörsheim bei der Beschreibung seiner Flucht den Namen Heinz Meyerstein. Außer ihrem besonderen Schicksal als Verfolgte teilen die beiden die gemeinsame Herkunft aus dem Hessischen. Heinz Meyersteins Vorfahren mütterlicherseits lebten seit Generationen in Rotenburg an der Fulda, wo er regelmäßig seine Schulferien verbrachte, ehe er 1935 eine Feinmechanikerlehre begann. Seine Mutter Rosa war die Tochter des Schlossermeisters Coppel Gans, der in der Rotenburger Brotgasse eine Schlosserwerkstatt betrieb.

Heinz Meyerstein war zu Jahresbeginn 1939, nach seiner Entlassung aus dem KZ Dachau, nach Holland geflohen. 1942 konnte er sich mit gefälschten Papieren der Verhaftung entziehen und in Deutschland als „arischer“

Fremdarbeiter namens Cornelis Hoogenbrink untertauchen. Als er sich 1943 in der unmittelbaren Gefahr der Enttarnung und Verhaftung durch die Gestapo sah, flüchtete er zurück nach Holland und von dort über Belgien nach Frankreich, wo er für einige Monate in die Rolle eines Mitarbeiters der Organisation Todt (O. T.) schlüpfen und sich als ausländischer Arbeiter am Westwall ausgeben konnte.

Nachdem sein erster Versuch im November 1943 mit der Gruppe über die Pyrenäen zu gelangen, der auch Chanan Hans Flörsheim angehörte, gescheitert war, schaffte er es beim zweiten Anlauf Ende Februar 1944. Er war dann im Oktober 1944 einer der jüdischen Flüchtlinge, die von Cadix aus nach Haifa ausreisen konnten. Seine Eltern und sein Bruder Herbert wurden Opfer der Schoah - ebenso wie einige seiner Rotenburger Verwandten. Heinz Meyerstein lebt in der Tel Aviv benachbarten Stadt Ramat Gan, wo er bis ins hohe Alter eine Feinmechanikerwerkstatt betrieb.

Auch H. Meyerstein hat die Jahre seiner Verfolgung und Flucht in einem detaillierten Bericht festgehalten. Die bei der Überquerung der Pyrenäen erlittenen Frostschäden an den Füßen hatten ihn viele Wochen ans Krankenbett gefesselt, sodass er seine Erinnerungen in gleicher Weise wie Chanan Flörsheim zeitnah und präzise zu Papier bringen konnte. (B.MC./H.N.)

Zimmer für uns frei geworden, und wir schliefen dort zwei Nächte, für kurze Zeit die letzten in anständigen Betten.

Am nächsten Tag mussten wir eine merkwürdige Zeremonie über uns ergehen lassen. Wir wurden am Nachmittag zu einer bestimmten Adresse geschickt, und dort musste jeder Einzelne in einem verdunkelten Raum auf einer Bibel und einer mit Davidsstern geschmückten Fahne einen Eid ablegen und Treue zu Erez Israel³² schwören.

Am Freitag begannen unsere Abenteuer wieder, nachdem wir in der Stadt unsere allerletzten Einkäufe gemacht hatten.

Wir saßen wieder einmal im Zug, diesmal auf der Bahnstrecke Toulouse - Bayonne. Auch Werner Kahn war mit uns. Willy war auch noch nach Toulouse gekommen, um unsere falschen Papiere auszufüllen und um unsere letzten Angelegenheiten zu regeln. Wieder umging ich mit einem letzten Blick das Panorama von Toulouse wie zum Abschied für ewig. Der Zug war brechend voll. Wir saßen im Gang auf unsern Gepäckstücken und sahen zum Fenster hinaus. Einige rauchten. Es dauerte nicht lange und man sah in der Ferne etwas verschleiert die Konturen der Pyrenäen. Unser Herz begann schon etwas stärker zu klopfen. Jetzt würden wir die letzten spannenden Tage vor uns haben.

Ich weiß nicht, wie es im Innersten meiner Kameraden aussah, aber ich konnte mir noch nicht vorstellen, dass ich schon alles hinter mir hatte. Am Abend zuvor, kurz vor dem Einschlafen, hatte ich mir trotzdem ausgemalt, wie schön es wäre, wieder nach England und Amerika schreiben zu können und überhaupt mit allen früheren Freunden wieder in Verbindung zu treten!

Es dämmerte schon bald. Im Zug ging die Notbeleuchtung an. Die Gebirgsketten waren inzwischen schon nähergerückt. Untereinander sprachen wir so wenig wie möglich. Wir wollten ja nicht unnötig auffallen, denn man wusste ja nie, wer die Mitreisenden waren. Nach ungefähr 5Viertelstunden Bahnfahrt stiegen wir an einer kleinen Bahnstation aus. Wir hatten genau die Anweisungen zu befolgen, die man uns in Toulouse gegeben hatte, und denen zufolge mussten wir unsere Gruppe auf die beiden Autobusse verteilen, die vor dem Bahnhof warteten.

Wir befanden uns jetzt in der gefährlichen 40 km breiten Zone, die parallel zur spanischen Grenze verlief. Wohl hatten wir unsere Papiere, aber bei einer etwas genaueren Kontrolle konnte schon allerhand Unangenehmes passieren. Außerdem fiel man immer als Ausländer auf, sobald man den

³² Hebräisch: Land Israel. (Ch.Fl.)

Mund aufat. Wir sprachen immer holländisch, sodass die Franzosen glaubten, wir seien Deutsche, und die deutschen Beamten, die im Zuge mitfahren, konnten sich immer überzeugen, dass wir ehrliche holländische Arbeiter waren, die sich auf dem Weg zu einer Baustelle befanden. Eine Baustelle allerdings, wo sie sich kein Beamter träumen lassen würde!

Alles ging programmgemäß. Nach einer Autofahrt von ungefähr einer Stunde kamen wir in einen größeren Ort und mussten dort umsteigen, um einen zweiten Bus zu nehmen. Kurz bevor wir einstiegen, wurden einige von uns aufgefordert, ihre Papiere zu zeigen.

Aber alles stimmte, und so konnten wir unseres Weges gehen. Der Wagen war übertoll, und man war froh, wenn Leute ausstiegen. Aber nach 20 Minuten war auch die Reihe an uns. Wir befanden uns in einem kleinen Dorf. Mehr als ein paar Häuser sahen wir nicht.

Unauffällig verdrückten wir uns zwischen den Häusern und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Nach kurzer Zeit kamen zwei Männer und wiesen uns die Richtung, in die wir gehen mussten. Unsere Spannung stieg. Jetzt ging es also los! In Gruppen von zwei Mann marschierten wir aus dem Dorf hinaus. Bald schlug unser Leiter einen kleinen Feldweg ein, und so waren wir wenigstens von der gefährlichen Landstraße weg.

Wir marschierten jetzt wieder dicht hintereinander. Leise Worte wurden gewechselt. In der Nähe rauschte ein Wasserfall, und über uns war ein bewölckter Himmel. Ein paar ganz wenige Sterne flackerten. Totenstille ringsum. Wir überquerten einen reißenden Bach und stampften einen steilen Pfad über eine Bergwiese hinauf. Man bekam jetzt schon eine kleine Vorprobe von dem, was uns erwartete.

Aus der Dunkelheit hob sich eine Berghütte ab. Ich ahnte, dass wir am heutigen Ziel angelangt waren. Der Führer legte eine Leiter an und hieß uns hinaufklettern. Von oben hörten wir gedämpfte Stimmen. Danach brach eine unbeschreibliche Freude aus, als wir oben mit unsern Freunden zusammentrafen. Es war stockdunkel auf dem Heuboden, und wir stolperten über Beine und alle möglichen Gegenstände. Wir riefen einander bei Namen. Ich fand die Goudaer alle bis an die Nase bedeckt mit Heu, und man begann, hin und her zu fragen. Viel Platz war da nicht, aber nachdem jeder ein bisschen näher an den Nachbarn gerückt war, hatten auch wir Neuankömmlinge unsere Schlafplätze.

Wir erzählten uns gegenseitig unsere Fahrterlebnisse und ließen uns über das Weitere unserer Reise unterrichten. Wir erfuhren, dass wir bis Montag warten mussten, also noch volle 3 Tage, und das enttäuschte uns etwas.

Das Essen war sehr gut, sagte man uns, so gut und so viel hatte keiner von allen jemals in Frankreich gegessen. Die Wartezeit war nötig, weil am nächsten Abend noch Leute ankamen, und am Sonntag wollte unser Bergführer nicht abmarschieren. Kaum hatten wir Zeit zum Essen, so sehr waren wir ins Erzählen geraten! Wir packten unsere Goudaer Zeit aus und erzählten unsere Erlebnisse in Amsterdam. Man erkundigte sich nach diesem oder jenem Freund, und so wurde es spät. Bis wir uns richtig ins Heu eingegraben hatten, dauerte es noch etwas, und bald schliefen wir ein. Außer wenn einer während der Nacht mal raus musste und denen, über die er steigen musste, auf die Füße trat, schlief jeder bis zum Morgen durch.

Unter allerhand Redensarten, jeder nach seiner Gemütsstimmung, begrüßte man sich. Ich hatte einen etwas ungünstigen Platz vorne am Eingang. Erstens war es dort kalt, und zweitens hatte mir jeder, der hinausging, zweimal, nämlich auf dem Hin- und auf dem Rückweg, auf die Füße getreten. Aber mit einem scherzhaften Fluch war alles vergessen. Abraham Hellmann, der an meiner Seite lag, war etwas krank und schlief noch. Mir gegenüber lag Werner Kahn, der sein mit Ekzemen bedecktes Gesicht schon eine geschlagene Viertelstunde in einem kleinen Spiegel betrachtete. Heini Friedmann, neben ihm und ebenfalls leicht krank, erwachte gerade.

Draußen herrschte schönes Wetter. So richtiges Wanderwetter, aber leider mussten wir ja noch warten. Um 8:30 Uhr brachte ein hübsches weibliches Wesen eine Kanne Kaffee und einige mächtige Brote. Diese machten zwar den Eindruck, ausreichend für uns zu sein, doch erwies sich dieser Gedanke als übertrieben optimistisch. Na, wir hatten ja jeder noch eigenen Proviant. Nach dem Frühstück kletterte der eine oder andere hinunter, um am Bach seine Morgentoilette zu machen, so gut das möglich war. Wer zu faul war, ließ sie ganz ausfallen.

Man musste die größte Vorsicht walten lassen, um nicht irgendwie vom Dorfe gesehen zu werden. Man war zwar geschützt von einigen Hecken, aber vollkommen war diese Tarnung nicht. Ich muss gestehen, dass ich an diesem ersten Tag in jener Hütte nervöser war als in allen anderen noch kommenden kritischen Situationen. Aber daran war nun einmal der unerwartete Aufenthalt schuld und das untätige Herumsitzen. Wir saßen nach Belieben in Gruppen beieinander und erzählten. Vor allem Paul gab in seinem geschmückten Erzählerstil Amsterdamer Geschichten vom Jüdischen Rat zum Besten und erntete großen Beifall. Wer nicht zuhörte, las etwas oder versuchte zu schlafen.

Die Gegend, in der wir uns befanden, war für uns bergentwöhnte Holländer sehr reizvoll. Vor uns das tiefgelegene Dorf und hinter uns steil ab-

fallend, die Pyrenäen mit ihren Ausläufern. Ab und zu schauten wir auf einer Karte unsere Reiseroute nach und diskutierten über die vermutliche Länge des Marschwegs und dessen Dauer.

Das Essen, das uns von unserem Bauern gekocht wurde, war sehr gut. Vor allem bestand es aus viel Fleisch. Am Abend, als wir schon fast eingeschlafen waren, kamen noch drei Mann an, die keiner kannte. Zwei waren circa 40 Jahre alt und noch ein Mann von 46 Jahren, der aber bedeutend älter aussah. Erst waren wir nicht sehr erbaut von diesem Zuwachs, da es so ganz andere Typen als wir waren, aber sie erwiesen sich als sehr unterhalt-same Menschen. Der ältere unter ihnen erzählte unaufhörlich jüdische Witze und erntete großen Beifall. Die Zeit wurde uns nie zu lang, da man sich so viel zu erzählen hatte von all den Erlebnissen der letzten Jahre und dann noch jene Geschichten, die in Frankreich und Holland ihre Runde machten und deren Held immer einer unserer Freunde war.

Montagmittag sollten wir starten. Das Wetter hatte sich etwas verschlechtert, aber darauf nahmen wir keine Rücksicht. Heini und Abraham waren wieder vollkommen auf dem Posten. Emil machte sich und uns Illusionen und berechnete, dass wir Mittwoch oder Donnerstag schon in Barcelona sein könnten. Ich konnte solch leichtsinnigen Optimismus nicht mit anhören, denn mir ging es immer so: Wenn ich mich schon im Voraus auf etwas freute, kam immer etwas dazwischen. Darauf konnte ich mich verlassen!

Der Montag, der 15. November 1943 brach an. Irgendjemand hatte verbreitet, dass Herbert Geburtstag hatte. Man gratulierte ihm, wünschte ihm allerhand Bedeutungsvolles und von uns Auffayern bekam er ein Päckchen Tabak für seine Pfeife, die er, ob kalt oder dampfend, im Mundwinkel hatte. Mittags, jeder hatte seine Sachen gepackt, kam unser Bergführer marschbereit gekleidet mit einem unserer französischen Kameraden aus Toulouse, der uns spanisches Geld gab und noch etwas Essen zusteckte. Wir waren 13 Mann, nämlich Berrie, Heini, Abraham und Dubsy aus Gouda, Herbert, Paul, Emil und ich aus Auffay, zwei französische Jungen und die drei älteren Männer. Wir gaben alle Papiere dem Freund aus Toulouse, und von unzähligen Wünschen begleitet marschierten wir los, jeder mit einem dicken Bergstock bewaffnet. Die große Bergtour hatte begonnen!

Gleich hinter unserer Hütte begann der Aufstieg über einen ziemlich steilen Pfad, über kleine Bäche und viele Steine. Jedes laute Reden war untersagt. Unsere Kolonne bot einen merkwürdigen Anblick. Jeder mit seinem Bündel, das auf irgendeine Weise am Körper befestigt, meist auf dem Rücken festgeschnallt war. Der Bergführer war der Einzige, der gut

ausgerüstet ging. Auf dem Kopf eine Lederkappe, die nur die vordere Gesichtshälfte freiließe, einen guten Rucksack, Knickerbocker und - was uns allen imponierte - in der hinteren Hosentasche einen gefährlich aussehenden, geladenen Revolver. Jeder von uns hoffte, dass es nicht nötig sein würde, von der Waffe Gebrauch zu machen.

Nach den ersten 100 Metern begann sich unsere erst dicht aufgeschlossene Gruppe schon in die Länge zu ziehen. Vor allem die älteren Mitglieder bildeten den Schwanz, und nach einer guten halben Stunde musste Halt gemacht werden, weil der 46 Jahre alte Mann nicht mehr weiter konnte. Kalkweiß saß er auf einem Stein, Schweißperlen auf der Stirn. Man gab ihm den für diese Fälle mitgenommenen Cognac zu trinken, und so ging es wieder 10 Minuten. Dann sah jeder und besonders der Führer die zwecklose Anstrengung des Mannes, und man gab ihm den Rat zurückzugehen und wieder nach Toulouse zu fahren. Denn jetzt war es noch nicht zu spät und der Weg ins Tal nicht zu verfehlen. So geschah es denn auch. Dieser Zwischenfall trug keineswegs zur Hebung unserer Stimmung bei, da jeder sich selbst fragte, was man wohl machen würde, wenn einem etwas Ähnliches später passierte und keine Möglichkeit zur Umkehr bestünde.

Schwer atmend unter unserem Gepäck und ob der ungewohnten Anstrengung, ging es ziemlich flott immer noch bergauf. Das Wetter hatte sich zusehends verschlechtert. Der Himmel war völlig mit grauen, tiefhängenden Wolken bedeckt.

Im Laufe des Marsches hörten wir, dass der Schwager von Adrian, so hieß unser Bergführer, uns oben erwartete, um zu berichten, ob die Passage möglich wäre.

Nach ca. zwei Stunden Aufstieg machten wir zum ersten Mal eine Pause von 10 Minuten. Man aß eine Kleinigkeit und warf überflüssige Gegenstände, wie Zeitungen oder Bücher, fort. Dann hieß es wieder: „Allez!“

Das nun folgende Stück wurde immer schwerer. Es war inzwischen 16:30 Uhr geworden, und ein ganz leichter Regen fiel. Wir gingen schwer keuchend aufwärts. An einem Bächlein wurde Halt gemacht, um etwas zu trinken. Dann trafen wir etwas später den Schwager, der denen, die noch keine Stöcke hatten, einen gab. Ab jetzt führte der Schwager, und Adrian ging am Ende. Langsam, ohne dass man es merkte, kam die Dämmerung.

Wir befanden uns jetzt in einem Wald und etwas weiter oben war schon der erste Schnee zu sehen. So gingen wir nun schweigsam, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Die Spitze bildeten Herbert und Heinz Meyerstein, ich lief in der vorderen Mitte, und den Schluss bildeten die Älteren.

Der Weg wurde immer schwieriger. Man ging schon im frischgefallenen Schnee, und jede Minute glitt jemand aus. Bald waren wir aus dem Wald heraus und überquerten eine Wiese. Weit unten hörten wir das Schellen der Glocken von Kühen und Schafen. Ein Bauer ging freundlich grüßend vorüber.

Plötzlich, als er schon 200 Meter hinter uns war, stieß er kurze Warnungspiffe aus, und als ich mich umdrehte, winkte er in einer bestimmten Richtung. Ich erschrak schon, und allerhand Phantasien schwirrten mir durch den Kopf. Wir beschleunigten unsere Schritte, bis wir um eine Ecke verschwunden waren. Jetzt regnete es nicht mehr, sondern es schneite. Man sah immer nur den Vordermann vor sich, den Kopf und die Tasche auf dem Rücken, mit Schnee bedeckt.

Bald kamen wir in einen zweiten Wald. Inzwischen war es dunkel geworden und sicher schon 19 Uhr. Ein schmaler Weg führte uns höher. Links hatte man eine steile Wand und rechts den ebenso steilen Abgrund. Der Weg schien nur aus Löchern und Steinen zu bestehen, denn dauernd fiel jemand. Vor allem Paul, der mein Vordermann war, rutschte fortwährend aus. Ich hatte allerhand fromme Gedanken, aber nur, um die Möglichkeit fortzuschleichen, dass ich vielleicht auf Dauer schlapp machen würde. Denn es strengte sehr an, in der Dunkelheit den Weg zu sehen und auf den Tritt des Vordermanns zu achten.

Der Weg schien endlos zu sein. Er verlief jetzt ganz eben, aber war trotzdem schwerer als die steile Kletterpartie von vorhin. Der Führer hatte eine Taschenlampe eingeschaltet und bald folgten die, welche eine besaßen, seinem Beispiel. Ich hatte keine, aber irgendjemand von vorne drückte mir eine in die Hand. Seit Sonnenuntergang war es ziemlich kalt geworden, und meine Hand, die die Lampe hielt, wurde langsam völlig gefühllos. Ich hatte in der einen Hand den Bergstock und in der anderen die Lampe und musste Acht geben, nicht zu fallen. Aber dank der Beleuchtung wurde der Marsch erträglicher.

Der Plan war, die Nacht in einer Hütte zu verbringen, wie sie in den Pyrenäen üblich sind, und am nächsten Morgen weiterzumarschieren. Eigentlich hatte man damit gerechnet, die Nacht hindurch zu marschieren, um am Morgen in Spanien zu sein. Einerseits waren wir froh, als wir von der Hütte hörten, andererseits machten wir uns Sorgen über unseren Lebensmittelvorrat, der nicht auf eine solche Verzögerung berechnet war.

Aber der Gedanke, bald in einer Hütte zu übernachten, war doch sehr verlockend, und man glaubte, dass man dafür ruhig etwas entbehren könnte.

Wir hatten inzwischen den Wald verlassen. Ein scharfer Eiswind blies uns ins Gesicht. Jeder war bis über die Knöchel durchnässt, und Durst hatte man auch. Aber die Hütte, von der die ganze Zeit die Rede war, kam endlich in Sicht. Jeder atmete auf und bald hatten wir unser Domizil erreicht.

Jedermann suchte sich ein Plätzchen im Stroh. Einige zogen sich beim Schein ihrer Lampe die durchweichten Sachen aus, andere - darunter auch ich - krochen nass unters Stroh und gruben sich bis zur Nasenspitze ein. Mit Emil hatte ich am Tage zuvor einen Pullover getauscht, der für mich viel zu groß war, denn er gehörte eigentlich dem Frans aus Haarlem. Der Vorteil war, dass ich daher den ganzen Kopf damit bedecken konnte, wenn ich den Reißverschluss zuzog. Von ganz entfernt hörte ich noch sagen - und der Ernst dieser Worte drang fast gar nicht mehr zu mir durch - wenn es nicht aufhörte zu schneien, müssten wir am Morgen umkehren. In dem Moment war mein Bewusstsein schon etwas eingeschläfert, obwohl in meiner Nähe ein keifender Streit mit einem gewissen Mandelblatt im Gange war, der plötzlich als Chef eine Rolle spielen wollte.

Ich wurde, ob der Feuchtigkeit, in der ich lag, früh wach. Es schien zu schneien aufgehört zu haben, und plötzlich erinnerte ich mich der Worte vom Abend zuvor. Es wäre ja nicht auszudenken, wenn wir zurückkehren müssten! Alle Anstrengungen vom Tage zuvor wären dann vergeblich gewesen und das jetzt, wo man schon so dicht an der Grenze war. Ich konnte nicht glauben, dass Adrian im Ernst gesprochen hatte.

Auch die anderen wurden wach. Einer sah nach dem Wetter und sagte, dass zwar viel Schnee draußen läge, aber keiner mehr fiele. Wir hatten wieder Mut! Man aß etwas und stellte fest, dass die Lebensmittel nicht ausreichend waren, denn für mehr als eine Mahlzeit reichten sie nicht. Bald machten wir uns fertig und traten ins Freie. Welch ein herrlicher Anblick! Die Berge in ihrer überwältigenden Größe rings um uns und ein herrlicher Ausblick in ein Tal! Und Totenstille herrschte über all dem. Unvergesslich war dieser Augenblick für uns, aber nicht nur der schönen Landschaft wegen, sondern auch wegen Adrians entschiedenem Entschluss, dass wir umkehren müssten. Erst wollten wir es nicht recht glauben, aber jeder merkte, dass er Recht hatte, denn wir versuchten zwar 20 Meter zu gehen, aber der Schnee ging fast bis an die Knie und Adrian zeigte auf einen vor uns liegenden Gipfel, den wir noch zu besteigen hätten, um nach Spanien zu gelangen.

So sah jedermann ein, dass weiterzugehen völlig aussichtslos war, und tief deprimiert traten wir den Rückweg an. Deprimiert ist eigentlich kein

Ausdruck für dieses Gefühl, das einen beherrschte. Man fühlte zuerst gar nichts. Aus, dachte ich mir, aus! Jetzt hatte man alle diese Strapazen hinter sich, und nun war alles umsonst. Jetzt fehlte nur noch, dass uns eine deutsche Patrouille über den Weg lief! Dahin waren alle Illusionen, die man sich trotz allem gemacht hatte! Man dachte jetzt nur noch daran, wieder ohne Zwischenfälle nach Toulouse zu kommen. Was würde Willy für Augen machen, wenn er uns wiedersehen würde! Doch jeder hatte sich dem Unvermeidlichen zu fügen, und die Stimmung besserte sich allmählich. Der Abstieg ging schnell vonstatten. Unterwegs wurde noch einmal Rast gemacht, und dann rutschten wir die vereisten Wege hinunter. Genau 24 Stunden nach unserem Start kamen wir wieder in unserer alten Hütte in der Nähe des Dorfes an.

Unter den Vorsichtsmaßnahmen wie zuvor kletterten wir hinauf, nachdem zwei von uns das Stroh etwas aufgeschüttelt hatten. Jeder sank auf seinen alten Platz. Viel gesprochen wurde erst nicht, denn jeder war erschöpft und hatte genug zu tun, um die Kleider zu wechseln. Erst später, nachdem man uns Essen gebracht hatte - lange nicht mehr so reichlich wie ehemals - tauten die Zungen etwas auf, und man diskutierte heftig, ob es wirklich so nötig gewesen war umzukehren und ob man nicht auf eigene Faust hätte weitermarschieren können. Der Fürsprecher dieses Plans war hauptsächlich Heinz Meyerstein. Draußen regnete es jetzt, und jeder schlief bald ein, um erst bei einbrechender Dämmerung wieder aufzuwachen.

Die nun folgenden Diskussionen gingen hauptsächlich um die Zukunft. Es stand fest, dass man einen erneuten Versuch nicht binnen weniger Tage wiederholen konnte. Doch machte uns Adrian Hoffnung, indem er sagte, dass im Falle, dass das Wetter sich bessern würde, ein neuer Versuch nicht ausgeschlossen war. Aber inzwischen mussten wir zurück nach Toulouse. Aber wie zurückfahren, ohne Papiere? Wir hatten ja alles außer unseren Identitätskarten abgegeben. Diese jedoch genügten nicht, vor allem in dieser gefährlichen Grenzzone. Es wurde beschlossen, dass Herbert und Werner zuerst fahren sollten ohne Papiere. Werners Ekzem hatte sich durch den unsauberen Aufenthalt im Stroh zusehends verschlechtert.

Auch bei den anderen traten kleine Reaktionserscheinungen auf. Herbert lud die allgemeine Wut auf sich, weil er allen immer wieder vorspiegelte, wie er in Toulouse Marschverpflegung holen und sich in einem Restaurant satt essen würde. Denn das Essen war so unzureichend geworden, dass wir alle fast dauernd Hunger hatten. Die beiden würden also nach Toulouse fahren, und einer würde zurückkehren und uns unsere Papiere bringen.

Aber es kam doch anders. Dienstagmittag waren wir zurückgekehrt, und Donnerstag war Adrian in Toulouse gewesen und hatte unsere Sachen geholt. So beschlossen wir, die zuletzt gekommen waren, Freitag zu fahren, und die anderen würden am Samstag folgen.

Fluchtversuch unter einem Bahnwaggon

Während wir so den ganzen Tag lang zur Untätigkeit verurteilt waren, dachte ich immer nach, auf welche Art wir nun doch nach Spanien kommen könnten, denn vom Aufgeben dieses Planes war keine Rede. Ich war ja nur deshalb nach Frankreich gekommen, um weiter zu gehen. So kam ich schließlich auf die Idee, mit dem Zug die Grenze zu passieren. Es klang zwar anfangs etwas abenteuerlich und wie in einem Karl-May-Roman, aber je länger ich darüber nachdachte, desto fester setzte sich der Gedanke in meinem Kopf fest. Ich sprach mit meinen Kameraden darüber, und die meisten hielten es für einen schlechten Witz. Nur zwei von ihnen, nämlich Berrie und Abraham, fanden es der Mühe wert, sich die technische Ausführung von mir erklären zu lassen.

Ich hatte nämlich, abgesehen davon, dass ich es auch gelesen hatte, in Holland schon gehört, dass es Leute gab, die unter einem Bahnwaggon aus Deutschland geflüchtet waren. Und da ich immer denke: Was andere können, kann ich auch, wollte ich mir die Sache einmal näher ansehen. Je länger wir überlegten, desto begeisterter wurden wir drei. Aber wir wollten erst einmal in der Zivilisation zurück sein, um den Plan ernsthaft studieren zu können.

Es war eisig kalt, als uns der Bauer am Freitagmorgen um 6 Uhr von der Scheune abholte. Zuerst nahm er uns zu sich nach Hause, und jeder bekam eine Tasse Kaffee mit Kognac und ein Stück Brot. Dann verabschiedeten wir uns von ihm, und seine Schwester brachte uns wieder auf die Landstraße, wo wir eine halbe Stunde auf den Autobus warten mussten, bis wir bald gefühllose Füße hatten. Die Reise selbst ging glatt vonstatten und jeder atmete auf, als wir endlich an der Bahnstation waren, also außerhalb der gefährlichen Sperrzone.

Ich konnte es nicht unterlassen, als der Zug nach Toulouse einfuhr, in die Kniebeuge zu gehen, um das Untergestell eines Eisenbahnwaggons näher zu betrachten. Aber viel konnte ich in dem Augenblick noch nicht sehen. In dem gut geheizten Waggon taute ich wieder ordentlich auf. Die

anderen waren weiter vorne eingestiegen. Es war ungefähr 12:30 Uhr. Ein entsetzlicher Hunger wütete in meinem Magen, und mir schien es das Beste, die Augen zuzumachen und bis zur Ankunft in Toulouse zu schlafen.

Als wir endlich am Bestimmungsort ankamen, war ich im Innern unaussprechlich froh über den guten Ablauf der ganzen Geschichte. Es war fast keiner unter uns, der sich nicht irgendwie krank fühlte. Mich froh es in allen Knochen, und zu allem Überfluss regnete es, als wir in Toulouse zu unserem alten Hotel Gambetta gingen. Ein französischer Kamerad hatte uns am Bahnhof abgeholt und allen ein paar Brezeln gegeben, die wir gierig aufaßen. Er gab uns auch Brotmarken und machte mit uns eine Verabredung für den nächsten Tag. Paul legte sich sofort ins Bett, denn er war am schlimmsten dran. Wir anderen besorgten uns erst etwas, um unsern Hunger zu stillen und aßen dann alles schnell auf. Danach trennten wir uns. Der eine ging zum Friseur, der andere ins öffentliche Badehaus, jeder nach seinen persönlichen Bedürfnissen. Mittags trafen wir uns dann alle im Café de la Paix und aßen, bis wir kaum noch atmen konnten.

Ich fühlte eine zweifelhafte Freude, als ich wieder durch die Straßen von Toulouse lief. Einerseits hatte ich von all dem Abschied genommen und hatte geglaubt, es nie wieder zu sehen, andererseits war ich froh, dass die Tour ohne jeden gefährlichen Zwischenfall so glimpflich verlaufen war.

Am nächsten Abend, es war der 20. November 1943, ging ich zum Bahnhof, um unsere zurückgebliebenen Freunde abzuholen, nachdem ich für sie schon Hotelzimmer besorgt hatte. Aber nur Adrian erschien, und ich erschrak, da ich an etwas Schlimmes dachte, wie es ja leicht möglich war. Aber er beruhigte uns - mit mir war noch ein französischer Chawér gekommen -, als er uns erzählte, dass der Autobus überfüllt gewesen war und sie darum nicht einsteigen konnten. So waren sie also gezwungen, bis Montag zu warten, da am Sonntag keine Verbindung bestand. Als ich dies alles den anderen Freunden erzählte, bemitleideten wir sie alle, noch zwei Tage länger in der Einöde sitzen zu müssen, und wir stellten uns vor, wie groß diese Enttäuschung für sie gewesen sein musste.

Die nun folgende Zeit in Toulouse verlief für uns alle ziemlich ereignislos. Der zweite Trupp kam am Montag planmäßig an, und man erzählte, dass nach unserer Abfahrt sich das Essen enorm gebessert hatte. Inzwischen wurden wir von unseren französischen Freunden immer damit getröstet, dass binnen einiger Tage eine neue Tour starten sollte. Aber es waren immer bloß Versprechungen, und allmählich glaubte keiner mehr daran.

Wir durften täglich eine bestimmte Summe verbrauchen für Essen und Schlafen, und den Rest gaben wir für Vergnügungen oder Naschereien aus. Eines Tages, wir waren, glaube ich, schon etwa 14 Tage in Toulouse, erschien plötzlich Kurt und begann die Situation mit uns zu besprechen. Es war nämlich unmöglich, noch länger in Toulouse abzuwarten, da ein längerer Verbleib in der Stadt aus Sicherheitsgründen unerwünscht war.

Außerdem redeten wir über ein von französischer Seite eröffnetes Projekt für einen vorübergehenden Aufenthalt im „Maquis“³³, wofür nur Herbert, Abraham und ich in Betracht kamen, und zwar wegen unserer französischen Sprachkenntnisse. Herbert war der einzige, der gehen wollte, aber nachdem er sah, dass wir beide keine Lust dazu hatten, zog auch er sich in letzter Minute zurück.

Ich war unterdessen ernsthaft mit der Ausführung meines Plans beschäftigt, unter dem Zug nach Spanien zu entkommen. Fast jeden Morgen ging ich zum Bahnhof, um vom Bahnsteig aus das Gestell des D-Zugs kennenzulernen. Ich fand dann auch eine Möglichkeit in der Nähe der Achse und besah mir alles, so gut wie es eben ging, denn das musste ja ganz unauffällig geschehen. Nachmittags trieb ich mich meistens in der Nähe des Emplacements herum, um dort den Mitropawagen, den Speisewagen, der höher als die anderen Wagen gebaut war, zu studieren. Abraham sah sich zusammen mit mir alles an und wollte mitmachen, Heinz Meyerstein ebenfalls. Als Berrie sich einmal auf dem Bahnhof den Unterteil eines Wagens angesehen hatte, bekam er wahrscheinlich solch einen Schrecken vor dem drohend aussehenden Gestänge, dass er darüber nie mehr oder höchstens in abschätzigen Worten sprach.

Abraham und ich sprachen mit Willy und Kurt ernsthaft darüber, um unsern Plan zu verwirklichen. Aber die Sache war, dass beide uns nicht ernst nahmen. Kurt brachte allerlei vernünftige Argumente vor. Man müsste erst einmal eine Probefahrt machen, um zu sehen, ob es technisch möglich wäre. Ich war sofort entschlossen, auf der Strecke Toulouse – Bordeaux ein Stückchen unter dem Wagen zu fahren. Die anderen Freunde versuchten, uns mit allen Überredungskünsten davon abzubringen und uns zu bewegen, mit ihnen zum „Maquis“ zu gehen.

³³ Wörtlich: Gestrüpp. Schwer zugängliche Gebiete in Frankreich, in denen sich bewaffnete französische Widerstandsgruppen gegen die deutsche Besatzung befanden; deshalb auch Bezeichnung für den französischen Widerstand. (Ch.Fl.)

Als wir dann am 7. Dezember 1943 von ihnen Abschied nahmen, kam es mir vor, als ob sie nicht glaubten, uns im Diesseits noch einmal wiederzusehen. Eine richtige Totenstimmung herrschte. Auch unsere französischen Kameraden waren entsetzt und behaupteten, wenn sie über uns zu bestimmen hätten, würden wir nicht fortgelassen. Außerdem wäre es schade um das spanische Geld, das sie uns mitgäben, und sie sagten, wir sollten uns die Sache mit dem „Maquis“ noch einmal durch den Kopf gehen lassen.

Aber wir waren taub für alle Einwände. An demselben Tag noch nahmen Willy, Herbert, Abraham und ich den Zug nach Bordeaux. Ich sah aber dann doch davon ab, eine Probefahrt zu machen, da es ein unnötiges Risiko schien. In Bordeaux wollte Herbert wieder an die Arbeit gehen und warten, bis wieder eine Fahrt nach Spanien zustande käme.

Wir beide blieben noch drei Tage in Bordeaux, wohnten im Hotel Lion d'Or, aßen im Wehrmachtsheim und setzten unsere Abreise auf Samstag, den 11. Dezember 1943 fest. Abraham hatte das bestimmte Gefühl, dass wir noch zu Chanukka in Spanien landen würden. Wir hatten die Absicht, bis Bayonne mit dem Abendschnellzug zu fahren und die sechs Minuten Aufenthalt dort zu benutzen, um unter den Zug zu kriechen. Aber um nach Bayonne mit dem Zug zu fahren, reichten unsere gewöhnlichen Papiere nicht aus, denn man brauchte einen sogenannten „Sonderausweis“.

Aber Willy mit seinen genialen Einfällen half uns. Er veranlasste uns mit einem Marschbefehl zur O.T. zu gehen und dort schafften wir es, einen (echten!) Sonderausweis zu erhalten, wodurch wir noch eine Gratisreise nach Bayonne hatten. Hinterher sagten wir freudestrahlend: „Na, wenn es so gut anfängt, wird das Ende auch gut sein!“ Abends fuhr Willy wieder nach Paris, und wir amüsierten uns mit allerhand Galgenhumor. Es erwies sich dann, dass er selbst auch nicht geglaubt hatte, dass wir Ernst machen würden.

Der bedeutungsvolle 11. Dezember 1943 brach an!

Tagsüber schlenderten wir herum. Um 18 Uhr würde unser Zug gehen. Um 16:30 Uhr waren wir in der Rue Tanesse, um alles, was wir nicht mitnehmen konnten, dort zu hinterlassen. Um nicht ganz ohne jedes Gepäck aufzufallen, wollte ich eine Aktentasche mitnehmen, die ich dann in Bayonne im Gepäcknetz liesse. Die letzten, die uns sagten, dass wir beide übergeschnappt wären, waren Herbert und Ernst Kahn, die in der Rue Tanesse eine Wohnung gemietet hatten. Um 17:45 Uhr waren wir auf dem Bahnsteig. Unglücklicherweise hatte der Zug eine Stunde Verspätung. In meiner Manteltasche hatte ich eine Taschenlampe, dicke Handschuhe und eine

Fellmütze. An Kleidung trug ich nur derbe Sachen. Etwas zu essen hatte ich noch in der Aktentasche.

Gegen 19 Uhr fuhr der Zug donnernd ein. Wir eilten zum vorderen Teil, wo sich im allgemeinen die Wehrmachtswagen befanden. Da diese aber ganz vorne schon außerhalb des Bahnsteigs und daher völlig im Dunkeln standen, mussten wir auf gut Glück in irgendeinen Wagen einsteigen, unter den wir dann später kriechen würden. Ich muss gestehen, langsam ergriff mich Spannungsfieber, und ich war froh, dass wir noch eine Reise von 2½ Stunden bis Bayonne vor uns hatten. Als der Zug anfuhr, sah ich noch einmal hinaus, und diesmal glaubte ich wirklich, Bordeaux zum letzten Mal gesehen zu haben. Denn entweder ging alles gut, dann wären wir in Spanien, oder es ging schief, und dann säßen wir im Gefängnis oder noch schlimmer... Aber das Sprichwort: „Es kommt immer anders als man denkt“, bewies seine Gültigkeit.

Die Zeiger meiner Taschenuhr standen nun auf 21:45 Uhr, als wir endlich in Bayonne einfuhren. Der Wagen war völlig finster, und so gingen wir als allerletzte aus dem Abteil, um dann auf der dem Bahnsteig abgewandten Seite auszusteigen und ungesehen hinunter kriechen zu können. Vorsichtig stiegen wir also auf der verkehrten Seite aus, ohne gesehen zu werden. Es war stockfinster um uns her. Abraham lief vor, ich dicht hinter ihm. Da waren wir auch schon unter dem Zug.

Wir wussten, wo unsere Plätze waren, und versuchten, auf die Stangen zu klettern. Aber ich merkte sofort, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. Mit dem Rücken lag ich schon, aber es war kein Platz für den ganzen Körper, und ich konnte die Beine nicht heraufziehen, weil der Abstand zwischen dem ausgesuchten Platz und dem Boden des Waggons zu klein war. Ich stieß mit dem Kopf gegen Stangen und ziemlich aufgeregt wollte ich mich irgendwie dazwischen klemmen. Aber ich sah ein, dass wir so nicht weiter kämen und erinnerte mich noch rechtzeitig, dass der Aufenthalt des Zuges sogleich abgelaufen sein musste. Daher sagte ich zu Abraham, dass wir es aufgeben müssten.

Er wollte nichts davon wissen. Aber ich sprang, ohne viel nachzudenken, unter dem Wagen hervor auf den Bahnsteig, sodass er wohl oder übel folgen musste. Die Mütze vom Kopf herunter und die Fausthandschuhe aus war eine blitzschnelle Handlung, denn wie leicht konnte man uns für sogenannte Terroristen halten, die irgendeinen Sabotageakt verüben wollten. Wir gingen noch am Speisewagen vorbei, und ich sagte, dass wir es hier hätten probieren müssen, weil der so gebaut war, wie ich es im Kopf hatte.

Abraham wollte es auch gleich auf der Stelle versuchen, aber ich hatte keinen Mut mehr, da der Zug jeden Moment abfahren musste.

Resigniert und tief niedergeschlagen verließen wir den Bahnhof. Jetzt mussten wir natürlich ein Hotel suchen. Auf dem Weg dorthin beschlossen wir, unser Experiment am nächsten Abend zu wiederholen. Ich glaubte, dass unser Versagen nur daran gelegen hatte, dass wir einen deutschen Wagen probiert hatten. Am nächsten Abend wollten wir es mit einem französischen versuchen.

Zum Glück hatten wir noch etwas französisches Geld bei uns, etwa 150 Franken, genug um ein Zimmer zu bezahlen und am Morgen zu essen. Ich hatte alles vorgesehen und nicht alle Lebensmittelmarken in Bordeaux zurückgelassen. Irgendjemand zeigte uns auf unsere Frage hin ein kleines Hotel. Die Wirtin antwortete uns sehr misstrauisch, und ich glaubte den Grund zu erraten, als ich zufällig in den Spiegel sah. Da erst bemerkte ich, dass mein Gesicht, Hände, Mantel und Hosen alles mit schwarzem Ruß bedeckt war. Abraham war weniger schlimm daran als ich. Aber wir hatten Glück. Wir bekamen ein kleines Zimmer für 25 Francs und beschlossen, bald schlafen zu gehen, da wir ja morgen den ganzen Tag Zeit hatten, weiter zu reden.

Die Sonne schien, und doch war es schneidend kalt, als wir erwachten. Wir tranken Kaffee, bezahlten und sagten Adieu. Ich konnte mich mit meinem Mantel, der mit schwarzen Streifen bedeckt war, eigentlich kaum sehen lassen. Ich hatte das Gefühl, als ob jedermann sehen konnte, dass ich unter einem Zug gelegen hatte. Ab und zu zog ich den Mantel aus, aber das schien mir noch auffälliger zu sein als vorher, wenn man an einem eiskalten Tag mit dem Mantel auf dem Arm daherspaziert. Ich gestehe, dass ich den ganzen Tag wegen meines Aussehens sehr nervös war und erst aufatmete, als wir nachmittags in einem Kino verschwanden.

Unsere Brot- und Fettmarken waren fast aufgebraucht, und so musste es abends gut gehen! Um 19:30 Uhr aßen wir zum letzten Mal und um 20:45 Uhr waren wir wieder auf dem Bahnhof. Der Zug kam wider Erwarten pünktlich an, und dieses Mal stellten wir uns an seinem Ende auf. Als er dann stoppte, rannten wir um den letzten Wagen herum und krochen wieder darunter. Und das Unglaubliche geschah! Dieselbe Situation wie am Abend zuvor! Keine Möglichkeit, mit dem ganzen Körper einen Platz zu finden. Außerdem lief ein Eisenbahner mit einer Laterne die Wagen entlang, und so mussten wir unverrichteter Dinge abziehen.

Wir waren gerade wieder zurück auf dem Bahnsteig, als plötzlich ein Feldgendarm auftauchte und unsere Papiere verlangte. Aber der Sonderausweis erfüllte seine Aufgabe, und wir konnten ungehindert passieren. Abraham wollte wieder im gleichen Hotel ein Zimmer nehmen. Ich dachte mir, dass es der Wirtin merkwürdig vorkommen müsste, wenn wir heute wieder so schmutzig und ohne Gepäck ankämen. Aber ich gab schließlich nach, und wir bezogen wieder dasselbe Zimmer wie am Abend zuvor.

An diesem Abend berieten wir noch lange. Wir besprachen auch die Möglichkeit, einen dritten Versuch zu machen, aber sehr begeistert waren wir nicht mehr. Wir dachten an andere Möglichkeiten, wie auf dem Verbindungsstück von zwei Wagen, der sogenannten Harmonika, aufzusitzen, aber, wie gesagt, der rechte Enthusiasmus war weg. Ich war vor allem besorgt, weil wir kaum noch Geld und fast keine Lebensmittelmarken mehr hatten, und so dachte ich, das Beste sei, erst einmal Arbeit in Bayonne oder Biarritz zu suchen und dann später noch einmal einen Versuch zu machen.

Diesen Montag schlenderten wir mit einem entsetzlichen Hunger herum und trafen zufällig in einem Restaurant, in dem wir immer billig und gut zu essen pflegten, einige Holländer, denen ich ein Päckchen Zigaretten, die ich immer als Notreserve bei mir trug, für 100 Francs verkaufte, sodass wir für die folgende Nacht die Zimmer bezahlen konnten. Diese Holländer gaben uns auch die Adresse einer holländischen Firma in Biarritz, und wir beschlossen, abends dorthin zu gehen, um unser Glück zu versuchen. Nachmittags spazierten wir ziellos in der Umgebung von Bayonne herum und drückten die Daumen, dass wir abends Glück haben möchten.

Wieder auf einer Baustelle

Um 17:30 Uhr fuhren wir mit der Straßenbahn nach Biarritz. Im angegebenen Hotel waren viele holländische Arbeiter, und Abraham traf einige Bekannte von seiner ehemaligen Baustelle in Jonsac. Das erleichterte unsere Aufgabe schon wesentlich. Man erzählte uns Einzelheiten über die Firma und schickte uns in das Zimmer des Chefs. Herr Cleysteen erwies sich als ein sehr einfacher und freundlicher Mann. Wir erzählten ihm irgendetwas Glaubhaftes. Er schenkte uns Brotmarken und meinte, wir sollten am nächsten Morgen auf der Baustelle erscheinen, das war der Flugplatz von Biarritz. Wir waren überglücklich, vor allem Abraham, als er noch ein Paket Tabak als Vorschuss bekam. Die Jungen gaben uns noch jedem ein Stück Kommissbrot, das wir

mit einem Gefühl verschlungen, als ob wir den ganzen Tag gefastet hätten. Sehr zuversichtlich fuhren wir wieder nach Bayonne zurück.

Am nächsten Morgen, Dienstag, den 14. Dezember 1943, betrat ich zum ersten Mal wieder seit Auffay eine Baustelle. Es war eine beinahe ideale Arbeit. Man verdiente 17,5 Francs die Stunde, hatte prima Essen aus der Wehrmachtsküche und brauchte fast gar nicht zu arbeiten. Beinahe den ganzen Tag standen wir ums Feuer herum, und nur wenige Minuten hackten wir einen Abhang sauber. Nach zwei Tagen bekamen wir unsern Vorschuss, und so hatten wir uns wieder schnell auf die Beine gestellt, ohne etwa Hilfe alarmieren zu müssen. Vor allem waren wir wieder durch die Arbeit den Deutschen gegenüber gedeckt, denn bis jetzt hatten wir ja immer auf gefälschten Marschpapieren gelebt.

Wir verbrachten einige sehr schöne Tage, aber, wie es immer zu sein pflegt, nimmt alles dann plötzlich durch irgendeine Ursache ein Ende. In diesem Falle war es, weil die Firma ihre Arbeit in Biarritz beendet hatte und nach Mont-de-Marsan übersiedeln sollte.

Das war ein ziemlicher Schlag für uns, denn wir hatten gehofft, in Biarritz Beziehungen anzuknüpfen, um nach Spanien zu gelangen. Und das war in Mont-de-Marsan, das weiter im Innern des Landes lag, völlig ausgeschlossen.

Donnerstagmittag wurde nicht mehr gearbeitet, und wir hatten Zeit, uns in aller Ruhe das berühmte Biarritz anzusehen. So genossen wir einen herrlichen Nachmittag am Strand.

Freitagmorgen, um 11 Uhr, sollte unser Zug aus Bayonne gehen. Da aber unsere Firma ihren zeitweiligen Sitz in Biarritz hatte und wir unsere Zimmer in Bayonne beibehalten hatten, würden wir um 11 Uhr in Bayonne zusteigen und mit der Gruppe weiterfahren.

Bis zur Ankunft des Zuges saßen wir und tranken eine Tasse Kaffee, als ein Polizist in Zivil an unsern Tisch trat und unsere Ausweise verlangte. Wir gaben ihm unsere Identitätskarten, und er fragte nach dem Woher und Wohin. Aber obwohl wir ausnahmsweise die Wahrheit sagten, glaubte er uns anscheinend kein Wort und steckte unsere Papiere einfach ein. Danach gingen wir zu dritt zum Bahnsteig, und er wollte sich davon überzeugen, ob wir wirklich auf dem Marschbefehl der Arbeitsgruppe standen.

Als endlich der Zug einfuhr und unser Vorarbeiter aus dem Fenster lehnte, um uns zu entdecken, machte ich mich jubelnd bemerkbar und hatte eine große Genugtuung, als der Polizist sich von der Wahrheit unserer Angaben überzeugt hatte und uns die Papiere zurückgeben musste. Aber wir

sollten doch nicht am gleichen Tag an unserem Bestimmungsort ankommen. In Dax hatten wir keinen Anschluss und nachmittags verpassten wir den Bummelzug nach Mont-de-Marsan. So kamen wir nur bis nach Morceaux, zu spät wieder für die Weiterfahrt, und waren schließlich gezwungen, die Nacht in Ermangelung eines Hotels im Wartesaal des Bahnhofs zu verbringen.

Erst am Samstagmittag kamen wir in Mont-de-Marsan an. Es stellte sich aber schon bald heraus, vor allem nach der Mahlzeit auf unserem zukünftigen Bauplatz, dass die Umstände sich sehr verschlechtert hatten. Daher waren alle missmutig gestimmt, besonders weil vonseiten der Firma für nichts gesorgt worden war und wir noch nicht einmal einen Schlafplatz hatten. Die schlechte Stimmung nahm immer mehr zu, und spät am Nachmittag kam einer auf die Idee, da es doch Samstag war und die Arbeit erst am Montag beginnen würde, anderthalb Tage in Bordeaux zu verbringen.

Abraham und ich sahen einander an und dachten wahrscheinlich das Gleiche. Nach Bordeaux zu fahren und wieder mit unseren Kameraden zusammen zu treffen, wunderbar!

Am Abend wurde dann einstimmig beschlossen, nach Bordeaux zu fahren, um dort den Chef der Firma Cleysteen zu treffen, der auf Reisen war. Dieser Vorschlag wurde einhellig begrüßt, da man so Ferien auf Kosten der Firma machen konnte. Mit dem Abendzug fuhren wir alle über Dax nach Bordeaux, und keiner war glücklicher als ich, als wir in den Bahnhof einfuhren. Dieses Bordeaux, das so hässlich und unsympathisch war, bot doch mehr Sicherheit als Bayonne oder Toulouse. Wir liefen ziemlich vergeblich viele Hotels ab und landeten schließlich in der uns wohlbekannten Rue Tanesse. Dort erschien, zu unserer großen Überraschung, kurz vor Mitternacht Willy, den wir mit großer Freude - wir waren ja Wiederauferstandene - begrüßten.

Die nächsten Tage genossen wir wieder einmal das süße Nichtstun. Wir trafen ab und zu mit einigen unserer Arbeitskollegen zusammen, um zu erfahren, ob unsere Arbeit in Mont-de-Marsan schon geregelt sei. Auch der Chef der Firma, der schon längst zurückgekehrt sein müsste, ließ sich nicht sehen. In diesen Tagen hatten wir die Absicht, obwohl mit wenig Lust, bei der Firma zu bleiben, aber auch das nur in Ermangelung von etwas Besseren. Aber am Donnerstag, den 22. Dezember 1943, griff das Schicksal wieder mit eigener Hand ein, um unseren Plänen einen ganz anderen Lauf zu geben.

Eine überraschende Begegnung

Abraham und ich waren gerade ins Hotel Lion d'Or zurückgekehrt, um Abendbrot zu essen. Es war sehr spärlich - nur ein pain de luxe mit Quark - als es an unsere Zimmertür klopfte. Auf unser „Entrez!“ trat ein großer, breitgebauter Mann ins Zimmer und begrüßte uns auf Holländisch. Nach einigen oberflächlichen Worten wies er auf unsere einfache Mahlzeit, die wir auf dem Bett sitzend einnahmen. „Habt ihr nichts anderes zu essen als das?“, fragte er. Wir verneinten. „Heute ist es wirklich etwas spärlich“, gaben wir als Erklärung. „Na, dann kommt mit mir unten im Hotel essen“, meinte er. Ich lehnte zwar energisch ab, ließ mich aber danach doch schnell überzeugen, der Einladung Folge zu leisten. In einem Augenblick, in dem wir beide allein waren, tauschten wir schnell unsere Ansichten. Wir waren entschlossen, sehr reserviert zu bleiben und uns anzuhören, was er von uns wollte. Denn es war ja klar, dass er uns nicht aus Menschenfreundlichkeit einlud.

Während wir zusammen mit einem Freund von ihm unten im Hotel aßen, kam er etwas mit der Sprache heraus: Unser Gastgeber, er nannte sich Christiaan Lindeman, war Mitglied einer illegalen Organisation, die mit Holland und Spanien Verbindungen hatte und die vor der Aufgabe stand, einen englischen Piloten aus dem Gefängnis in Mont-de-Marsan zu befreien. Er war Holländer, stammte aus Roermond und sein Name, Christiaan, schien uns genauso echt oder falsch, wie die unsrigen. Er fragte uns, ob wir wüssten, wie die Zugkontrolle zwischen Bordeaux und Dax sei, und wir, die diesen Weg kannten, gaben ihm bereitwillig Auskunft.

Nachdem wir unsere Mahlzeit beendet hatten, gingen wir in sein Zimmer und besprachen die Sache zu dritt. Christiaan legte uns seinen Plan dar, worin wir einige kleine Aufpasserdienste ausführen sollten. Wenn er mit seinen Freunden im Gefängnis beschäftigt sein würde, sollten wir aufpassen, dass von der Straße her keine Gefahr drohte, und im gegebenen Falle mussten wir warnen. Ich war erst gar nicht für solche Unternehmen bereit, aber was den Ausschlag gab, war das Versprechen, dass wir - ginge die Aktion schief - sofort nach Spanien gebracht würden, und ginge alles gut, dann ebenfalls, aber erst ein bis zwei Wochen später. Bei solchen Aussichten konnte ich nicht nein sagen, und wir beschlossen, am nächsten Morgen loszufahren. Wir hinterließen in der Rue Tanesse eine Nachricht für einen unserer Arbeitskollegen und gingen bald ins Hotel zurück.

Im Bett besprachen wir noch einmal alles. Uns kam die Sache höchst merkwürdig vor. Ein wildfremder Mensch fragt uns, um ihm bei einem

gefährlichen Unternehmen behilflich zu sein, ohne zu wissen, welcher Gesinnung wir waren. Er war dann entweder ein höchst unvorsichtiger Mensch oder ein Gestapoagent.

Aber letztere Vermutung ließen wir rasch fallen, da wir uns erinnerten, was er uns vorhin von seinem Gepäck gezeigt hatte: zwei Revolver, ein Dolchmesser und eine Strychninspritze. Er hatte uns auch erzählt, dass er schon öfters in Spanien gewesen sei. Während der Mahlzeit hatte er seinem Freund, einem Franzosen aus dem Ort Peyrehorade, seine Adresse in Paris gegeben, und Abraham war so schlau gewesen, sie unbemerkt aufzuschreiben.

Am Dienstag, den 23. Dezember 1943, standen wir schon um 5:30 Uhr auf dem Bahnsteig des Bahnhofs St. Jean und kamen mit Verspätung gegen 9 Uhr in Dax an. Dort erwartete uns ein Taxi, und während wir einstiegen, sprach Christiaan noch einige Minuten mit zwei Frauen. Uns beruhigte der Umstand, dass bei der Organisation auch Frauen teilnahmen. Es war vielleicht Einbildung, aber auf jeden Fall bekamen wir schon mehr Vertrauen zu unserem neuen Freund. Nach etwas weniger als einer Stunde kamen wir in Mont-de-Marsan an.

Bei einer Garage stiegen wir aus, und bald gingen wir beide hinter Christiaan und einem jungen Mädchen her, ich immer mit der Aktentasche, deren Inhalt wir am Abend zuvor betrachtet hatten! Wir gingen am Gefängnis vorbei und landeten schließlich in einem Café, wo wir einige Stunden verbrachten, während Christiaan mit einigen örtlichen Freunden fortgegangen war. Wir waren beide ziemlich gespannt, was wohl als Nächstes geschehen würde. Mittags kam Christiaan und wir aßen zusammen. Er erzählte uns, dass noch nicht alles organisiert worden sei, und er würde später hören, ob man heute noch etwas unternehmen könne.

Danach trotteten wir wieder hinter ihm her und kamen in ein anderes Café, wo wir wieder eine ganze Weile warteten. Endlich hörten wir, dass die geplante Aktion heute nicht stattfinden würde, sondern vielleicht erst in acht Tagen. Ich war einerseits sehr erleichtert, andererseits aber auch enttäuscht. Wir würden wieder nach Bordeaux zurückkehren und später einen erneuten Versuch machen. Ein Zug nach Morceaux war schon weg, und so mussten wir die Nacht in Mont-de-Marsan bleiben.

Es wurde beschlossen, am nächsten Morgen den Autobus nach Bordeaux zu nehmen.

Eine Schlafgelegenheit fanden wir bei einer Arbeiterfamilie, die Freunde des Mannes aus Peyrehorade waren. Wir nahmen dort auch unser Abendessen ein und legten uns dann im Stall auf dem Stroh schlafen.

Um 5 Uhr standen wir auf. Es war der 24. Dezember 1943 und Heiligabend. Nachdem wir uns gewaschen und etwas gegessen hatten, nahmen wir von den freundlichen Leuten Abschied, indem Christiaan sie durch ein Geldgeschenk für ihre Gastfreiheit belohnte.

Der Autobus war so überfüllt, dass wir mit dem Bummelzug um 19 Uhr vorlieb nehmen mussten. Als wir dann, um uns die lange Wartezeit zu verkürzen, über unser beider Pläne sprachen, sagte ich, dass wir eben in Bordeaux abwarten würden. Christiaan schwieg eine Weile und fragte dann im natürlichsten Ton der Welt, warum wir eigentlich nicht mit ihm nach Paris gingen. Wir antworteten, dass wir dazu kein Geld hätten, aber das war für ihn anscheinend kein Hindernis. „Ihr geht dann natürlich auf meine Kosten. Ich bezahle alles. Das wisst ihr doch!“

In der Tat hatte er sich bis jetzt als enorm großzügig erwiesen und schien über große Mittel zu verfügen. Er hatte uns vorher schon ein beachtliches Taschengeld gegeben, und als wir jetzt die Fahrkarten kauften, konnten wir den Rest vom Geldschein auch behalten. Ich wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, denn das Letzte, das ich erwartet hatte, war, Weihnachten in Paris zu verbringen. Paris, die Stadt, die ich so gerne noch einmal besuchen wollte! Abraham war nicht weniger erfreut als ich, und in der besten Stimmung bestiegen wir den Bummelzug.

Gegen 13 Uhr mittags kamen wir endlich in Bordeaux an. Ich blieb, um Fahrkarten nach Paris zu kaufen, auf dem Bahnhof, während Christiaan und Abraham ins Hotel gingen. Als sie zurückkamen, zeigte Abraham mir ein Zettelchen, das ein Arbeitskollege für uns hinterlassen hatte, und woraus ich erfuhr, dass die ganze Gruppe in der vergangenen Nacht wieder zur Arbeit nach Biarritz zurückgekehrt war. Aber das störte mich nicht mehr, denn die Hauptsache war, dass wir nach Paris fuhren. So endete also nach dreieinhalb Tagen Arbeit meine Karriere bei der Firma „Zwart en Cleysteen“!

Um 13:45 Uhr fuhren wir mit dem Express nach Paris. Draußen war herrliches Wetter, und ich hatte so ein ähnliches Gefühl wie früher, wenn ich in die Ferien fuhr. Ich pries mich glücklich, dass wir unserem neuen Freund gefolgt waren, der sich so großzügig erwies. Abends, punkt 21:30 Uhr, liefen wir in Paris-Austerlitz ein, und so geschah eben das, was ich mir nie hätte träumen lassen: Nach unserem so glücklichen Start aus Auffay und dem missglückten Ausflug in die Pyrenäen sah ich doch Paris wieder! Kurz vor unserer Ankunft dort hatten wir mit Christiaan eine Verabredung getroffen, um ihn am nächsten Tag um 14 Uhr an einem bestimmten Ort zu treffen, wo er uns auch Geld für unseren Aufenthalt geben würde.

Fünf Tage in Paris

Wir nahmen am Bahnhof Abschied, wünschten einander fröhliche Weihnachten und fuhren mit der Metro sofort zu unserem alten Hotel Transatlantique, wo wir ein großes Zimmer mieteten. Während der Anmeldeformalitäten entdeckten wir zu unserer großen Überraschung, dass noch ein Holländer im Hotel logierte, und es stellte sich heraus, dass es Zippi war. Obwohl wir wiederholt baten, uns die Zimmernummer zu sagen, verweigerte man das, weil man aus Erfahrung bereits wusste, dass so etwas immer mit viel Lärm vor sich ging. Am nächsten Morgen hätte man nichts gegen einen solchen Besuch einzuwenden. So legten wir uns also schlafen mit dem Gefühl, wieder einmal enormes Glück gehabt zu haben, ohne dass wir es uns eigentlich verdient hatten.

Herrlich ausgeschlafen erwachte ich in dem riesigen Bett und erinnerte mich plötzlich, dass Zippi, den ich gerne nach so langer Zeit wiedersehen wollte, eine Etage unter uns war. Ich erkundigte mich nach seiner Zimmernummer, und diesmal gab man mir bereitwillig Auskunft. Was machte der Augen, als ich da so mir nichts dir nichts in sein Zimmer trat. Jetzt hatten wir Zeit, unser beider Erlebnisse auszutauschen. Zippi arbeitete seit einiger Zeit auf einer anderen Baustelle in der Nähe von Rouen, aber immer noch unter Firma Mol wie ehemals, und nun war er auf einige Tage nach Paris entwischt. Bald würde er offiziellen Urlaub bekommen und hatte diesen bereits angefragt, um nach Berlin zu fahren. Ich hatte darüber schon in Bordeaux gehört und fragte nach den Beweggründen.

Dann fuhren wir zu dritt zur Rue de la Chapelle, um zu sehen, wie wir mit Kurt, Willy oder Max Windmüller in Kontakt kommen konnten.

Um 11 Uhr trafen wir alle drei im Stadtzentrum, in einer der vielen „Dupont“-Bars. Alle waren ganz perplex, uns so bald wieder in Paris zu sehen, und erzählten ihnen dann unsere ganze Geschichte. Willy beschloss, mittags zu unserer Verabredung mit Christiaan mitzukommen. Wir hatten ausgemacht: mittags um 14 Uhr, Metrostation Notre-Dame-de-Lorette. Zwar kamen wir etwas zu spät dorthin, aber wie wir uns auch die Augen anschauten, keine Spur von Christiaan. Wir dachten, dass er wegen unserer Verspätung vielleicht weggegangen war, aber er schien nicht der Mensch zu sein, uns ohne jeden Anhaltspunkt sitzen zu lassen, zumal er keine Adresse von uns hatte und wir ebenso wenig von ihm.

Je länger wir warteten, desto böser wurden wir auf Christiaan, denn er hatte uns fest versprochen zu kommen. Vor allem Abraham war sehr ent-

täuscht, ich dachte aber an einen möglichen unerwarteten Zwischenfall, der sich ereignet haben konnte, und schlug daher vor, am nächsten Tag um 14 Uhr wieder am selben Platz zu sein. Willy und Kurt hatten unseren lebhaften Erzählungen von Anfang an nur beschränkten Beifall gezollt. Ihnen kam das ganze Auftreten Christiaans genauso merkwürdig vor wie uns in Bordeaux, sein Auftreten und sein Nichterscheinen bestätigte nur ihre Zweifel.

Nachmittags gingen Zippi, Abraham und ich auf den Eiffelturm und hatten einen herrlichen Rundblick über die Stadt. Im Restaurant tranken wir Kaffee-Ersatz mit Milch, was für französische Verhältnisse eine Besonderheit war, und aßen gegen Abgabe von Brot- und Fettmarken Kuchen. Was ich in den zwei Tagen, in denen ich zum ersten Mal in Paris war, nicht gesehen hatte, holte ich jetzt in aller Muße nach. Ich genoss richtig alle die weltberühmten Gebäude und Monumente, deren Schönheit jedermann mitreißen musste.

Am nächsten Tag gingen wir wieder zur Notre-Dame-de-Lorette und wie zu erwarten gleichfalls ohne Erfolg. Abraham und ich gingen nun mit wahrem Detektiveifer an die Arbeit, um das Haus unseres Freundes zu finden. Wie schon erwähnt, hatte Abraham bei unserem gemeinsamen Abendessen in Bordeaux die Adresse Christiaans unbemerkt aufgeschrieben, sie war irgendwo im Vorort Neuilly. Wir fanden dann auch wirklich das Haus, aber zu unserer Enttäuschung gab es da keinen Christiaan Lindeman.

Also musste es sich dann um irgendeine Adresse handeln, die Abraham, der dem auf Französisch geführten Gespräch nur dürftig folgen konnte, so eifrig notiert hatte. Nun wussten wir gar nicht, was zu machen war. Wir hatten uns nämlich von unserer neuen Verbindung so viel versprochen, vor allem Unterstützung zugunsten unserer Organisation schon allein im Hinblick auf die Tatsache, dass wir im Augenblick keinen Passeur hatten. Denn mit Adrian hatte sich irgendein Zwischenfall ereignet, wodurch er nicht mehr Leute nach Spanien bringen konnte.³⁴

Soll ich noch erzählen, dass wir alle später ein Mozartkonzert im Konservatorium besuchten? Es waren dort Kurt, Willy, Max und Moshe Kohn. Abraham und ich kamen mit Verspätung, und alles war ausverkauft. Ich

³⁴ Über Adrians Schicksal kursieren unterschiedliche Darstellungen, darunter auch die, dass er im Mai 1944 von einem französischen Kollaborateur verraten und am 17. Mai 1944 hingerichtet wurde. Näheres dazu bei Paul Siegel, In ungleichem Kampf. Christlich-jüdische Rettungsaktion der Westerweel-Gruppe, hg. von Erhard Roy Wiehn, Konstanz 2001, S. 179f. Die Version des Verrats durch einen französischen Kollaborateur findet sich auch bei Haim Avni, The Zionist Underground in Holland and France and the Escape to Spain, in: Yisrael Gutman/Ephraim Zuroff (Hg.), Rescue Attempts during the Holocaust, Jerusalem 1977, S. 571. (B.MC./H.N.)

bekam noch einen Stehplatz, während Abraham draußen im Vestibül blieb. Auch Ernst Kahn aus Bordeaux war in jenen Tagen in Paris und zusammen mit Lore Sieskind gingen wir am Nachmittag spazieren. Überhaupt schien es, als ob jemand die Parole ausgegeben hätte, an Weihnachten in Paris zu sein, denn enorm viele von uns hatten sich - ganz zufällig - versammelt, Günter und Ilse Aronade, Hans Ehrlich und Frau und noch einige andere aus dem Werkdorf in Wieringen. Wenn man eine halbe Stunde in der Nähe des Gare du Nord patrouillierte, konnte man gewiss sein, einen der Unsrigen dort zu treffen.

Abraham, der einen Verwandten in Paris hatte, war öfters bei diesem eingeladen. Sonst vertrieben wir uns die Zeit meistens zusammen und gingen abends oft ins Kino. Zippi war bald zu seiner Baustelle bei Rouen zurückgekehrt und wir beide standen am Donnerstag, den 30. Dezember 1943, abends um 21:30 Uhr mit Willy zusammen auf dem Austerlitzbahnhof. Dieses Mal fuhren wir sehr komfortabel 2. Klasse, natürlich kostenlos. Nach neunstündiger Reise kamen wir wieder in unserem alten Bordeaux an, ich in richtiger Katerstimmung, denn nach Paris schien mir diese Stadt noch unsympathischer als früher. Ich ging gleich am nächsten Tag ins Hotel Lion d'Or um zu sehen, ob von Christiaan vielleicht hier eine Nachricht wartete. Aber nichts dergleichen!

Abends gingen Herbert, Ernst, ich und ein Mädels aus der Rue Tanesse aus Anlass des Jahreswechsels ins Kino. Danach saßen Herbert und ich noch in einem Café, um die Mitternachtsstunde abzuwarten, aber man spürte überhaupt keine Stimmung, weder auf der Straße, noch in den Cafés, die eigentlich um diese Zeit geschlossen sein mussten.

Abraham war zu dieser Zeit unterwegs zu Christiaans Freund in dem Städtchen Peyrehorade, in der Nähe von Bayonne, um dort etwas über Christiaan zu erfahren. Er kam nach drei Tagen zurück mit dem Bescheid, dass Christiaan plötzlich nach Holland abreisen musste und erst am 6. Januar 1944 zurückerwartet wurde. Abraham hatte keinerlei Adresse bekommen, sondern nur eine Telefonnummer.

Ich hatte mir inzwischen die Zeit damit vertrieben, Firmen ausfindig zu machen, wo ich oder auch andere Arbeit finden konnten, natürlich gegen guten Lohn ausbezahlt. Als Abraham zurückkehrte, beschlossen wir, wieder nach Paris zu fahren, um Christiaan am 6. Januar zu erwarten. So fuhren wir also am 5. Januar abends um 22 Uhr aus Bordeaux ab und kamen morgens in Paris an. Wir gingen erst auf eine Hotellsuche in Montmartre, da uns dieses Mal das „Transatlantique“ zu teuer war, landeten aber in Ermangelung von

etwas Billigerem schließlich doch dort. Wieder trafen wir mit Zippi zusammen, ebenso mit Ludi Goldwein, der gerade vom Urlaub aus Holland zurückgekommen war. Außerdem waren da noch in Paris Familie Schloßberger, Kapellner und Lewin, die Max Windmüller aus Holland geholt hatte.

Wieder gingen wir mit Detektivsinn an die Arbeit und stellten nach einiger Mühe fest, dass die Telefonnummer mit der Adresse in Neuilly übereinstimmte, jedoch unter einem uns unbekanntem Namen. Wir zogen also am 6. Januar 1944 nach Neuilly, aber der Portier sagte uns, dass der Herr Dr. F. noch nicht von der Reise zurückgekehrt sei. Abermalige große Enttäuschung! Nun waren wir wieder genauso klug wie zuvor. Wir planten, es mit telefonischen Anrufen zu versuchen, aber niemand meldete sich. Eines Tages kam Zippi und bat mich, ihm für zwei Tage bei einer Angelegenheit in Lille zu helfen. Ich sagte zu, denn es kam mir sehr gelegen, und manches Mal, vor allem, wenn schlechtes Wetter war, wusste ich nicht immer, was mit der Zeit anzufangen, und der finanzielle Zustand war auch nicht der beste.

So fuhren Erwin Kapellner, Zippi und ich nach Lille und von dort Richtung Bologne. Unser Auftrag war nämlich, aus einem kleinen Ort eine Reihe von Koffern wegzuholen, die eine Gruppe Jungen von uns, welche dort gearbeitet hatten, zurückgelassen hatte. Bei Ausladearbeiten auf dem Bahnhof war einer der Fremdarbeiter tödlich verunglückt und unsere Jungen befürchteten Untersuchungen und Fragereien der Polizei. Deshalb machten sie sich vorsichtshalber beizeiten aus dem Staub. Alles ging glatt und unbemerkt vonstatten und bei Einbruch der Dunkelheit holten wir die Koffer. Die Nacht verbrachten wir in einem Hotel im Dorf.

Am nächsten Morgen waren wir wieder zurück in Lille und gingen zu viert den ganzen Tag in der Stadt spazieren. Bei der Gelegenheit trafen wir auch Lutz Rosenberg, der in Dannes-Camier arbeitete und auf dem Weg nach Antwerpen war. Nachmittags waren wir wieder auf dem Bahnhof, brachten Zippi an den Zug nach Brüssel, und wir selbst fuhren etwas später mit dem Schnellzug nach Paris.

Am nächsten Abend waren wir wieder am Gare du Nord, denn Max kam mit einem neuen Trupp aus Holland an, unter ihnen Henny Sperber, Lolly und Horst Markus. Auch Zippi war dabei. Daher entstand ein großer Aufbruch am Bahnhof, über den Kurt sehr ungehalten war, sodass er darauf drang, vom Gelände zu verschwinden. Abraham versuchte immer wieder, Christiaans Wohnung anzurufen, aber ohne Erfolg. Daher ward beschlossen, die Suche aufzugeben, da es allen sehr zeitvergeudend und zwecklos erschien.

Der dritte Fluchtversuch

Am Dienstag, den 11. Januar 1944, sollten wir alle nach Bordeaux zurückfahren. Kurt kam mit einigen Jungen aus Auffay erst drei Minuten vor Abfahrt des Zuges am Bahnhof Austerlitz an. Ich hatte heftige Kopfschmerzen und wollte nicht die ganze Nacht im übervollen Zug stehend zubringen. Daher beschlossen Abraham, David Mühlrad, einer der aus der Kanalzone Geflüchteten, und ich, erst zwei Tage später nach Bordeaux zu kommen, da wir sowieso nichts zu versäumen hatten. David Abraham hatte von einem zufälligen Bekannten die Adresse eines Passeurs in der Nähe der Pyrenäen bekommen, und so schienen wir nicht mehr so angewiesen zu sein auf Christiaan. Unser Hauptziel war und blieb, eine Möglichkeit zu finden, um nach Spanien zu kommen.

Am 13. Januar 1944, um 7 Uhr morgens, kamen wir wieder in Bordeaux-St.Jean an.

Nachmittags trafen wir uns mit Kurt auf dem Postamt und besprachen unsere nächsten Beschäftigungen. Abraham und David sollten zur Adresse des Passeurs fahren und auf dem Rückweg in Peyrehorade Halt machen, um dort bei Christiaans Freund etwas über diesen in Erfahrung zu bringen. Kurt war der Ansicht, dass jener verhaftet sein musste. Ich sollte noch am gleichen Abend nach Labouheyre fahren, wo eine Holzfällergruppe von uns hauste, um dort verschiedene Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Wir nahmen auf dem Bahnhof Abschied von einander und keiner von uns ahnte, dass sich in diesem Augenblick unerwarteterweise unsere Wege für immer trennen würden. Ich kam mit einigen Schachteln Keks beladen in Labouheyre an und fand die Jungen im Kino, wo ich, wohl oder übel, auch hinein musste.

Danach besprachen wir noch alles in ihren Wohnbaracken, wo ich auch übernachtete.

Am nächsten Morgen begleitete ich die Holzfäller zu ihrer Arbeitsstelle, denn ich hatte genug Zeit bis zur Abfahrt des Zuges und war dann um 12:30 Uhr in Bordeaux zurück.

Abraham und David sollten spätestens am 20. Januar 1944 wieder zurück sein, und ich hegte die Hoffnung auf Erfolg ihrer Bemühungen. Aber der Tag kam und keine Spur von ihnen.

Ich nahm an, dass sie sich vielleicht entschlossen hätten, in Toulouse Station zu machen, aber Willy, der gerade von dort kam, wusste von nichts. Wir begannen langsam unruhig zu werden, aber da gerade tauchte Kurt in Bordeaux auf mit der frohen Nachricht, dass man in Toulouse wieder einen

Bergführer gefunden und auch schon ein Datum für die Fahrt festgesetzt habe. Kurt hatte bereits die Liste der Teilnehmer zusammengestellt, und meine Aufgabe war es, zu einigen von ihnen zu fahren, um ihnen die Sache klarzumachen und ihre Zustimmung zu bekommen. Ich selbst sagte selbstverständlich sofort zu. Die Enttäuschung vom vorigen Versuch war vergessen, und ich hoffte nur, dass alles diesmal gut gehen möge. Denn, wenn man den misslungenen Versuch unter dem Zug mitrechnete, war jetzt der dritte Anlauf an die spanische Grenze, und wie bekannt, sind aller guten Dinge ja drei.

In den folgenden Tagen besuchte ich Moshe Kohn und auch Erich Sander und Emil Glücker in La Rochelle, die in einer Unterseebootbasis arbeiteten. Emil traf ich nicht an. Erich sah ich zum ersten Mal seit der Zeit in Gouda wieder, und er bekam keinen geringen Schrecken, als ich ihn so mitten aus dem Kreis seiner holländischen Mitarbeiter herausrief. Das Wetter war wunderbar, wir gingen ungestört auf der Marinewerft La Pallice spazieren, und so konnte ich die bekannten riesigen U-Boot-Bunker von außen bestaunen. Nach einigen Überlegungen sagte Erich zu. Danach spazierte ich noch einige Zeit in La Rochelle umher und kam spät abends wieder nach Bordeaux zurück.

Am Mittag des nächsten Tages telegraphierte ich den Erfolg meiner Reise nach Paris. Die Verabredung lautete, am Dienstag, den 25. Januar 1944, sich in Bordeaux zu versammeln. Ich bereitete inzwischen meine Sachen für die Fahrt vor. Der Fall Abraham wurde sehr beunruhigend. Sie waren schon eine ganze Woche überfällig, und man musste annehmen, dass irgendein Unglück geschehen war. Aber wir dachten an eine etwas unwahrscheinliche Erklärung, dass die beiden vielleicht aus irgendeinem Grunde schon direkt nach Spanien gegangen waren. Aber unsere Gedanken waren schon mehr bei der bevorstehenden Fahrt. Willy kam am 25. Januar mit Lore Sieskind, Heinz Moses und Ludi Goldwein in Bordeaux an und am nächsten Tag setzten wir uns zu siebt nach Toulouse in Bewegung. Diesmal warf ich keine Abschiedsblicke auf die Stadt. Ich war klüger geworden!

Rolf Rothmann und Hugo Zadoks erwarteten uns vor dem Bahnhof Matabiau, und wir verbrachten einige Zeit damit, um Zimmer zu suchen, während Willy zu einer Verabredung mit den französischen Chawerim gehen musste. Bis Montag, den 31. Januar 1944, mussten wir in Toulouse bleiben und dann ging es in Richtung Pau. Am Morgen hatten wir noch einen unliebsamen Zwischenfall - ohne Folgen allerdings -, als um 6 Uhr die Polizei im Hotel erschien, um Identitätsdokumente zu kontrollieren. Zufälligerwei-

se hatte Willy uns alle angemeldet. Er war unser Transportführer mit all den dazugehörigen Papieren, und man traf ihn in einem Bett - wegen Platzmangel - mit Lore an! Der Beamte zog sich daher schnell und diskret zurück.

Wir machten eine herrliche Fahrt am Rande der Pyrenäen entlang und hatten Aussichten, wie man sie nur in Reiseprospekten sieht. Mittags aßen wir im Speisewagen und alle waren in der besten Stimmung. Um 14 Uhr kamen wir in Pau an. Dort wurde die Stimmung schon etwas gedämpfter, da es jetzt langsam ernst zu werden begann. Manchmal bildete man sich ein, Gestapoagenten in der Nähe zu sehen, aber dies waren ganz natürliche Erscheinungen. Während wir dann in der Februarsonne zwischen all den Palmen saßen, schrieben wir noch einen mit Galgenhumor gewürzten Brief nach Holland.

Um 17:30 Uhr abends fuhren wir mit einem Bummelzug Richtung Oloron - St. Marie. Diese Strecke war schon ziemlich gefährlich, da es bei einer Kontrolle gar nicht sicher war, ob unsere Papiere noch ausreichten. Wir verteilten uns in kleine Gruppen, und Ludi und ich stiegen zusammen in ein Coupé. Ich muss gestehen, dass ich noch nie so nervös war wie während der langen Wartezeit in Pau und dieser Fahrt. Ich beruhigte mich nur langsam, während Ludi dauernd Brote vorbereitete, und ich aß darauf los, nur um die Gedanken abzulenken.

Aber alles ging glatt. In St. Christau, zwei Bahnstationen hinter Oloron, stiegen wir aus. Am Ausgang des winzigen Bahnhofsgebäudes stand unser Passeur, der sich durch ein bestimmtes Zeichen zu erkennen gab. Willy sprach mit ihm, und dann gingen wir alle neun ins Freie. Gleich in der Nähe war ein Gasthaus, und dort setzten wir uns eine Weile nieder, tranken Bier und verhielten uns wegen der Anwesenheit einiger Fremder meistens schweigsam. Gegen 20 Uhr brachen wir auf, denn draußen war es völlig dunkel geworden. Willy ging noch immer mit uns mit. Beim Überqueren einer Landstraße mussten wir uns platt auf den Boden werfen, um nicht vom Scheinwerfer eines Autos erfasst zu werden. Doch dann ging es ohne Zwischenfälle weiter. Kurz darauf nahmen wir von Willy Abschied. Er teilte uns noch eine Adresse in Pau mit, wo Papiere hinterlassen waren, für den Fall eines abermaligen Fehlschlags.

Der Passeur ließ uns jetzt alleine weitergehen, nachdem er Hugo Zadok, der gut französisch sprach, alles erklärt hatte. Er musste nämlich mit Willy in sein Dorf zurückkehren, um für ihn ein Nachtquartier zu suchen. Hugo bildete also jetzt die Spitze unserer Gruppe, und es ging eine ganze Zeit an der Eisenbahnlinie entlang. Nach einer $\frac{3}{4}$ -Stunde befanden wir uns an dem

verabredeten Treffpunkt, einer Brücke, wo der Passeur zu uns stoßen sollte. Wir saßen unterdessen an einem Abhang, während Hugo auf Ausschau ging. Es versprach, dem klaren Himmel nach zu urteilen, am nächsten Tag schönes Wetter zu werden. In der Gegend brannte in vereinzelt Bauernhäusern Licht. Die Bergkette vor uns sah drohend auf uns herab. Ein leiser Pfiff des Passeurs aus der Dunkelheit, und wir marschierten weiter. Wie man uns sagte, mussten wir vor 22 Uhr eine Talenge passieren, die erst nach dieser Zeit bewacht wurde. Überhaupt befanden wir uns nahe an der Eisenbahnstrecke dauernd auf gefährlichem Terrain. So marschierten wir also lautlos, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt und fast automatisch in die Fußstapfen des Vordermanns tretend. Dann und wann schlug unweit ein Hund an.

Wir umgingen einen kleinen Bahnhof und eine Viertelstunde später standen wir vor der Talenge. Der Passeur fragte, wer von uns gut in der Dunkelheit sähe, und Erich meldete sich. Eine Weile flüsterten die beiden miteinander, dann zog sich Erich die Pantoffel des Passeurs an und ging voraus, während wir am Ort warteten. Unterdessen erklärte uns der Passeur diese Vorsichtsmaßregel. Es war nämlich nicht ganz sicher, ob der Talübergang nicht schon bewacht war und man konnte auf keinen Fall riskieren, einfach darauf loszugehen. Es dauerte etwa 10 Minuten, bis Erich von seiner Spähtour zurückkehrte. Alles war sicher, kein Deutscher zu sehen. Erleichtert atmeten alle auf.

So gingen wir weiter, indem wir so gut wie möglich jedes Geräusch vermieden. Der Weg führte über steinige Pfade, an engen Abhängen vorbei. Einmal rutschte Ludi aus und fiel beinahe hinunter. Man musste sich immer rechts halten, um nicht abzustürzen. So gingen wir, wie uns schien, eine endlose Zeit und begannen einen ganz anständigen Berg zu besteigen. Der Passeur tröstete uns mit der Aussicht, dass wir bald in unsere Hütte kämen, in der wir bis zum nächsten Morgen bleiben würden. So geschah es auch. Punkt 23 Uhr kamen wir zu unserem Nachtlager. Nachdem wir noch etwas gegessen hatten, legten wir uns hin und schliefen schnell ein.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr ging es weiter. Es war noch stockdunkel draußen. Wir mussten wieder bergab, und dieser Abstieg war in der Dunkelheit schlimmer als der Aufstieg. Viele rutschten aus, und mehr als einmal musste angehalten werden, um ja niemanden zu verlieren. Nachdem wir wieder eine Straße überquert hatten, ging es erneut bergauf. Mittags, sagte der Passeur, müssten wir an einem bestimmten Punkt oben sein, um dort den

zweiten Passeur, seinen Freund, zu treffen, der uns dann nach Spanien bringen würde.

Der Aufstieg wurde von Minute zu Minute schwieriger. Die Sonne brannte auf uns herab, wir hatten kein Wasser, es ging quer durch einen Wald, und um nach oben zu kommen, musste man sich an Baumwurzeln oder Gräsern festhalten. Lore und Hugo hatten es am schwersten, blieben immer mehr zurück, und wir mussten immer wieder anhalten. Es stellte sich heraus, dass viele überflüssiges Gepäck mitgenommen hatten, obwohl ich aus Erfahrung in Toulouse davor gewarnt hatte. Bald schleppte der Passeur verschiedene Mäntel und anderes Zeug. Gegen 12 Uhr waren wir - die ersten - prompt oben und warfen uns sofort ins Gras, um erst einmal auszuruhen.

Über uns ein herrlich blauer Himmel. Die Sonne schien ungewöhnlich warm, und wir genossen einen herrlichen Ausblick auf das umherliegende Gebirge und die Täler. Nach einer Weile krochen auch Lore und Hugo heran, mehr auf den Knien als aufrecht. So blieben wir alle ca. eine Stunde liegen. Der Passeur war inzwischen auf die Suche nach seinem Kollegen gegangen und hatte Rolf mitgenommen. Unterdessen unterhielten wir uns und schauten in die Ferne, wo man Spanien wähte. Aber bis dorthin mussten wir noch eine hohe, schneebedeckte Bergkette übersteigen.

Nach 20 Minuten kam Rolf wieder, mit dem Bescheid ihm zu folgen. Jeder war froh, dass es endlich weiterging. Bald stießen wir zu unserem Passeur, der sich im Unklaren schien, wo der verabredete Ort war. Er behauptete, dass wir zu spät gekommen wären. Jetzt folgte wohl die steilste Kletterpartie der ganzen Tour. Es ging an einem felsigen Abhang empor, und ich, der der Letzte war, sah alle anderen senkrecht über mir. Was man nicht vorher schon zerrissen hatte, Rucksack oder Hosen, ging jetzt entzwei. Wir krochen nur auf den Knien vorwärts und suchten immer wieder Halt an Grasbüscheln, um nicht hinunter zu fallen.

So ging das etwa eine Viertelstunde. Ich war inzwischen wieder ganz vorne, bald saßen wir auf einem steinigen Plateau und ruhten aus. Reden war verboten, weil man uns sagte, dass deutsche Posten in der Nähe sein könnten. Hugo und Lore waren ein ganzes Stück zurückgeblieben und ziemlich am Ende ihrer Kräfte. Es stand fest, dass sie nicht weiter mitkonnten und man beschloss, dass der Passeur sie mit sich zurücknehmen würde, während wir von seinem Kollegen weitergebracht würden.

Als Lore und Hugo sich endlich auf ca. 100 Meter uns genähert hatten, aber durch das Gebüsch wahrscheinlich die Orientierung verloren hatten, stieß Lore den vorher verabredeten Erkennungsruf aus, der einem Vogel-

schrei ähnlich sein sollte. „Quaak, Quaak“, rief sie. Es klang aber ganz kläglich. Wir aber zischten warnend als Antwort: „Ruhe!“ Darauf antwortete sie „Warum?“

Alle hatten Mitleid mit ihr, denn obwohl man uns gesagt hatte, dass dieser Weg leichter und auch für Mädels geeignet sei, waren die Strapazen für sie doch zu groß. Es dauerte nicht mehr lange, bis wir eine Hütte erreichten, die neben einer Quelle lag. Wir tranken uns erst einmal satt und aßen danach.

Von dem zweiten Passeur war weit und breit keine Spur. Inzwischen war es 15 Uhr geworden, und wir brachen auf. Es ging ein Stück bergabwärts. Dicht neben uns sahen wir Fußspuren und erschrakten. Aber der Passeur stellte fest, dass es Spuren von Tieren waren. Kurz danach kamen wir wieder zu einer Hütte, aber wir fanden nicht den, welchen wir suchten. Wir machten Feuer und beschlossen, bis zum Abend zu warten. Der Himmel bedeckte sich langsam mit Wolken. Es begann zu dämmern. Die Hütte war zu klein, um alle gleichzeitig schlafen zu lassen.

So saß ich mit zwei anderen um das Feuer. Wir starrten die ganze Zeit nachdenklich in die Glut und legten dann und wann etwas Holz nach. Ich, durch Erfahrung belehrt, konnte mir schon ungefähr ausmalen, wie alles wieder enden würde. Und wirklich, alles schlummerte um mich herum, als der Passeur nach der Uhrzeit fragte. Es war 10:30 Uhr und der zweite Passeur war noch immer nicht erschienen. Plötzlich waren auch alle anderen wach geworden, und nun kam das, was ich befürchtet hatte: Wir mussten abermals umkehren!

Jeder der Anwesenden war sich voll und ganz des Ernstes dieser Mitteilung bewusst. Jetzt, wo man so nahe am Ziel war, und Spanien in Sichtweite vor uns lag, sollten wir kehrtmachen! Wir machten dem Passeur alle möglichen Vorschläge, aber nichts führte zu einer Lösung. So verarbeitete jeder den Beschluss auf seine Art. Mich traf es nicht so hart, weil ich mit meinem Pessimismus vorbereitet war. Gegen 1 Uhr wechselten wir die Schlafplätze, und wir, die bis jetzt das Feuer unterhalten hatten, legten uns auf die harten Bretter, den Rucksack als Kopfkissen.

Am nächsten Morgen brachen wir auf. Nachdem wir erst noch etwas steigen mussten, ging es danach gleichmäßig abwärts durch den gleichen Wald, den wir am vorigen Tag mit soviel Mühe durchquert hatten. Nebelwolken hüllten uns manchmal ein und der Passeur sah besorgt um sich. Einmal verliefen wir uns auch etwas. Ich hatte überhaupt den Eindruck, als ob der Mann den Weg nicht genau kannte. Erst später bestätigten sich meine Vermutungen.

Das Essen war unterdessen sehr knapp geworden, aber keiner hatte auch nur den geringsten Hunger. Während dieses Rückmarsches, meines zweiten, wurde ich mir völlig klar der Lage bewusst, in der wir uns befanden. Das war also das zweite Mal, dass ich so ein Abenteuer mitmachte, und wie leicht konnte es schiefgehen! Dann wären alle Gefahren, denen ich bis jetzt entgangen war, alle Bemühungen den Deutschen zu entgehen, umsonst gewesen! Ich hoffte, die Fahrt mit der Bahn nach Pau zu überstehen und wieder heil in Toulouse zu landen.

Am Spätnachmittag kamen wir in einer Hütte mitten in einem Tal an. Unser Passeur war zu allem Unglück nicht ganz auf dem Posten, und wir gaben ihm öfters Aspirin. In der Hütte angekommen, legte er sich hin und deckte sich warm zu. Wir blieben da, bis es dunkelte, da man nicht gesehen werden durfte, denn wir befanden uns in der Nähe der Eisenbahnlinie. Dann zogen wir los und waren froh, wieder auf ebener Erde gehen zu können und kamen deshalb schnell vorwärts. Kurz nachdem wir einen langen Tunnel durchquert hatten, ereignete sich ein kleiner, aber harmloser Zwischenfall in der Form eines Güterzugs, der unerwartet aus der Dunkelheit angebraust kam. Wir erschrakten nicht wenig, warfen uns dann aber auf die Böschung und ließen ihn vorbeifahren.

Spät abends waren wir wieder in der Nähe von St. Christau, nachdem wir erneut die bewusste Talenge passiert hatten. Wir wurden in eine abgelegene Hütte, einen Kuhstall, geführt, wo wir die nächsten zwei Nächte und morgen den ganzen Tag bleiben würden.

Der Passeur hatte unterwegs einen großen Käse gekauft, und es wurde ein wahrer Genuss, wieder so etwas zu essen, denn langsam waren wir hungrig geworden, auch als Reaktion auf das Überstandene. Es wurde verabredet, dass Hugo, der am besten französisch sprach, am nächsten Morgen nach Pau fahren sollte, um unsere Papiere zu holen, die Willy dort für uns hinterlassen hatte. Am Abend würde er zurückkehren und wir am darauf folgenden Morgen nach Toulouse fahren.

Wie geplant, fuhr Hugo nach Pau. Unsere gute Laune kehrte wieder, weil wir gut ausgeschlafen hatten. Ich selbst stand erst gegen Mittag von meinem Strohlager auf. Man hatte sich dem Unvermeidlichen gefügt und dachte an die nächsten Schritte. Wir verlebten einen sehr schönen Tag. Abends gegen 20 Uhr hörten wir nicht weit von uns das wohl bekannte und erwartete „Quaak, Quaak“, und der Passeur und Hugo traten ein. Der eine brachte uns die so wichtigen Dokumente und der andere Wein, Brot und Käse. In der besten Stimmung aßen wir, und nach einer Stunde nahmen wir

Abschied von unserem Passeur. Er versprach uns, sobald die Sache mit dem zweiten Passeur geklärt sei, er uns bei einem erneuten Versuch gratis hinüberbringen würde. Er bedauerte es, dass unsere Tour so misslungen war, und versprach auch Lore und Hugo, die nicht einen zweiten Versuch machen wollten, irgendwo unterzubringen.

In Toulouse und Bordeaux

Am nächsten Tag zogen wir los, der Bahnlinie folgend. Nach einer $\frac{3}{4}$ -Stunde waren wir am Bahnhof, und ohne Zwischenfälle kamen wir gegen 9 Uhr in Pau an. Diesmal regnete es, und das schien uns bezeichnend für unsere Wiederkehr. Wir teilten uns in Gruppen und schlenderten in der Stadt umher. Gegen 15 Uhr nahmen wir den Personenzug und um 7 Uhr abends kamen wir pünktlich in Toulouse an.

Hugo und ich gingen noch abends zur Stadtkommandantur, um Lebensmittelmarken und Einquartierung zu besorgen, und so bekamen wir die bequemen Hotelbetten des Hotels "Dobriac" in der Rue Gambetta, in denen wir später schlafen gingen.

Es war Samstag, der 5. Februar 1944. Wir gingen erst einmal im städtischen Badehaus ein richtiges heißes Bad nehmen, um den Dreck der letzten Woche los zu werden. Dann schlenderten wir über den Markt auf dem Boulevard Strasbourg, um einige Kleinigkeiten zu kaufen. Anschließend ging man in kleinen Gruppen nach dem besten ausgehängten Menu Ausschau halten. Den Nachmittag vertrieb man mit Spaziergängen oder einem Besuch im Kino.

Als wir abends vor dem Restaurant „Continental“ standen, erschien plötzlich Willy mit einem Mädels namens Betty, die ich bisher noch nicht kannte. Er war ganz perplex, uns wiederzusehen, und er musste meinem anfangs geäußerten Pessimismus Recht geben. Wir aßen dann zusammen und gingen danach in mein Hotelzimmer, um die Situation und das, was zu tun anstand, gründlich zu besprechen.

Dabei hörten wir auch, dass Kurt in seinem Optimismus so ungefähr „ganz Frankreich“ mobilisiert hatte, denn er prophezeite, dass binnen drei Monaten alle nach Spanien gebracht würden. Von Paris bis zum Maquis, von Bordeaux bis Marseille, alle hatten ihre Arbeitsplätze verlassen und warteten darauf, die Bergtour nach Spanien anzutreten.

Willy bereitete uns darauf vor, dass uns nichts weiter überbleiben würde, als wieder für einige Zeit an die Arbeit zu gehen. Das war ein schwerer

Schlag für uns. Allerlei Pläne wurden vorgeschlagen, aber keiner war zu gebrauchen. Außerdem wurde jeden Tag die Gruppe vom „Maquis“ erwartet, sodass Toulouse schnellstens geräumt werden musste. Sehr besorgt gingen wir schlafen.

Am anderen Tag ging der eine mit dem anderen spazieren, und man sprach hauptsächlich über die Zukunft. Mir war der Gedanke schrecklich, für die Deutschen an die Arbeit zu gehen, da ich mit all dem schon längst abgeschlossen hatte. Daher sagte ich auch Willy, dass ich es auf keinen Fall tun würde.

Nachmittags traf ich Heinz Moses in einem Café-Concert auf dem Boulevard Strasbourg in düstere Gedanken vertieft. Ich war auch nicht in viel besserer Stimmung. Das Orchester spielte zwar sehr nette, zerstreuende Melodien, während wir beide alle möglichen, schweren Probleme wälzten. Gegen 18 Uhr trennten wir uns. Ich kehrte ins Hotel zurück und fand eine Nachricht vor, dass Kurt mit dem 14-Uhr-Zug in der Stadt angekommen war. Irgendwie kam mein Vertrauen wieder, dass schließlich alles gut gehen würde. Auf dem Weg, die Gruppe vom „Maquis“ abzuholen, traf ich Willy, und kurz danach sahen wir Kurt am Bahnhof stehen. Er bestand darauf, wegen seiner Ankunft kein Aufsehen zu erregen, und so ging ich in die Stadt zurück, um mich mit Lore zum Abendessen in einem unserer beliebten Restaurants zu treffen. Während des Desserts kam Rolf Rothmann und brachte einen Zettel von Emil Windmüller, der mich in einem Restaurant in Bahnhofsnähe sprechen wollte.

Ich eilte sofort dorthin, und es gab eine großartige Wiedersehensfreude nach mehr als drei Monaten. Die Zeit war zu kurz, um alle unsere Erlebnisse zu erzählen. Bei uns saßen noch Paul Landauer und Sussi. Kurt hatte die drohende „Volksansammlung“ in Toulouse zu verhindern versucht, indem er die Gruppe vom „Maquis“ sofort nach Paris umdirigierte. Ich begleitete alle zum Bahnhof und traf dadurch noch viele Freunde, alles ehemalige Fahrtgenossen von unserer ersten Pyrenäentour, die bis jetzt in den Bergen gehaust hatten. Wir hofften auf ein baldiges Wiedersehen, dann zogen sie unter Leitung von Heinz Meyerstein als Transportführer los nach Paris.

Kurt, Willy und ich gingen nach Hause, denn am Abend wollte man alles besprechen.

Im Hotel „Dobriac“ wurde die Versammlung gehalten, und nach vielem Hin und Her musste jedem klar sein, dass eine kurze Arbeitsperiode in Ermangelung einer besseren Lösung nicht zu umgehen war. Ich sollte noch in der selben Nacht nach Bordeaux fahren, um die dort wartenden Chawerim

von den Ereignissen zu unterrichten. Max Windmüller sollte in dieser Nacht aus Marseille ankommen, und ich sollte ihn am Bahnhof treffen, um ihm zu sagen, wohin er sich zu wenden habe, da er zum ersten Mal nach Toulouse kam. Ich packte also meinen Rucksack, den ich von Herbert Liffmann bekommen hatte. Die lange Wartezeit bis zum Nachtzug verbrachte ich auf Ludis Hotelzimmer, wo wir bis 2:30 Uhr nachts miteinander redeten. Dann nahmen wir Abschied bis zum übernächsten Tag in Bordeaux.

Da Sperrzeit war, fand sich fast kein Mensch auf der Straße, und einsam klapperten meine Schuhe über das Pflaster. So ausgestorben hatte ich Toulouse noch nie gesehen. Am Bahnhof hörte ich, dass der Zug eine Stunde Verspätung hatte, und so setzte ich mich irgendwo hin und schlummerte etwas, bis die Ankunft des Zuges angekündigt wurde. Soviel ich mich anstrengte und mir die Augen ausrieb, ich sah Max nicht. Ich suchte mir dann ein Coupé, fand zum Glück einen Eckplatz, und da das Abteil fast leer war, war alles dazu geschaffen, dass ich schlafen konnte.

Gegen 21:30 Uhr kam ich wieder einmal in Bordeaux an. Josef Heinrich stand am Bahnhofsausgang und erwartete mich. Etwas weiter auf Abstand warteten die anderen, Arthur Heinrich, Kurt Mendel, Moos Hartog, das Ehepaar Schloßberger und Lutz Rosenberg. Wir setzten uns in ein Café, und ich gab einen ausführlichen Bericht. Wir schrieben den 7. Februar 1944. Ich mietete mir ein Hotelzimmer im Hotel „Le Coc“ und vertrieb mir den Tag mit den Jungen aus Labouheyre mit gutem Essen und Besuch im Kino. Abends stand ich wieder am Bahnhof, als Kurt, Willy und Zippi mit dem ganzen Trupp eintrafen. Sie bekamen in einem Hotel Einquartierung, und ich ging mit Sussi in unser Hotel zurück.

Am nächsten Morgen wurde die ganze Lage weiter besprochen. Früh morgens saß Kurt schon in einem Café in der Nähe des Bahnhofs und konferierte mit der Gruppe aus Labouheyre. Nichts zu machen, sie mussten vorläufig alle wieder an die Arbeit. Etwas später gingen wir in den belebten Straßen der Stadt spazieren, während eine schöne Februarsonne schien.

Später saß ich mit Kurt allein, und wir besprachen, was ich tun sollte.

Ich brauchte, Gott sei Dank, nicht zur Arbeit, sondern sollte nach Toulouse übersiedeln, um dort Verbindungsmann zu sein mit den französischen Kameraden. Am kommenden Samstag sollte ich dort anfangen. Wir besprachen alle Angelegenheiten, die geregelt werden mussten, und ich schrieb mir alles genau auf. Danach gingen wir noch ein bisschen an der Garonne entlang spazieren, und später am Abend aßen wir in einem chinesischen Restaurant namens „Hanoi“.

Am nächsten Nachmittag saß ich mit Kurt, Willy und Zippi wieder in einem Café, um die letzten technischen Einzelheiten festzulegen, die meinen Auftrag betrafen. Ich bekam 5.000 Francs, um davon sechs Wochen zu leben, mit einem Tagessatz von 120 Francs. Außerdem gab man mir fünf Blanko-Marschbefehle. Einen davon stellte Kurt sofort aus, indem er aus dem gewöhnlichen Marschbefehl einen Sonderausweis machte.

Ich hatte nämlich die Absicht, über Pau - das heißt durch die Sperrzone - nach Toulouse zu fahren, wollte dann in Peyrehorade Station zu machen, um dort Erkundigungen über Abraham einzuholen. Danach gingen Zippi und ich und noch einige Chawerim ins Kino und sahen einen leichten deutschen Film. Um 18 Uhr fuhr Zippi mit einem bestimmten Auftrag nach Marseille. Es war diesmal nur ein kurzes Wiedersehen mit ihm gewesen, aber wir hofften uns eine Woche später in Paris zu treffen.

Ich sollte, wie gesagt, Samstag in Toulouse sein, vor allem um zu erfahren, ob ein neuer Transport nach Spanien in Aussicht sei. So ja, dafür hatte mir Kurt genaue Anweisungen gegeben. Im anderen Fall sollte ich am Dienstag darauf wieder nach Paris kommen. Kurt fuhr am nächsten Tag, Mittwoch, mit Kurt Mendel nach Labouheyre, um mit dem Arbeitgeber verschiedene Dinge zu regeln. Abends war er wieder zurück.

An diesem Abend ging ich wieder ins Kino, dieses Mal mit Ernst Kahn, und wir sahen uns den französischen Film "Vautri" mit Michel Simon an. Ich lief noch auf dem Nachhauseweg am Hotel der Jungen aus Labouheyre vorbei und traf dort Kurt, der noch kein Nachtquartier gefunden hatte. Wir versuchten etwas zu finden im Hotel von Horst Markus, der auch in Bordeaux arbeitete, aber daraus wurde nichts. Zum Schluss teilte er das Bett mit einem der Jungen aus Labouheyre. Ich selbst war sehr besorgt, am nächsten Morgen rechtzeitig wach zu werden, da ich die ganze vergangene Nacht im Zug verbracht hatte.

In gefährlicher deutscher Haft

Ein schicksalsschwerer Tag brach an. Es war der 10. Februar 1944. Ich wurde, dank sei dem Schicksal, beizeiten wach, und nachdem ich mich reisefertig gemacht hatte, fuhr ich mit der Straßenbahn zum Bahnhof. Dort traf ich Moos Hartog, Josef Heinrich und Ernst Röttgen, die bis Labouheyre mitfahren würden. Es war noch stockdunkel. Auf dem dritten Bahnsteig fanden wir den Personenzug nach Dax, und von dort wollte ich den Autobus nach Peyrehorade nehmen. Wir suchten uns Plätze und um 7:30 Uhr fuhren wir ab. Viel

gesprachen wurde nicht. Langsam dämmerte es im Osten. Als wir nach 2 Stunden in Labouheyre ankamen, trennten wir uns voneinander in der Hoffnung, dass ich bald gute Nachrichten bringen möge. Danach stiegen sie aus, und ich war meinen Gedanken überlassen.

Draußen goss es in Strömen. Dann sah ich nach genauer Einsicht in den Fahrplan, dass ich mich geirrt hatte, da an jenem Tag der Autobus gar nicht verkehrte. So musste ich umdisponieren und beschloss, nach einigem Zögern, über Bayonne zu fahren. Bayonne war aber Küstensperrgebiet, und ich wusste nicht, ob ich da Schwierigkeiten bekäme. Außerdem war es ein großer Umweg und eine Fahrt von fünf Stunden im Bummelzug. Kurz hinter Dax wurden von der Zugwache meine Papiere kontrolliert. Alles war in Ordnung, und ich erkundigte mich noch mit naiver Miene, ob ich in Bayonne aussteigen dürfe. „Selbstverständlich dürfen Sie das“, war die Antwort.

Nach der Ankunft in Bayonne ließ ich meinen Rucksack in der Gepäckabgabe und ging in die Stadt, von früher gut bekannt. Aus Tradition und in Ermangelung etwas Besseren ging ich in ein mir bekanntes Restaurant, das Abraham und ich früher besucht hatten. Nach Peyrehorade wollte ich mit dem D-Zug um 2 Uhr fahren, und so konnte ich in aller Ruhe meine weißen Bohnen mit Leber essen. Dann schlenderte ich zum Bahnhof, holte meinen Rucksack und ging zum Zug.

Da kein Sitzplatz mehr zu finden war, blieb ich im Gang stehen, denn es handelte sich um eine Fahrt von weniger als einer Stunde. 10 Minuten nach Abfahrt des Zuges kam die Kontrolle einer Heeresstreife. Ein Feldgendarm beanstandete den Sonderausweis und der kontrollierende Feldwebel schrieb alles fein säuberlich auf seinen Block. Ich entrüstete mich künstlich, wurde aber belehrt, dass es für Zivilpersonen verboten war, mit einem Sonderausweis zu reisen.

„Ist das eine neue Bestimmung?“, fragte ich so naiv wie möglich.

„Nein, sie besteht schon seit dem vorigen Sommer“, war die Antwort.

„Na, ich kapiere das nicht! Die eine Dienststelle stellt den Ausweis aus, und die andere erklärt sie für ungültig.“

Ich glaubte, damit sei der Fall abgeschlossen. Aber nein, ich wurde kurz danach in das Dienstabteil des Zuges gerufen.

„Sind Sie imstande die Reise selbst zu bezahlen? Denn noch nicht einmal die NSV³⁵ darf gratis reisen.“

³⁵ Nationalsozialistische Volkswohlfahrt: Trägerin der Wohlfahrtspolitik im NS-Regime. (Ch.Fl.)

„Ja“, antwortete ich, „bezahlen kann ich schon, aber ich steige sowieso an der nächsten Station aus und fahre erst morgen weiter nach Toulouse.“

Damit war die Sache erledigt. In der Tat näherte sich der Zug meinem Ziel, Peyrehorade. Der Express verlangsamte seine Schnelligkeit und hielt quietschend. Ich nahm mein Bündel und stieg aus. Es regnete immer noch, aber zur Abwechslung ganz fein. Der Bahnhof war ungefähr 800 Meter vom Dorf entfernt. Als ich das wahrnahm, machte ich kehrt, um nicht unnötigerweise meinen Rucksack mitzuschleppen; diesen ließ ich bei der Gepäckaufbewahrung zurück. Ich wollte ja nach erledigter Mission abends um 18:30 Uhr weiterfahren. Ich steckte mir etwas zum Essen in die Manteltaschen und machte mich auf die Suche nach dem Hotel „La Roserie“.

Hinterher besehen, kann ich nur sagen, dass ich keinerlei Vorgefühle hatte betreffs dessen, was nun geschah. Vielleicht war ich noch etwas unter dem Eindruck des etwas unerwarteten Zwischenfalls im Zug und meine Gedanken beschäftigten sich noch damit. Auch dachte ich in keinem Moment an Willys Warnung: „Pass auf, dass du nicht auch so reinfliegst wie Abraham!“ Nein, ich marschierte ruhig und heiter meinem Schicksal entgegen.

Alles in mir war sehr geordnet. Ich war ganz zufrieden, dass ich nicht wieder zu einer Baustelle zurück musste. Ich hatte eine Aufgabe zu erfüllen, ähnlich der, die ich in Amsterdam hatte, und ich freute mich schon auf den nächsten Tag, den Freitag, den ich nach Willys Beispiel in Lourdes zu verbringen gedachte. Denn meine Verabredung in Toulouse war erst auf Samstagmittag festgesetzt.

Schließlich sah ich das bewusste Hotel. Ein Haus, durch einen verwahrlosten Vorgarten etwas abgetrennt von der Straße. Mit verwischten Buchstaben las ich auf einem Schild „Hotel de la Roserie“. Im dem Garten bemerkte ich deutsche Soldaten, die Pferde striegelten. Sofort wurde mir klar, dass das Hotel von der Wehrmacht beschlagnahmt worden war. Trotzdem war es möglich, dass der Besitzer, eben der Freund von Christiaan, mit dem wir in Bordeaux zusammen gegessen hatten, noch dort wohnte und wenn nicht, dann konnte ich auch nichts ändern und meine Nachforschungen über Abraham wären auf dem toten Punkt angelangt. Ich durchquerte den Garten und fragte den ersten, besten Rekruten, der mir über den Weg lief, nach dem bewussten Hotelbesitzer. Er war, seinem Deutsch nach zu urteilen, ein sogenannter Volksdeutscher, und brummte etwas von Schreibstube und wies mit der Hand nach oben.

Ich erkundigte mich, als ich ins Haus eintrat, bei einem zweiten Soldaten und erhielt die gleiche Antwort, nur dass dieser mich nach oben geleitete. In

diesem Augenblick wurde mir bewusst, dass ich besser täte, wieder wegzugehen und mich im Dorf nach dem Mann zu erkundigen. Aber meine Überlegungen kamen zu spät! Ich sagte dem Soldaten, der hinter mir hinaufstieg, dass es mir überflüssig schien, zur Schreibstube zu gehen, weil der Betreffende doch nicht mehr hier wohne, da das Haus requiriert worden sei. Aber statt Antwort wies er nach oben, und ich dachte: Na schön, was kann schon passieren?

Vor der Schreibstube angelangt, trat gerade ein Leutnant heraus und ging weg. Ich musste einige Minuten warten, bis er zurückkehrte, dann konnte ich eintreten. Das sich nun entwickelnde Gespräch lief ungefähr folgendermaßen ab:

„Guten Tag!“

„Tag!“ Ein fragender Blick.

„Können Sie mir vielleicht sagen, ob Herr L. noch hier wohnt? Ich sehe nämlich, dass das Haus beschlagnahmt ist.“

„Sind Sie Deutscher?“

„Nein, Holländer.“

„Sie sprechen aber ausgezeichnet deutsch.“

„Ja, das kommt, weil ich eine deutsche Mutter habe.“

„Woher kennen Sie den Herrn L.?“

„Ich kenne ihn gar nicht.“

„So, was wollen Sie denn von ihm?“

„Ja, ich sollte ihm nur von einem Bekannten Grüße bestellen.“

„So. Von welchem Bekannten?“

„Der Bekannte? De Jong, auch ein Holländer.“

„So. Und von wo kommen Sie jetzt?“

„Ich bin jetzt von Bordeaux gekommen.“

„Ach, und dieser de Schong war auch dort?“

„Nein, der war in Paris. Dort war ich vor einigen Tagen.“

Ich hatte während dieser Ausfragerei langsam ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend bekommen und instinktiv angefangen, Namen zu erfinden und zu lügen.

Auch wurde der Ton der Unterhaltung immer strenger.

„Bei uns steht man nicht so gegen den Tisch gelehnt. Nehmen Sie einmal ein bisschen Haltung an!“

Ich trat einen Schritt zurück und stellte mich halbstramm. Dann ging es weiter. Inzwischen hatte ich meinen Marschbefehl auf den Tisch gelegt.

„Ach, nach Toulouse wollen Sie.“

„Ja, ich muss dort zu einer Baustelle.“

Ich hatte mich in meiner Verwirrung wieder dem Tisch genähert und mich an der Kante aufgestützt.

„Sie haben schon wieder keine ordentliche Haltung!“

Ich trat noch mehr verwirrt wieder zurück. Dann begann der Leutnant seinerseits zu reden: „Am 19. Januar 1944 ist hier in diesem Haus eine englisch-amerikanische Terroristenbande ausgehoben worden, wozu auch dieser Herr L. gehörte. Nach inzwischen eingelaufenen Briefen werden hier noch immer Leute erwartet, und Sie sind nicht der Erste, der hier ankommt. Darum können Sie sich, weil Sie im Verdacht stehen, auch zu dieser Bande zu gehören, durch meinen Ausspruch als verhaftet betrachten. Wenn Ihre Schuld bewiesen wird, dann haben Sie soeben Ihre letzten freien Minuten verbracht!“

Ich starrte mein Gegenüber entgeistert an. Obwohl mir schon allerhand Unangenehmes vor Augen schwebte, hatte ich soweit nicht gedacht. Der Leutnant rief irgendetwas, und ein Rekrut trat, militärisch salutierend, ein.

„Bringen Sie den hier mit noch einem zur Standortkommandantur!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Ich konnte den Raum, den ich als freier Mensch betreten hatte, als Verhafteter verlassen.

Vor mir ging der Rekrut, Gewehr über, und hinter mir ein zweiter. So verließen wir das Haus.

Meine Gedanken wollten schnell arbeiten, aber ich war von dem Schrecken wie gelähmt. Außerdem hatte ich belastendes Material bei mir, vier Blanko-Marschbefehle, Lebensmittelkarten und eine große Summe Geld. Ich hatte nicht die geringste Gelegenheit etwas wegzuerwerfen, ohne dass meine Wächter es bemerken würden. Es regnete ziemlich stark. Ich dachte auch an Flüchtlinge, aber wohin? Ich kannte niemand und liebte niemals übereilte Handlungen. Der Weg führte die Bahnlinie entlang. Ich dachte mit Sarkasmus an meine schönen Pläne, die ich für die nächsten Tage geschmiedet hatte, wie Lourdes und Toulouse. Aber alles beherrschend war die Sorge um das, was nun mit mir geschehen würde.

Unserer seltsamen Gruppe wurde von neugierigen Bewohnern hinter den Fensterscheiben nachgestarrt. Es war ein unangenehmes Gefühl, solch ein Mittelpunkt zu sein. In einer Villa befand sich die Standortkommandantur. Wir durchquerten den Hof und ich wurde hinaufgeführt. In einem Büroraum angekommen, musste ich noch einmal erzählen, was ich in dem Ort zu tun hatte und woher ich kam, kurz, die gleichen Fragen wie zuvor. Danach forderte mich ein blonder, sympathisch aussehender Feldwebel auf, alles, was ich bei mir trug, auf den Tisch zu legen. Alles, aber auch alles, musste

heraus. Zum Schluss lag das ganze Gerümpel, von der verrosteten Rasierklinge bis zum Portemonnaie auf dem Tisch. Als ich die Brieftasche herausnahm, zögerte ich etwas, vor allem wegen der Geldtasche mit der großen Summe Geld.

Als der Feldwebel dann die Blanko-Papiere sah, alle mit schönen Stempeln der Wehrmacht versehen, piff er durch die Zähne.

„Haben Sie das alles von der O.T. mitgenommen?“

In dem Moment dachte ich, es sei besser, ich mache reinen Tisch, anstatt umständlich zu schwindeln und doch später alles gestehen zu müssen. Ich handelte mehr unbewusst als bewusst nach dem Sprichwort: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht. Und ich würde noch mehr als genug zu lügen haben!

So antwortete ich, dass die Papiere nicht von der O.T stammten, sondern dass ich sie von jenem mysteriösen de Jong in Paris bekommen hatte, ebenso wie das Geld.

„Wie kommt denn der dazu, Ihnen das alles zu geben?“, war die Frage. Ich musste jetzt immer blitzschnell nachdenken, um gut zu antworten, aber ich zweifelte sehr, dass man meinen Antworten Glauben schenken würde, weil es mir schien, als ob alles so gepresst und unsicher aus meiner Kehle kam, dass, wenn ich der Frager wäre, ich sofort bemerkt hätte, dass das alles Lügen waren.

„Ja, das kam so“, begann ich umständlich, nur um Zeit zu gewinnen, „das ist eine lange Geschichte. Und zwar ging das so: Ich war einmal in Paris und lernte zufällig auf der Reise dorthin im Zug eben jenen Holländer kennen. Wir sprachen so, wie man bei einer ersten Bekanntschaft immer zu reden pflegt. Auf jeden Fall gab er mir die Adresse eines Cafés auf dem Boulevard Montmartre, wo ich ihn mal wieder treffen könnte. Er machte einen wohlhabenden Eindruck, und da ich ihm erzählte, dass ich auf der Suche nach einer neuen Baustelle sei, sagte er, wenn ich einmal etwas benötige, wie Geld oder Lebensmittelkarten, könne ich mich ruhig in jenem Café an ihn wenden. Ich dachte natürlich, niemals davon Gebrauch zu machen, aber es sollte anders kommen. Ich hatte danach wieder bei einer Firma in Biarritz Arbeit gefunden, bin aber bald wieder fortgegangen und landete nach Neujahr in Paris. Nun war meine finanzielle Lage ziemlich kritisch geworden, und so erinnerte ich mich an meinen holländischen Bekannten und ging in das besagte Café, wo ich ihn auch wirklich traf. Er gab mir, nachdem ich Andeutungen über meine finanzielle Lage gemacht hatte, auch prompt 5.000 Francs. Gleichzeitig erzählte er mir, dass er bald für einige

Wochen nach Holland müsse. „Falls du etwas brauchst und ich bin noch nicht zurück, kannst du dich an einen Freund von mir wenden und ihm sagen: De Jong schickt dich und lässt grüßen. Dann wird alles in Ordnung sein. Er gab mir die Adresse des Hotels hier in Peyrehorade und den Namen des Besitzers, den ich aber nur undeutlich verstand.“

Ich atmete erleichtert auf, als alles heraus war.

„Na, Hendrik“, sagte mir der Feldwebel, „erzähle das alles auch dem Sicherheitsdienst. Halte dich immer schön an die Wahrheit und dann, wenn nichts gegen dich vorliegt, lassen sie dich laufen.“

Dann musste ich noch zum Major der Standortkommandantur kommen, und der betrachtete mich, wie man etwas Abnormales betrachtet. Der Mann war mir jedenfalls sehr unsympathisch. Ich kehrte wieder zurück in den ersten Raum. Man fragte mich nach weiterem Gepäck und ich erwähnte meinen Rucksack am Bahnhof. Dieser wurde dann auch geholt.

Draußen regnete es unverdrossen weiter. Ich saß nun die ganze Zeit auf einem Stuhl und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Ein Beamter saß an seinem Schreibtisch und schrieb genau alle meine Habseligkeiten auf. Nichts wurde vergessen, und zum Schluss musste ich unterschreiben. Inzwischen aß und trank ich von allem, was ich noch bei mir hatte wie Brot, Käse und Traubensaft. Ich aß soviel wie möglich, denn ich wusste ja nicht, was mir noch bevorstand. Mit gemischten Gefühlen trank ich den Traubensaft und fragte mich, wann ich so etwas jemals wieder trinken würde. Nach meinem Ermessen niemals mehr.

Ich war mir absolut meiner ersten Lage bewusst. Die lange Wartezeit verbrachte ich mit Denken und nochmals Denken bis ich davon müde wurde. Man erwartete jeden Augenblick den Sicherheitsdienst. Ich muss gestehen, dass mir natürlich alle möglichen Geschichten über die Gestapo in den Sinn kamen. Mir war klar, dass ich vollkommen verloren war in dieser Affäre, und mit den Lügen wollte ich bloß bezwecken, nicht noch andere mit hinein zu reißen. Man hatte inzwischen die Fenster verdunkelt und Licht angezündet. Zu allem Überfluss donnerte draußen jener D-Zug vorüber, mit dem ich nach Lourdes weiterfahren wollte.

Gegen 20 Uhr rollte unten ein Auto vor, nach einigen Minuten flog die Tür auf, und der Feldwebel trat ein, während hinter ihm drei Männer in Zivil hereinstürmten. Sie betrachteten mich erst einmal von allen Seiten und dann legte der Kleinste von allen los, ein Süddeutscher der Sprache nach. Ein wahres Kreuzfeuer begann. Wo ich gearbeitet hatte, wann und was ich dauernd getan hatte, an welchem Datum, und wie das Hotel hieß, der Name

der Straße und so weiter. Dieses waren die schlimmsten Minuten. Ich musste immer schnell antworten, das heißt, vor allem fantasieren. Und exakte Daten zu nennen war gefährlich, denn damit konnte ich mich in meinem eignen Lügennetz verstricken.

In meiner Briefftasche fanden sie einen Brief von Willy an Kurt mit der Adresse „Rue Paul Louis Landes“ in Bordeaux. Ich sagte, das sei ein Café. „Was für ein Café?“ kam die Frage. Ich antwortete, das sei ein Ort, wo viele Holländer und Belgier verkehrten, und jener Nano Mulder - der Deckname von Kurt Reilinger - lasse seine Post dorthin kommen.

„Wer ist Nano Mulder?“

„Ein holländischer Arbeiter, der jetzt auf Urlaub in Holland ist.“

Und wer Edith sei, von der im Brief die Rede war. Das wusste ich beim besten Willen nicht und wies darauf hin, dass der Brief mich ja nichts anging. Dann fanden sie meinen alten Marschbefehl, den ich für die Reise von Toulouse nach Bordeaux gebraucht hatte.

„Ach, in Toulouse warst du auch!“

„Ja sicher, und jetzt war ich wieder auf dem Weg dorthin.“

„Wozu?“

„Um eine Baustelle zu suchen“, war meine Antwort.

Immer wenn ich zur Antwort gab, dass ich auf der Suche nach einer Baustelle war, schrie der Kleine: „Märchen, Märchen, alles Märchen!“ Womit er ja im Grunde Recht hatte. Ob ich in Toulouse Bekannte hätte?

„Nein“, antwortete ich, „ich war nur zwei Tage dort.“

In welchem Hotel ich geschlafen hätte? Ich nannte irgendein Hotel.

Dieses ganze Gefrage war fürchterlich, und ich ersehnte das Ende herbei. Dann begannen sie nach dem Zweck aller Gegenstände, die mir gehörten, zu fragen. Ich wurde fast wütend, als sie nun an meinen wahren Aussagen zu zweifeln begannen. Am liebsten hätte ich ihnen zugerufen: Ihr Idioten, das, was wahr ist, glaubt Ihr mir nicht, aber meine Phantasien schluckt Ihr ohne weiteres!

„Also, wozu ist dieser Kompass?“

„Den habe ich noch aus meiner Pfadfinderzeit in Holland.“

Ungläubig sah man mich an. Ich wusste ja, dass sie mich für einen Terroristen hielten.

„Und diese Lupe?“

„Die stammt noch aus der Zeit, als ich Briefmarkensammler war.“

„Was der nicht alles früher war“, gab einer ironisch zu bemerken.

Da fuhr ich auf.

„Ich verstehe nicht, dass Sie so etwas anzweifeln. Sind Sie nicht selber einmal jung gewesen und haben Briefmarken gesammelt oder waren Pfadfinder?“

„Nee“, sagte einer von ihnen gedehnt, „darum geht’s ja nicht. Aber wie-so schleppest du das alles mit dir noch herum?“

„Ja“, sagte ich und das war auch wieder wahr, „ich kann mich nun einmal schlecht von altem Kram trennen, und bevor ich etwas wegwerfe, muss schon was ganz Besonderes geschehen. Das sehen Sie ja auch an diesem Marschbefehl von Toulouse nach Bordeaux, den ich schon längst hätte wegwerfen sollen, weil er doch nicht mehr gebraucht werden kann.“

„Sie sprechen sicher außer Deutsch und Holländisch auch gut Französisch?“

„Gut nicht, aber ich kann reden und verstehen.“

„Englisch auch, sicher?“

„Nee, Englisch kaum. Bloß ein paar Brocken.“

Dann war es, glaube ich, vorbei mit dem Verhör. Man hatte inzwischen meinen Rucksack durchsucht und keinen Revolver gefunden, sondern als einziges metallisches Instrument nur eine Tondeuse (Haarschneidemaschine).

„Wozu schleppest du denn die mit?“

„Die brauche ich, um mich zu rasieren, da der Bart damit noch abgeht.“

„Ah, und dieses Rasierzeug dann?“

„Das habe ich einmal geschenkt bekommen, denn einmal werde ich es ja nötig haben.“

Ich sah an ihren Gesichtern, dass sie mir nichts glaubten.

„Und diese Taschenlampe?“

„Die? Die habe ich nötig, um abends in den schlecht beleuchteten Straßen den Weg oder eine Hausnummer zu finden.“

„So“, antworteten sie beinahe im Chor.

„Na, jetzt werden wir mal losfahren nach Bayonne. Da wirst du schon die Wahrheit sagen!“

Der Süddeutsche stopfte gerade alles wieder in meinen Rucksack und ich stand vor ihm, um den Sack aufzuzschnallen.

„Nun bilde dir bloß nicht ein, dass du jetzt laufen kannst!“

Ich verstand manchmal nicht ganz seinen Dialekt und fragte noch einmal. Ein anderer, ein langer Blonder, wiederholte:

„Wenn du wegläufst, kriegst du eine Bohne in den Bauch.“

In dem Moment flog mir etwas gegen den Kopf und ich torkelte nach hinten. Der Kleine war fertig mit Einpacken gewesen und hatte mir den Rucksack an den Kopf geworfen. Ich hob ihn etwas verdattert auf, dann gingen der Blonde und ich durch einen dunklen Korridor hinaus. Als wir so gingen, hörte ich das kurze, metallische Knacken eines entsicherten Revolvers, und ich sagte im Scherz:

„Haben Sie keine Angst, ich laufe nicht weg!“

Von oben hörte ich noch die unsympathische Stimme des Majors zu einem meiner Begleiter sagen: „Na, lassen Sie, wenn Sie was Näheres wissen, mal was von dem Fall hören. Man interessiert sich ja für so etwas.“ Dann traten wir hinaus in die Nacht.

Fast schien es mir, als ob alles geschah, um unsere Fahrt nach Bayonne zum Scheitern zu bringen. Nachdem ich hinten im Citroen eingestiegen war - neben mir ließ sich der Größte des Trios nieder - merkte einer von den zwei anderen, dass ein Reifen leck war. Ich sah das als gutes Vorzeichen an, und bald machten sie sich an die Arbeit, um den Schaden zu beheben.

Der Jüngste unter ihnen zog in erstaunlich kurzer Zeit einen anderen Reifen auf, während ich drinnen im Wagen auf und ab geschaukelt wurde. Dann fuhren wir wieder los. Also, wie gesagt, neben mir saß der Sympathischste von allen, ein großer blonder Mann von etwa 30 Jahren, mit einem nicht allzu unfreundlichen Gesicht.

Vor mir saß der Chauffeur, ein unsympathischer Kerl von etwa Ende 20. Der hatte mich schon manches Mal mit seinen Fragen in die Klemme gebracht. Und schließlich saß da vorne der Dritte, eben jener, der mir den Rucksack an den Kopf geworfen und bei meinen Antworten immer gerufen hatte: „Das glaubst du ja selbst nicht, das kannst du deiner Großmutter erzählen, aber nicht uns! Alles Märchen!“ Er trug eine Baskenmütze und sah daher ziemlich französisch aus, was auch wahrscheinlich seine Absicht war.

Wir sausten durch die Nacht. Zwischen einer Wolkenöffnung schien ein fahler Mond. Ich dachte an das, was kommen würde, als der mit der Baskenmütze sagte: „Also, in einer halben Stunde sind wir in Bayonne, überlege dir alles gut und sage die Wahrheit. Wir kriegen doch alles heraus!“

Und nach einer kurzen Pause, vollkommen unlogisch: „Ob du die Wahrheit sagst oder nicht, es bleibt doch dasselbe.“

Da gab ich ihm im Stillen Recht. Um mich herum lachten alle. Überhaupt waren die Herren in vergnügter Stimmung. Außer dem Fahrer, der plötzlich wieder hielt und feststellte, dass der Kühler dampfte und der

Kühlwassertank leer war. Er sah auf der Landstraße umher nach einer Wasserquelle, aber fand nichts. Dann entdeckte er ein nahe gelegenes Haus und fuhr darauf los. Wir hielten im Hof, und er ging auf Wassersuche. Denn das Haus selbst war verlassen und abgeschlossen. Dann entdeckte er eine Jauchegrube.

Man wollte jetzt, in Ermangelung von Wasser, den Kühler mit Jauche füllen, aber man benötigte ein Gefäß. Unter großer Heiterkeit füllte man mit der Baskenmütze den Tank mit Jauche. Dann musste auch ich aussteigen und, immer schön in die Mitte genommen, um ein Weglaufen zu verhindern, durfte ich mithelfen, den Wagen wieder auf die Straße zu schieben. So fuhren wir dann wieder. Es herrschte eine sehr vergnügte Stimmung.

Mein Nebenmann lachte fortwährend mit dem Inhaber der Baskenmütze, während er eine Zigarre rauchte. Nur der Fahrer fluchte scherzhaft, weil er sich dreckig gemacht hatte. Ich verhielt mich den größten Teil der Fahrt schweigend. Mein Mut war inzwischen wiedergekehrt, und ich hatte ihnen auch manche saftige Antwort gegeben. Unangenehm war nur der Gedanke, was in Bayonne geschehen würde, vor allem dachte ich an Misshandlungen, wie sie bei der Gestapo üblich waren.

Endlich näherten wir uns Bayonne. Bald sah ich die wohlbekanntesten Straßen und fragte mich, wohin man mich bringen würde. Wir durchquerten die Stadt und nahmen dann die Richtung Biarritz. Aber noch bevor wir die Stadt endgültig verließen, verlangsamte der Fahrer die Fahrt und wir bogen in einen großen Garten, der zu einer noch größeren Villa gehörte.

Wir traten durch die Hintertür ein. Das Haus schien sehr geräumig zu sein, und ich war sicher, dass sie sich nicht die hässlichste Villa requiriert hatten, um darin eine Zweigstelle des Sicherheitsdienstes Bordeaux zu errichten.

Bald stand ich in einem hohen Zimmer, worin nur ein großer Billardtisch stand. Zwei Männer spielten gerade. Der Mann mit der Baskenmütze ging auf einen der beiden zu und redete mit ihm in verhaltenem Ton, während der Angeredete manchmal untersuchende Blicke zu mir herüber warf.

Die Türe zum anliegenden Zimmer stand offen. Dort war ein langer Tisch, feierlich gedeckt, wie für eine große Gesellschaft. Aber lange Zeit, um mich umzusehen, hatte ich nicht, denn der eine Billardspieler legte jetzt gegen mich los: „Na, sag nur die Wahrheit, sag nur die Wahrheit, gleich spielen wir mal miteinander, wenn die Partie aus ist. Ja, gleich ist die Partie aus, und dann spielen wir. Weißt du, wie das ist, wenn dir die Haut näher ist

als... äh, wenn dir das Hemd näher ist als der Rock? Gleich ist die Partie aus. Na, warte nur!“

Ich war durch diese Drohung ziemlich eingeschüchtert, er aber spielte unterdessen seelenruhig weiter. Na, dachte ich mir, mach dich mal auf was gefasst. Dann sah ich mit abwesendem Blick noch eine Weile auf den Billardtisch, bis der Blonde kam und mich mit in ein Nebenzimmer nahm. Der Raum schien als Büro zu fungieren, war mit Briefordnern und Schreibmaschinen ausgestattet, aber sonst spärlich möbliert.

Mein Begleiter setzte sich und nahm Block und Bleistift heraus. Jetzt musste ich alles von neuem erzählen. Inzwischen kam der Fahrer, der das Auto gelenkt hatte, und setzte sich an die andere Seite des Tisches, und während er rauchte, hörte er zu. Ich hatte das Gefühl, dass der blonde Inquisitor mir nicht übel gesonnen war. Er fragte sehr sachlich, rauchte eine Zigarre, und zum Schluss versicherte er mir: „Du kannst von Glück reden, dass der, der sonst auf diesem Platz sitzt, dich heute nicht verhört hat.“

Also, dachte ich mir, mein guter Stern, der sich anfangs verflüchtigt zu haben schien, beginnt wieder zu leuchten, wenn auch sehr schwach. Ich muss noch bemerken, dass der Blonde noch zu Beginn des Verhörs einen neuen „Ochsenstriemer“ vor mir auf den Tisch gelegt hatte.

Für diesen Abend war alles scheinbar überstanden. Ich hörte etwas von „ins Hotel bringen“ und glaubte wirklich, ich käme in ein Hotel, wenn auch bewacht.

Meine Vermutung bestätigte sich, als wir wirklich vor einem großen Gebäude Halt machten. Nur konnte ich gleich feststellen, dass es sich um einen unschönen Bau handelte mit dem für Hotels allgemein nicht üblichen Namen „Kriegswehrmachtshaftanstalt“.

Nun wusste ich, was die Uhr geschlagen hatte, und sofort kamen mir alle Gefängniserzählungen, die ich bisher gehört hatte, in den Kopf. Ich glaubte, es sei ratsam, erst einmal auszutreten, solange wir noch im Freien waren, denn mit den hygienischen Vorrichtungen in den Zellen war es sicher nicht allzu gut bestellt. Das Tor wurde geöffnet, und ich trat ein. Hinter mir fiel es wieder ins Schloss und ich war mit dem Portier allein.

Ich wurde ins Büro geführt, und dort sah man mein Gepäck durch. Einige Sachen wie Zigaretten, Tondeuse, eine Büchse Konserven und Bleistift nahm man mir ab, dann wurde ich durch einige vergitterte Türen in einen Raum geführt, wo ich mir eine Strohmattmatze und zwei Decken nehmen konnte. Eine warme, verbrauchte Luft herrschte in dem Bau, in dem einige trübe Lampen brannten. Ich musste eine Treppe hinaufgehen, eine Zellentür

wurde geöffnet und hinter mir sorgfältig verriegelt. Ich war wieder einmal allein.

Einigermaßen neugierig sah ich mich in dem Raum um. Dann aber richtete ich mein „Bett“ ein und legte mich halb angekleidet schlafen. Erst in der vertrauten Bettwärme fühlte ich mich zum ersten Mal wieder wie geborgen, für heute würde ich wohl Ruhe haben.

Es war gar nicht auszudenken, welchen Streich mir mein Schicksal gespielt hatte! Nach einiger Zeit beruhigte ich mich. Morgen, dachte ich, kommt wieder ein neuer Tag. Es dauerte trotzdem ziemlich lange, bis ich endlich einschlief. So endete der schicksalsschwere 10. Februar 1944.

Ich wurde am nächsten Morgen wach, weil plötzlich in meiner Zelle das Licht angedreht wurde. Danach hörte ich nur von draußen die Schritte des Wächters, der von Zelle zu Zelle marschierte, manchmal einen „Guten Morgen“ rufend. Ich erwachte aus einem Traum, und nur langsam wurde ich mir meiner jetzigen misslichen Lage bewusst. So blieb ich liegen und dachte nach, bis meine Zelle aufgeschlossen wurde und ein Wächter mit Unteroffiziersrang mir einen Reisigbesen in die Hand drückte, um die Zelle zu fegen.

Danach konnte ich mich draußen am Waschbecken waschen, holte aber lieber Wasser in der dafür bestimmten Schüssel. So war ich wieder allein. Neugierig sah ich zum ersten Mal durch das kleine Guckloch, um mir meinen zukünftigen Aufenthaltsort näher zu betrachten. Dann wusch ich mich und machte sonst ein bisschen Toilette. Hinterher begann ich, um mir etwas Bewegung zu verschaffen, in der Zelle auf und ab zu gehen.

Ich dachte nochmals alles durch, was man mich fragen konnte, um keine Sekunde mit der Antwort zu zögern. Auch wiederholte ich im Geiste alle Aussagen des gestrigen Abends für den Fall, dass man mir wieder die gleichen Fragen stellen würde. So marschierte ich die vier Meter lange Zelle unzählige Male auf und ab, bis die Zellentür wieder geöffnet wurde und mich derselbe Unteroffizier aufforderte, zum Verhör zu kommen.

Vor dem Raum, zu dem ich geführt wurde, stand ein großer blonder Mann, der dem Blonden vom vorigen Abend ähnelte. Wir setzten uns, und ein Dossier wurde auf den Tisch gelegt. Mein Gegenüber riet mir gleich zu Anfang, nur die Wahrheit zu sagen, da er alle Aussagen der „Bande“ in jenem Dossier habe. Und er begann noch einmal alles zu wiederholen, was ich am vorigen Abend ausgesagt. Danach ging er näher auf diesen de Jong ein, den ich gestern schnell erfunden hatte, und von dem ich behauptete, das Geld und die Marschbefehle erhalten zu haben.

„Welchen Beruf hatte er denn?“

„Das hatte er mir nicht gesagt. Ich weiß überhaupt wenig von ihm, ebenso wie er von mir.“

„Wo hast du ihn kennen gelernt?“

„Wie ich bereits gestern im Verhör gesagt habe, in einem Café in Paris.“

„So, und er hat dir einen Auftrag mit nach Peyrehorade gegeben?“

„Nein. Wieso Auftrag? Er wusste ja gar nicht, dass ich dorthin fuhr.“

„Du lügst, denn in Peyrehorade hast du zuerst behauptet, ihn im Zug nach Paris kennen gelernt zu haben!“

„Das habe ich nicht gesagt, oder in der ersten Verwirrung muss ich viel Unsinn geredet haben. Sie müssen immerhin bedenken, dass es mir zum ersten Mal in meinem Leben passierte, verhaftet zu werden.“

„Also beschreibe mir mal diesen de Jong.“

„Na, groß war er wie Sie, blond, aber volleres Haar. Breit wie ein Boxer.“
Alles wurde sorgfältig notiert.

„Und weißt du noch, was für einen Anzug er anhatte?“

„Nein, darauf habe ich nicht geachtet, und wenn ja, dann habe ich es vergessen. Ich sehe mir ja nicht von jedem, mit dem ich zusammentreffe, die Anzugfarbe an.“

„Also los, du wirst dich schon erinnern! War er kariert, gestreift, einfarbig? Was?“

Ich glaubte richtig zu handeln, doch ein Muster zu phantasieren.

„Ja, jetzt fällt mir ein. Er war kariert mit Punkten“, sagte ich aufs Geratewohl.

„Pfeffer und Salz?“

„Ja, ich glaube man nennt es so.“

Mein Inquisitor schien sich damit zufrieden zu geben.

„So, und nun sag schnell, welchen Auftrag du hattest.“

„Ich wiederhole, dass ich keinen Auftrag hatte. Ich wusste ja selbst am Tag vor Antritt der Reise nicht einmal, dass ich nach Peyrehorade kommen würde. Ich war doch auf dem Weg nach Marseille und bin deshalb nicht den direkten Weg Bordeaux-Toulouse gefahren, weil ich noch zu einer Baustelle in Mont-de-Marsan wollte. Und dann sah ich im Fahrplan, dass ich durch Peyrehorade kommen würde. Deshalb wollte ich aussteigen und abends weiterfahren.“

„Auf jeden Fall hattest du einen Auftrag.“

„Nein, ich hatte keinen.“

Jetzt schien der andere, ob meiner Hartnäckigkeit die Geduld zu verlieren. Er stand auf, lief um den Tisch herum und gab mir links und rechts ein paar Ohrfeigen. Ich dachte bloß, du lieber Gott, jetzt geht's los! Bis jetzt war es ja nur Kinderspiel. Aber nichts dergleichen! Ganz ruhig, als ob nichts geschehen war, setzte er sich wieder und wiederholte seine Frage, mit der gleichen Antwort meinerseits. Dann rief er einen Wächter und befahl:

„Holen Sie mal den L. - aus Zelle 77, glaube ich.“

Wir warteten. Einige Augenblicke später trat der bewusste L. ein. Seit dem einzigen Mal, als ich ihn mit Christiaan in Bordeaux getroffen hatte, war er sehr verändert. Unrasiert, nachlässig gekämmt, mit einem Seemannspullover bekleidet.

„So, jetzt sag mal dem Herrn, was du ihm von dem de Jong bestellen solltest.“

Ich sprach absichtlich schlechter französisch als ich es konnte und stotterte irgendetwas von einem Gruß von Herrn de Jong.

Der Inquisitor zu L.: „Wer ist dieser de Jong?“

L. runzelte die Stirn: „Je ne connais pas, Monsieur.“

„Un émissaire hollandais?“

Das Erstaunen war beiderseitig. Natürlich, denn de Jong existierte nur in meiner Phantasie. Ich sah aber die Gefahr näher kommen. Da donnerte der vom SD³⁶ auch schon los:

„Also einer von euch beiden lügt hier, entweder du oder er!“ Und er wiederholte noch einmal eindringlich auf Französisch seine Frage.

„Na, das verstehe ich nicht!“, begann ich, um mich in ein so glaubwürdiges Licht wie möglich zu setzen, „der de Jong sagt mir, bei L. in Peyrehorade kannst du Grüße bestellen, und der L. weiß von nichts! Gibt es vielleicht mehrere Familien L. in Peyrehorade?“

Der Deutsche fragte dieses Herrn L. auf Französisch. Selbstverständlich nicht. Wir beide hatten natürlich von Anfang an so getan, als ob wir einander zum ersten Mal im Leben sähen. L. bekam eine Zigarette angeboten und konnte dann gehen. Danach ging die Fragerei wieder los. Woher ich das Geld hätte? Es handelte sich um 5.000 Francs.

Ich erwiderte, dass es eben von diesem de Jong sei.

³⁶ Der Sicherheitsdienst (SD) war ein Teil des NS-Machtapparates, dem im Zuge der zunehmenden Verflechtung von Partei und Staat die Überwachung der politischen Gegner übertragen worden war. (Ch.Fl.)

„Und du willst mir vormachen, dass dir ein so neuer Bekannter ohne jeden Grund Geld schenkt! Nee, mein Lieber, so etwas kannst du mir nicht vormachen! Entweder er hat dich geliebt oder du hattest einen Auftrag.“

„Also, ich habe auch keine andere Erklärung dafür“, antwortete ich. „Wohl erinnere ich mich dunkel, dass, als er mir die Marschbefehle und das Geld gab, ich eben zögerte und eigentlich nichts annehmen wollte. Da sagte er: Na, wenn ich mal was von dir brauche, du weißt schon, wie man sagt: Eine Hand wäscht die andere.“

Um die Glaubwürdigkeit meiner Aussage zu erhöhen, sagte ich das Sprichwort auf Holländisch, so wie er es mir gesagt hatte. Jetzt musste ich genau den Ort des Zusammentreffens beschreiben.

(Hier muss ich eine kurze Erklärung für den Grund dieser jetzt folgenden Phantasie einschalten: Es war wahr, dass ich anfangs behauptet hatte, den von mir erfundenen de Jong im Zug kennengelernt zu haben. Aber später, nach langem Nachdenken in der Zelle, kam mir eine bessere Idee. Ich verlegte den Ort der ersten Bekanntschaft in ein bestimmtes Café in Paris und meine Absicht war, den SD dorthin zu locken, um den de Jong dort zu erwischen. Dieses konnte natürlich nur mit meiner Hilfe geschehen, und ich baute darauf, während einer Reise nach Paris, einer Fahrt mit der Metro, im Gewühl vom Boulevard Montmartre oder in dem Café selbst, eine Gelegenheit zur Flucht zu finden.)

„Also, du sagst in Paris. Wo denn da?“

„In einem Café am Montmartre.“

„Wie hieß das Café?“

„Das weiß ich nicht und habe den Namen auch nie richtig gesehen, weil ich dort immer abends war.“

„Ah, und kannst du nicht beschreiben, wie du gehen musstest und von welcher Metrohaltestelle aus?“

Ich dachte nach. Dann fiel mir ein Café ein, wo ich einen Abend mal war, als ich über den Montmartre schlenderte.

„Es war auf dem Boulevard Montmartre und von der Metrostation Montmartre nicht weit entfernt.“ Ich zeichnete ihm irgendetwas auf ein Papier. „Und von dem Café weiß ich nur, dass eine Kapelle von jungen Burschen in blauen Blusen spielte.“

Er notierte sich alles genau und sagte dann, während er das Dossier zu-klappte: „Also, ich denke, dass du ein Terrorist und ein Spion bist! Heute Nachmittag komme ich wieder. Bis dahin hast du Zeit zum Nachdenken.“ Ich fragte ihn noch, ob es so Sitte sei, dass Spione und Terroristen ausge-

hungert würden, denn ich hatte den ganzen Morgen noch nichts zu essen bekommen.

Er ging nicht darauf ein, sondern rief den Wächter. „Von heute ab muss der hier nach unten in eine Einzelzelle, sonst können sie sich miteinander unterhalten.“

„Jawohl“, brummte der Unteroffizier, „ich werde mit dem Oberfeldwebel sprechen.“

Und so zog ich mit ihm ab.

In meiner Zelle stand inzwischen eine Flasche Limonade, ich aber erwartete sehnsüchtig etwas Essbares. Nach einer Weile kam der Wächter und sagte, dass ich umziehen müsse. So wanderte ich von Zelle 78 zur Zelle 66 unten. Nachdem ich mich etwas eingerichtet hatte, wurde mir erst klar, dass ich die eine Nacht in der Zelle neben L. geschlafen hatte. Trotz der ernstesten Situation musste ich lachen. Aber ich war noch sehr erregt nach dem Verhör und sah mit einiger Angst dem nächsten am Nachmittag entgegen.

Aber man wollte mich anscheinend doch nicht aushungern, denn gegen halb eins ging die Zellentür auf und man gab mir in den einen Blechnapf zwei Kellen voll Kohlsuppe und in den anderen ebenso viel Karotten. Außerdem bekam ich noch ein Stück Brot mit etwas Wurst. Der Anblick dieser Sachen erhöhte meinen Mut. Wie ein Wilder fiel ich über alles her und ließ außer einem kleinen Stückchen Brot nichts über, denn vielleicht war dieses das einzige Mahl am Tage, und ich wollte etwas für den Abend aufbewahren. Dann räumte ich das Tischchen leer und legte mich nieder, mit dem Kopf auf dem Arm, um mein Missgeschick im Schlaf zu vergessen. Aber ich duselte nur unruhig, schlief nicht richtig ein, denn ich konnte jedesmal hören, wenn draußen am Tor geklingelt wurde. Und mit jedem Klingelzeichen fuhr mir immer der Schreck in die Glieder. Schon bildete ich mir ein, den Wächter zu hören mit der Aufforderung, zum Verhör zu kommen.

So verging die Zeit mit ängstlichem Warten. Der Abend kam, das Essen wurde gebracht, und noch immer erwartete ich den SDler vom Morgen. Als etwas später der Wächter kam, um das Licht zu löschen, fragte ich, ob denn heute kein Verhör mehr stattfände? Er antwortete nur: „Nee, heute nicht mehr, gute Nacht!“

„Gute Nacht!“, antwortete ich und installierte mich in meinem Bett.

Die nächsten 14 Tage, die nun folgten, waren die schlimmsten meiner ganzen Haftzeit. Morgens wurde man schon um 7 Uhr geweckt, und zwar dadurch, dass im benachbarten Block, der für Wehrmachtsangehörige bestimmt war, einige Male „Aufstehen!“ gebrüllt wurde. Eine halbe Stunde

später kam dann unser Schließer, ging erst an den Zellen entlang, um das Licht anzudrehen, 10 Minuten später wurde jede Zelle aufgeschlossen und ein deutscher Gefangener verteilte eine schwarze, schlecht gesüßte Flüssigkeit, die man „Kaffee“ nennen hörte. Dann war wieder eine halbe Stunde Ruhe.

Gegen 8:30 Uhr wurden die Zellen ausgekehrt. Wenn dann eine sauber war, konnte deren Bewohner sich entweder am Wasserhahn waschen oder, wie ich es tat, das Wasser in einer Schüssel in die Zelle holen. Ich wusch mich meistens erst eine Stunde später, erstens weil es mir zu kalt war, und zweitens, weil ich einfach keine Energie mehr hatte. Wenn alle Zellen gekehrt waren, wurde der große Raum vor den Zellen, oben wie unten, von Häftlingen gekehrt, und danach bekam jeder eine Flasche Limonade für den ganzen Tag.

Gegen 11 Uhr wurde man aus der Zelle gelassen, um eine halbe Stunde in einem viereckigen Hof, vielleicht 25 Quadratmeter groß und wie ein Käfig vergittert, frische Luft zu schöpfen. Jeder Häftling ging in einem anderen Hof spazieren, sodass man eigentlich nicht miteinander sprechen konnte. Um 13 Uhr gab es dann Essen, und das Menu, das nun folgte, war das gleiche tagein, tagaus, ohne jegliche Variation, ein Blechnapf voll Karotten und der andere mit Kohlsuppe. Dazu ein Stück Brot von 300 Gramm mit einer Scheibe Blutwurst oder Corned Beef oder gewöhnlicher Wurst. Man konnte aufessen, wenn man wollte, aber es war ratsam, sich für morgens etwas aufzuheben, was mir aber nur selten gelang. Nur am Sonntag kam etwas Abwechslung.

Mittags gab es statt der Karotten Nudeln und statt Wurst ein richtiges Stück Fleisch, meistens sehr zäh. Und zum Schluss ein Esslöffel voll guter Konfitüre. Für mich war es schon ein wahres Festessen. Der Nachmittag verlief meistens völlig ereignislos. Abends um 18 Uhr gab es wieder Kohlsuppe und weiße Bohnen. Eine halbe Stunde später kam der Schließer, und jeder musste seine Hose und Schuhe auf den Stuhl legen und vor die Zellentür stellen, damit man nicht nachts etwa weglaufen konnte. So legte man sich also um 19 Uhr abends zu Bett und nun hatte man eine entsetzlich lange Nacht bis 7:30 Uhr morgens vor sich. So sah also mein Tagesablauf aus.

Der Mittwoch war für alle ein wahrer Feiertag, weil dann die Päckchen vom Roten Kreuz verteilt wurden. Dann konnte man, je nach Gefräßigkeit, ein oder zwei oder auch mehrere Tage lang entbehrte Herrlichkeiten genießen. Einmal enthielt ein Päckchen: zwei Apfelsinen, 100 Gramm Würfelzucker, 100 Gramm Butter, zwei Stück Schokolade und 100 Gramm Kekse.

Ein andermal statt Apfelsinen einen Honigkuchen und statt Schokolade kandierte Früchte. Jedenfalls war es für meine naschhafte Zunge ein Hochgenuss. Das erste Mal konnte es noch drei Tage halten, aber mit der Zeit war nach zwei Tagen bereits alles aufgegessen. Und dann war noch der Freitag, der wieder Abwechslung brachte, weil dann Pakete verteilt wurden, die von draußen für die Häftlinge kamen. Nicht, dass ich etwas erwarten konnte, aber doch kam manches Mal der Wächter und brachte mir ein halbes pain de luxe, auch Baguette genannt, und zwei Eier oder mal ein beachtliches Stück Wurst und echtes Weißbrot.

Ich war neugierig zu erfahren, wer der gütige Spender war, bekam aber auf meine Fragen nur eine undeutliche Antwort: „Vom Büro“, sagte der Wächter. Ich hatte auch einige Mitgefangene in Verdacht, mit denen ich mich inzwischen angefreundet hatte. Später stellte sich heraus, dass es der Oberfeldwebel, ein sympathischer Deutscher war, der entweder aus den Paketen der Häftlinge etwas herausnahm für diejenigen wie ich, die niemals Pakete bekamen, oder Pakete einfach verteilte, die für Häftlinge ankamen, die inzwischen das Gefängnis verlassen hatten,. Außerdem war es für mich von großem Vorteil, dass ich deutsch sprach.

Also, wie bereits erwähnt, waren die ersten zwei Wochen wirklich schlimm. Ich hatte nichts zu lesen, außer einer alten Illustrierten, die ich noch in meinem Rucksack hatte. Die Rätsel darin löste ich in Ermangelung eines Bleistifts, indem ich die Buchstaben mit einer Sicherheitsnadel in die Fächer kratzte. Wie viele Male ich jene Illustrierte gelesen habe, weiß ich nicht mehr. Wenn ich nicht las, marschierte ich in der Zelle auf und ab, hauptsächlich wegen der Kälte, oder setzte mich hin und schlief mit dem Kopf auf dem Klapp Tischchen ein. Die ganze Zelle war nur sehr dürftig möbliert, obwohl ich mir sie viel schlimmer vorgestellt hatte. Es befanden sich darin: Ein Klappbett mit einer Eisenmatratze, worauf der Strohsack lag mit den beiden Decken. Gegenüber war das Tischchen und der Stuhl und hinten, unter dem Fenster, eine Pritsche für einen eventuellen zweiten Gefangenen. In einer Ecke befand sich die Toilette, ein französisches Klosett, das heißt, ein Loch mit fließendem Wasser. Dieses erstaunte mich am meisten. An der Wand darüber waren zwei Brettchen, um Toilettegegenstände dort hinzustellen.

Das Fenster war doppelt vergittert und man konnte es öffnen, indem man die Glasscheibe mit einem daran befestigten Stock herunterzog. Ich hatte die Aussicht auf den Kohlenhof und auch auf einen Teil der hohen äußeren Gefängnismauer. Oftmals überlegte ich, auf welche Art und Weise

man über dieses Hindernis weglaufen könnte, aber das schien doch unmöglich. Wenn ich nicht schlief und mich nicht irgendwie mit etwas in der Zelle beschäftigte, stand ich vor der Tür und sah durch das Guckloch, um etwas von dem zu erhaschen, was draußen vorging. Obwohl es nicht viel war, so war doch jeder Vorgang etwas, das die Neugier befriedigte. Meistens sah ich nur den Wächter, der von irgendeiner Zelle herangeklingelt wurde, um Rasierzeug vom Büro zu holen oder um etwas Wasser zu bringen. Oder er kam von selbst, um Häftlinge zum Verhör zu holen.

Was Verhör betrifft, ich begriff überhaupt nicht, wo mein SD-Inquisitor vom Freitag geblieben war. Ich erschrak noch immer bei jedem Klingelzeichen und bildete mir sogar manchmal ein, in dem Stimmengewirr meinen Namen zu hören, aber das erwies sich als Halluzination. Ich wartete noch immer täglich auf ein erneutes Verhör, aber es kam nicht.

Inzwischen hatte ich Gelegenheit, mir meinen ganzen Fall durch den Kopf gehen zu lassen, und ich bereitete mich auf jegliche eventuelle Frage vor. Vor allem machte ich mir in den ersten Tagen Sorgen, dass sich in meiner Brieftasche an belastendem Material ein Zettelchen befand, worauf erstens alle Adressen standen, die man uns für Spanien in Toulouse mitgegeben hatte, und zweitens Adressen von Zippi und Kurt Mendels Verwandten und meine eignen Adressen von Verwandten und Bekannten im Ausland.

Schon reimte ich mir zusammen, was die SDler sich denken würden, wenn sie das gefunden hätten. Aber ich, der anfangs den Glauben an meinen guten Stern verloren hatte, sah, dass das Schicksal doch wieder anfing, es gut mit mir zu meinen. Ich trug die ganze Zeit eine Manchesterhose und bemerkte plötzlich die kleine Tasche an der Hosennaht für den Zollstock. In diesem Augenblick kam mir eine Erleuchtung und ich bohrte mit dem Finger so lange darin herum, bis ich zwei Zettelchen mit den bewussten Adressen in der Hand hielt. Ich wusste nicht, was zu tun vor lauter Freude, und ich bin, nachdem ich alles sorgfältig zerrissen und ins Klosett geworfen hatte, wild wie ein Indianer in der Zelle herumgetanzt. Denn das war ungeheures Glück, dass ich diese Papiere noch von der letzten Pyrenäenfahrt in jener verborgenen Tasche hatte. Aber viel würde es ja doch nicht ändern, und bei diesem Gedanken schlug meine Freudestimmung schnell wieder in tiefe Resignation um.

Die halbe Stunde jeden Tag im Hof genoss ich, ob Regen oder Sonnenschein. Oft musste ich mich zusammenreißen, um auf und ab zu gehen. Meistens stand ich, sah zum Himmel empor, wo die Vögel so frei herum-

flogen. Und wenn ich dann außerdem den Schnellzug Bordeaux - Hendaye vorbeifahren hörte, wurde mir ganz elend und traurig zumute. Einmal würde ich ja auch noch mit solch einem Zug fahren, aber in Richtung Deutschland.

Jeden 10., 20. und 30. des Monats gingen Häftlinge weg, nachdem ihr Prozess beendet war. Sie fuhren dann nach Bordeaux und am anderen Tag weiter nach Paris, Straßburg, Freiburg in einem extra dafür bestimmten Waggon.

Ich hatte unterdessen immer noch nichts von meiner Angelegenheit gehört. Wohl hatte ich einmal Kontakt mit L. gehabt. Ich ging nämlich in einem anderen Hof spazieren, und dieser befand sich direkt unter seinem Fenster. So redeten wir einige Minuten miteinander, und als er hörte, dass ich diesen de Jong erfunden hatte, musste er lachen. Anfangs glaubte er, mich noch warnen zu müssen, damit ich ihn nicht als einen Bekannten begrüße, aber in der Praxis bewies ich ja, dass das ganz überflüssig war. Dann gab er mir den Rat, bei einem etwaigen neuen Verhör die Rede auf seine Frau zu bringen und die Sache so zu drehen, dass ich ihr die Grüße bestellen sollte. Dadurch würde dann die Frage gelöst sein, warum er, L., diesen de Jong nicht kannte. Seiner Frau drohte keinerlei Gefahr, denn ihr war es schon vor einiger Zeit gelungen, nach Spanien zu flüchten.

Inzwischen begann ich mehr und mehr nach Lektüre zu fragen. Ab und zu bekam ich von meinem Wächter die „Pariser Zeitung“, die ich dann wie ein Kleinod behandelte. Auch durfte ich manchmal und später regelmäßig vor den Zellen kehren und Staub wischen. So kam ich auch mit den anderen Häftlingen in Berührung. Auf diese Weise erfuhr ich, wie das gewöhnliche Verfahren eines Häftlings vor sich ging: Man wurde erst einmal gründlich verhört, dann musste man das Protokoll in dreifacher Ausführung unterschreiben. Dieses wurde dann nach dem Feldgericht in Mont-de-Marsan gesandt, und nach ungefähr zwei bis drei Monaten kam das Urteil, meistens Verschickung nach Deutschland oder Strafarbeit in einem Konzentrationslager in Bordeaux.

Die Mitglieder jener „englisch-amerikanischen Terroristenbande“ lernte ich auch alle kennen. Es waren da der bereits genannte L., zwei Chauffeure, die Leute bis in die Pyrenäen brachten, und ein Junge in meinem Alter, der gerade mit einigen Amerikanern abfahren wollte, als sie von den Deutschen überrascht wurden. Keiner von ihnen erwartete etwas Gutes, ebenso wenig wie ich. Von den anderen Leidgenossen wusste ich nichts. Es herrschte ein

stetes Kommen und Gehen. Manchmal wurden einige freigelassen, während andere mit den Transporten weggingen.

Ich fühlte mich furchtbar einsam und verlassen und dachte oft, ob ich es als Glück betrachten würde, wenn ein Zweiter in meine Zelle käme, denn es gab viele Zellen, in denen zwei Gefangene untergebracht waren. Aber da man nie wusste, wen man bekam, fand ich es doch besser, allein zu bleiben.

So vergingen die Tage, langsam und langweilig. Ich ritzte mit meiner Sicherheitsnadel jeden vergangenen Tag in die Zellenwand. Unbegreiflich war es für mich, dass in meiner Sache nichts geschah, denn noch kam keiner, um mich zum Verhör zu rufen. Ich fürchtete auch für unsere Organisation, denn da man bei mir verschiedene Adressen, wie zum Beispiel das Café von Albert in der Rue Paul-Louis Landes in Bordeaux, gefunden hatte, konnte ich mir vorstellen, dass der SD sich dort umsehen würde, und dann wäre es ein Leichtes gewesen, einige unserer Jungen zu schnappen. Außerdem hatte ich ein Hotel in Bordeaux angeben müssen, wo ich zuletzt gewohnt hatte. Meine Gewohnheit zu lügen, musste ich in diesem Falle unterdrücken, da es viel zu einfach war diese Angabe zu kontrollieren. Und eben in jenem Hotel pflegte auch immer einer der Unsrigen zu logieren.

Aber es nützte mir nichts, jetzt zu verzweifeln, denn ich konnte doch nichts ändern. Nur fragte ich mich oft, warum das alles gerade mir passieren musste. Ich hatte vor allem große Angst davor, dass der SD, zumal sie mich für einen Spion und Terroristen hielten, in Holland meine Personalien kontrollieren und mich dann zum Verhör rufen würden. Dann würde die erste Frage ungefähr so lauten: „Na, nun sag’ mal, wie du wirklich heißt, jetzt hör’ mal auf, uns was vorzuschwindeln!“

In alle meine Überlegungen kam dann doch eine kleine abwechslungsreiche Unterbrechung. Eines Mittags, gerade beim Essen, wurde die Zellentür aufgeschlossen, und ein zweiter Gefangener kam herein. Es war ein Junge von 22 Jahren, ein Baske, der wegen Schwarzhandel direkt auf dem Bahnhof verhaftet worden war und ohne jegliches Gepäck kam. So teilten wir alles, sogar die Zahnbürste, wovon ich gar nicht begeistert war. Aber es wurde eine verhältnismäßig schöne Zeit. Ich hatte jemanden, mit dem ich mich unterhalten konnte, und das bereicherte meinen französischen Wortschatz. Oft sangen wir abends alle möglichen Lieder, obwohl laut Anstaltsregel jedes Pfeifen, Singen und Lärmen verboten war. Mein Zellengenosse besaß eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Sänger Tino Rossi, so behauptete er, und außerdem eine schöne Stimme. Er hoffte jeden Tag wieder freigelassen zu werden, denn er erwartete, dass man ihn nur zu einer Geldstrafe

verurteilen würde. Das Beste an allem waren jedoch die Pakete, die er geschickt bekam. Ich erinnere mich noch, wie wir eines Sonntags fraßen, im wahrsten Sinne fraßen: Hühnchen, Speck, Käse und Brot, bis wir nicht mehr konnten. Diese Pakete reichten dann immer, um unsern Hunger für einige Tage zu stillen.

Ich konnte auch sonst einen kleinen Fortschritt mit dem Essen verbuchen, denn der alte deutsche Koch, auch ein Gefangener, ein NSKK-Mann³⁷, schien für mich Sympathie zu haben. Jedenfalls bekam ich oft den Rest des Kessels, wenn er alle Zellen durchgegangen war. So aß ich manchmal abends zwei volle Blechnäpfe weiße Bohnen, hatte aber dann nachts ein unangenehmes Völlegefühl. Dieses waren dann auch Tage, an denen ich mich verhältnismäßig besser fühlte.

Auch hatte ich inzwischen Gelegenheit, mir von anderen Gefangenen Bücher zu leihen, und so ging die Zeit etwas schneller vorbei. Auch war ich, was meine Beschäftigung betraf, bedeutend vorwärts gekommen. Ich arbeitete nämlich jetzt regelmäßig mit einem alten Mann im Gefängnishof, und zusammen hackten wir den ganzen Tag Holz. Das war wirklich ein enormer Fortschritt, denn ich war, außer wenn es regnete, den ganzen Tag im Freien. So sägte und hackte ich mit nie gekannter Begeisterung. Mein Kompagnon erwies sich als ein ehemaliger Abgeordneter in der französischen Kammer und war verhaftet worden, weil er angeblich Juden geholfen haben sollte. Er saß schon etwas länger als ich in Haft. Ich konnte zum ersten Male seit langer Zeit wieder vernünftige Gespräche über alle möglichen Themen führen. Außerdem hörte ich von einem Matrosen aus dem Elsass, der wegen Desertion eingesperrt war, die letzten Nachrichten vom Kriege. Kurz, ich hatte wieder einmal das Gefühl, etwas freiere Luft zu atmen.

Übrigens war dieser Matrose nicht der einzige Fall von Desertion. Mit ihm zusammen war ein anderer Elsässer. Beide wollten nach Spanien und waren in Bordeaux gefasst worden. Ferner waren in dem deutschen Flügel des Gefängnisses noch weitere 15 Deserteure, darunter auch einer von der französischen Freiwilligenlegion, sowie andere, die wegen kleinerer Vergehen dort saßen.

Nach ca. 14 Tagen wurde mein Freund und Zellengenosse abgeholt, und er glaubte binnen zwei Tagen frei zu kommen. Wir hatten verabredet, dass

³⁷ Nationalsozialistisches Kraftfahrerkorps: eine paramilitärische Organisation der NSDAP. (Ch.Fl.)

er mir aus Bordeaux Geld holen und überhaupt von meiner Lage berichten solle. Außerdem versprach er, mir Lebensmittel zu senden. Ich wusste gar nicht, wie ich mich revanchieren könnte, und wir phantasierten beide, schon frei zu sein, und in dem Fall versprach ich ihm, ihn zu einem großen Diner einzuladen. Von mir selbst hatte ich ihm gar nichts erzählt, nur dass ich schon dreimal versucht hatte, nach Spanien zu kommen.

So war ich wieder allein, aber jetzt kam ich leichter darüber hinweg, weil ich regelmäßige Arbeit verrichtete. Ich schlief jetzt auch besser. Vorher war ich mitten in der Nacht schon ausgeschlafen und wurde danach unzählige Male wach. Jetzt schlief ich die ganze Nacht durch, da ich auch tagsüber nicht mehr dazu kam, ein Nickerchen zu machen.

Der Gipfel meiner Bemühungen um Arbeit wurde erreicht, als ich eines Tages mit hinaus durfte, um in Bayonne zu arbeiten. In der letzten Zeit war regelmäßig von dem Heereskraftwagenpark eine Gruppe von sechs Mann zur Arbeit in einer Garage angefordert worden, und gerade in jenen Tagen war einer von der Gruppe krank geworden, und daher durfte ich mit. War das ein herrliches Gefühl, draußen auf den Lkw zu steigen und dann nach dreieinhalb Wochen zum ersten Mal wieder etwas von der Welt außerhalb der Gefängnismauern zu sehen! Die Menschen, die Mädchen, die Straßen und die Cafés! Das war eine Freude, die ich nie vergessen werde! Fast fühlte ich mich wie neu geboren! Leider dauerte das Glück nicht allzu lange. Nach 10 Minuten Fahrt waren wir in jener Garage und luden den ganzen Morgen Reifen ab, die im Land requiriert worden waren. Mittags auf dem Rückweg wieder die gleiche Emotion. Aber nachmittags zog dann die Gruppe ohne mich aus, und ich war ganz niedergeschlagen.

Von diesem Tag an war mein einziges Ziel, regelmäßig mit dieser Kolonne zu arbeiten, aber erst wollte es mir nicht so recht gelingen. Inzwischen hatte ich einmal eine offizielle Karte schreiben können und sandte diese am 1. März 1944 zum Café von Albert in Bordeaux. Darin bat ich um Wäsche und Lebensmittel. Am Tag zuvor hatte ich Gelegenheit gehabt, einen illegalen Brief hinauszuschmuggeln, den ich in die Rue Tanesse schickte und in dem ich alle Begebenheiten beschrieb. Aber ich hörte absolut nichts von draußen, und so wurden meine Vermutungen bestätigt, dass wahrscheinlich unsere Organisation aufgefliegen war. Sonst hätte man mir zumindest Wäsche geschickt.

Am 15. März 1944 schrieb ich wieder eine offizielle Karte mit den gleichen Wünschen, aber keinerlei Antwort.

Die Tage verliefen jetzt ganz schön schnell. Ich hatte, obwohl ich ab und zu meine paar Sachen waschen konnte, Läuse bekommen, und so lernte ich diese Art von Ungeziefer auch einmal kennen. Ich konnte und konnte einfach nicht begreifen, wo der Sicherheitsdienst blieb, und so kam ich zu der Schlussfolgerung, dass in Kürze entweder eine Katastrophe oder ein Wunder geschehen müsse. Da ich aber mit meinem Verstand nicht an Wunder glaubte, war nur eine Katastrophe zu erwarten, das heißt, man würde entdecken, wer und was ich in Wirklichkeit war.

Unterdessen verließ einer nach dem anderen diejenigen das Gefängnis, mit denen ich die ganze Zeit zusammen war. Man hatte mit der Zeit die Gesichter kennengelernt, und man fühlte sich durch ein unsichtbares Band miteinander verbunden. Es waren da angebliche Spione, englische Parachutisten, Gaullisten und Leute wegen nicht begangener Vergehen, die aus irgendeinem Grund verhaftet worden waren. Die „Bande“ aus Peyrehorade einschließlich L. war in ein Konzentrationslager in Bordeaux geschickt worden. Inzwischen hatte ich noch oft Gelegenheit gehabt, mit L. zu sprechen. Ich erfuhr so auch, dass Abraham nicht mehr als einmal bei ihm gewesen war, und so musste er wahrscheinlich bei dem Passeur in den Pyrenäen gefasst worden sein. Er fragte mich auch noch, ob Christiaan mich denn nicht gewarnt hatte, dass die Sache in Peyrehorade aufgefliegen sei. Ich erklärte ihm, dass ich Christiaan nach unserer Ankunft in Paris niemals mehr getroffen hatte. So hörte ich dann auch, dass Christiaan damals mit einigen Tagen Verspätung aus Holland zurückgekehrt war, während wir die Suche nach ihm inzwischen schon aufgegeben hatten.

L. erbot sich, Christiaan von meinem Schicksal in Kenntnis zu setzen, aber ich hielt es für zwecklos, da jener sich meiner kaum erinnern würde. L. war sicher der Meinung, dass ich einer seiner Mitarbeiter war.

Ich konnte mir langsam ausrechnen, wer der Nächste war, der von hier weggeschickt würde, und bald wäre ich an der Reihe. Eines Tages hatte ich, nachdem ich öfters darum gebeten hatte, das große Glück, zu der bewussten Arbeitsgruppe zu kommen. So fuhr ich von jetzt ab täglich regelmäßig viermal durch die Stadt. Wir arbeiteten nicht übermäßig viel, und es war die verhältnismäßig schönste Periode meiner Gefangenschaft. Ich verblieb eigentlich nur zum Essen und Schlafen im Gefängnis. So sah ich, dass das Schicksal es noch ganz gut mit mir meinte.

Nun waren meine Gedanken nicht nur auf den Arbeitsplatz gerichtet, sondern sie kreisten hauptsächlich um die Frage: „Wie komme ich hier heraus? Wie kann ich flüchten?“ Jetzt hatte ich die Gelegenheit. Es gab

Tage, an denen unsere Kolonne in zwei Gruppen geteilt war, und ich blieb bei der Gruppe in der Garage, während die andere am Bahnhof arbeitete. Und der Wachtposten, ein alter Landser, ging mit der Gruppe zum Bahnhof. Nun konnte ich, ohne weiteres, in einem unbewachten Augenblick aus der Garage wegspringen, obwohl das Risiko bestand, dass mich einer der Soldaten, die sich in der Garage befanden, dabei erwischen konnte. Doch das Klosett bot eine Möglichkeit, um unbemerkt zu flüchten. Aber wohin? Ohne Geld, ohne Papiere? Auch dafür fand ich eine Lösung: Jener Abgeordnete, mit dem ich Holz gesägt hatte, wohnte etwa 12 km von Bayonne entfernt und gab mir verschiedene Adressen, wo man mir weiterhelfen würde. Doch musste ich mich dann bis abends in Bayonne aufhalten, um, wenn es dunkelte, mich auf die Landstraße wagen zu können.

Ich war halb entschlossen zu flüchten, aber so richtig begeistert war ich nicht. Zwar hatte ich wieder Vertrauen gefasst in meinen guten Stern, daher schalt ich mich wegen meines Zögerns. Eines Tages, wenn keine Möglichkeit mehr zur Flucht bestand, würde ich es bitter bereuen, nichts unternommen zu haben. So verging ein Tag nach dem anderen, ohne dass ich mich entschließen konnte. Der Gefängnisleitung musste mein Fall inzwischen auch komisch vorkommen.

Eines Tages fragte mich der Büro-Feldwebel, ob ich schon ein ordentliches Verhör gehabt hätte. Ich sagte: „Nein“, und er antwortete: „Na, dann hat man dich sicher vergessen. Da wollen wir heute mal anrufen beim SD.“

Mir fuhr ein Schreck und ein Freudegefühl gleichzeitig durch die Glieder. Vergessen! Das war doch bei den pedantischen Deutschen unmöglich! Aber es schien Tatsache zu sein. Ich saß schon Wochen in Haft und hatte bisher kein Protokoll unterschrieben.

Am nächsten Tag, es war Mittwoch, der 22. März 1944, wurde ich von einem netten Rekruten, der aus Frankfurt stammte, nachmittags von der Arbeit weggeholt. Man hatte mich vorher schon telefonisch davon verständigt, dass man mich abholen würde, was den wachhabenden Offizier zu der Frage veranlasste: „Na, was hast du denn da verbochen, dass du abgeholt wirst? Sicher Briefe hinausgeschmuggelt!“

Ich war sicher, dass es das erwartete Verhör sein musste, aber da ich wirklich Briefe hinausgeschmuggelt hatte, konnte das auch der Grund sein. Dieses Mal musste ich den Weg von einem Ende von Bayonne zum anderen zu Fuß machen. Immer durch belebte Straßen, sodass ich mich halb frei fühlte. Inzwischen überlegte ich mir schnell meine vor Wochen präparierten Antworten, die ich schon halb vergessen hatte. Im Gefängnis angekommen,

wurde ich gleich ins Besucherzimmer geführt. Dort erwartete mich der lange, sympathische Blonde vom ersten Abend, mein Dossier vor ihm aufgeschlagen.

Ich schlug gleich einen unbefangenen, scherzhaften Ton an und sagte: „Na, Sie haben mich aber schön lang warten lassen. Am zweiten Tag schon wollte Ihr Kollege wiederkommen, und er ist niemals mehr erschienen.“

„Ja, der ist versetzt worden, und der Fall ist liegen geblieben. Also wir werden es kurz machen, sag nur schön die Wahrheit.“

Er wollte hauptsächlich die Geschichte mit den Marschbefehlen durchgehen.

„Hat diesen Marschbefehl der Hauptmann Wetzell wirklich unterschrieben?“

„Nein, das hat alles ein Holländer gemacht, der dessen Unterschrift kannte. Er hat auch den ganzen Marschbefehl ausgefüllt.“

„Wie heißt der Holländer?“

Auf solche und ähnliche Fragen war ich vorbereitet und nannte den Namen.

„Also, de Meester.“

„Ja, aber mit zwei E. Der ist übrigens jetzt in Urlaub in Holland.“

„Und dieser Wetzell hat den Wisch unterschrieben?“

Ich war perplex ob solchem Unverständnis. „Nein“, sagte ich, „alles was auf dem Papier steht, hat jener de Meester ausgefüllt. Der kannte von einem echten Papier die Handschrift und hat sie nachgemacht.“

Ich glaubte, er begriff noch immer nicht, dass man so ein geheiligtes Papier wie einen Marschbefehl nachmachen konnte. Dann nahm er aus dem Dossier drei mit Schreibmaschine getippte Blätter und las nun das ganze Protokoll vor. Bei manchen Stellen konnte ich mir ein Lächeln nicht verbeißen. Ab und zu setzte er aus, um zu fragen:

„Stimmt's?“ - Und ich antwortete entweder: „Ja“, oder stellte irgendetwas richtig. Als die ganze Geschichte heruntergelesen war, musste ich alle drei Protokolle unterschreiben.

Oh je, dachte ich, jetzt dauert es noch drei Monate, bevor ich etwas hören werde.

Danach holte er einen Karton zum Vorschein, worin meine ganzen, ehemals aus Hosen und Rocktaschen zu Tage gebrachten Habseligkeiten waren. Es gab mir direkt ein Gefühl der Wiedersehensfreude, alle jene vertrauten und oft benötigten Gegenstände zu sehen. Mein Gegenüber nahm die Fotos von zu Hause und von Holland in die Hand und ging sie einzeln durch.

„Wo ist diese Aufnahme gemacht?“

„In Amsterdam“, antwortete ich.

„Das ist sicher der Vater?“

„Ja, stimmt.“

„Dieses ist ...?“

„Die Mutter.“

Und so ging es weiter. Für alles musste ich eine Erklärung geben, wer auf dem Bild war.

Dann packte er alles wieder ein. Nachdenklich nahm er dann das Protokoll in die eine und die Marschbefehle in die andere Hand und sagte: „Tja, das einzige, wofür du strafbar bist, sind diese Papiere. Das ist Schiet, mein Junge, großer Schiet!“ (Er sprach Hamburger Dialekt.) In jenem Augenblick hatte ich schon wieder so viel Hoffnung, dass es mir auf der Zunge lag, zu fragen, ob er nicht so gut sein wollte und diesen „Schiet“ einfach in den Ofen zu werfen. Zum Schluss meinte er, „Na, ich will mal sehen, ob ich dich später bei der O.T. unterbringen kann.“

„Wie lange wird das Urteil jetzt noch auf sich warten lassen?“ Er zuckte statt einer Antwort die Achseln. „Und was meinen Sie, welche Strafe ich bekommen werde, denn es sind eigentlich nur die Marschbefehle?“

„Das kann ich dir nicht sagen.“ Dann verabschiedeten wir uns.

Wieder zur Arbeit zurückzukehren, hatte keinen Zweck mehr. Als ich wieder in meiner Zelle war, führte ich erst einmal einen kleinen Freudentanz auf, denn die erwartete Katastrophe war nicht eingetreten. Trotzdem war ich nicht sicher, ob nicht doch in Holland nachgefragt worden war. Unangenehm war nur der Gedanke, dass ich jetzt noch drei Monate auf mein Urteil warten musste. Wenn ich Glück hätte, wäre mit der Zeit der Untersuchungshaft gleichzeitig meine Strafzeit verbüßt.

Also konnte ich damit rechnen, in zwei bis drei Monaten frei zu sein. Ich war wieder guter Hoffnung und Gedanken. Als Spion oder Terrorist erschossen zu werden, kam mir nicht mehr in den Sinn. Ich hatte sogar eine Chance, nicht nach Deutschland geschickt zu werden, denn der SDler hatte doch etwas von O.T. gesagt. So endete Mittwoch, der 22. März 1944.

Donnerstag, der 23. März 1944 brach an, wie jeder der letzten Tage voll strahlendem Sonnenschein, tiefblauem Himmel und einer leichten Brise vom Meer her. Am Morgen wurden wir, wie üblich, mit dem Lastauto abgeholt. Ich erzählte während der Fahrt den anderen von meinem Verhör. Wir waren nur noch vier Mann, und einer von den drei anderen würde innerhalb von zwei Tagen entlassen werden, sodass ich befürchtete, dass man

unsere Gruppe auflösen würde. Die Fahrt durch die Stadt genoss ich heute deshalb doppelt. Ich hatte vielleicht zuviel Hoffnung, auf jeden Fall kam Bewegung in meine Angelegenheit. Was mich betrübte, war nur, dass ich von den Kameraden in Paris und Bordeaux gar nichts gehört hatte. Es waren kein einziges Mal Kleider oder Lebensmittel gekommen, während ich doch wiederholt darum gebeten hatte. Also, schlussfolgerte ich, musste alles aufgefliegen sein.

An diesem Tag war wenig Arbeit, sodass es möglich war, dass wir nachmittags nicht wieder hinaus kämen. Es wurde nur ein bisschen Holzkohle geschippt und sonst standen wir in der Sonne und sahen neidvoll die sommerlich gekleideten Menschen umhergehen.

Die Straßenbahn nach Biarritz fuhr brechend voll vorüber, und ich wollte nicht verstehen, dass ich nicht dabei sein konnte. Ich war richtig lebenshungrig geworden.

In der Tat zog sich die Zeit nach dem Mittagessen in der Zelle hin, sodass ich damit rechnete, diesen herrlichen Nachmittag in der kalten Zelle verbringen zu müssen. Aber mein Schicksal meinte es wieder gut mit mir. Bald rief mich der Oberfeldwebel hinaus, und ich musste etwas im Garten arbeiten. Ich hatte schon des öfteren meine Gärtnerskünste gezeigt und Zwiebeln gepflanzt, und heute sollte ich Spinat und noch andere Sachen säen. Das war ein bisschen Ersatz für die Arbeit draußen, denn immerhin saß ich nicht innerhalb der grauen, unsympathischen Gefängnismauern. Ich war so ungefähr eine Dreiviertelstunde an der Arbeit und gerade dabei den Spinat einzuharken, als der Oberfeldwebel in der Gartentür erschien und laut meinen Namen rief - Hendrik Westerman. Mein erster Gedanke war, dass doch der Lkw gekommen war, um uns zur Arbeit abzuholen. Als ich dann zu ihm kam, sagte er nur: „Machen Sie sich fertig! Sie kommen weg.“

„Ach so“, sagte ich, „wir gehen doch noch zur Arbeit“.

„Nein, Sie sind entlassen!“

Mir blieb vor Überraschung, der Mund offen.

„Was“, sagte ich, „das ist doch unmöglich! Wie kann das sein?“

Da wurde der Gefängniscommandant grob: „Ja, meinen Sie, ich erzähle Ihnen Märchen?“, donnerte er mich an. Ich wusste nicht, wie mir geschah. Mein Kopf war von einem Wirbel erfasst und richtig denken war unmöglich. Ich musste sofort in die Zelle und packte dort alles so verkehrt ein und wieder aus, bis der wachhabende Schließer ungeduldig rief: „Na, mach schnell, ich hab keine Zeit!“

Ich schleuderte alles in den Rucksack, wie in einem Trancezustand. Meine Decken und Matratze gab ich wieder ab und dann brachte ich noch einige geliehene Bücher den betreffenden Mitgefangenen und sagte ihnen so etwas wie „Ich glaube, dass ich frei gelassen werde“ und verabschiedete mich von ihnen. Wir wünschten uns noch gegenseitig alles Gute, und dann wurde ich auf das Büro geführt, wo ein mir unbekannter Mann auf mich wartete.

Dort wurde mein Taumel etwas gedämpft, da ich vermutete, dass er gekommen war, um mich nach Mont-de-Marsan zu bringen. Aber nein, man gab mir, gegen Unterschrift, alle Papiere, Lebensmittelkarten und Geld zurück, genau das, was man mir abgenommen hatte. Dann verabschiedete ich mich wohlweislich nicht mit „Auf Wiedersehen!“

Der Wächter, der mich mit meinem Begleiter hinausließ, wünschte mir noch einmal alles Gute. Es war ein netter Kerl, ein Gefreiter, zufällig aus Leipzig. Überhaupt waren alle Schließer sehr anständig gewesen, und zu dem einen sagte ich: „Na, ich hoffe, es war das erste und das letzte Mal, aber ehrlich gesagt, ich hatte es mir schlimmer vorgestellt.“ Wobei ich natürlich nicht mehr an die schlimmen ersten 14 Tage dachte. Was für ein herrliches Gefühl, den grauen Bau hinter mir zu sehen. Dabei wusste ich gar nicht, was weiter mit mir geschehen würde.

Hundert Schritte vom Gefängnis entfernt fiel mir plötzlich ein, dass ich im Garten meinen Schal vergessen hatte, und ich fragte meinen Begleiter, ob ich ihn da zurücklassen solle. Und ich fügte hinzu: „Bleibe ich hier in der Nähe, dann kann ich ihn immer noch holen?“

Er aber sagte, ich solle ihn holen. So rannte ich noch einmal zurück, nahm noch Abschied von meinem Gehilfen im Garten, dann ließ ich jenen düsteren Aufenthaltsort endgültig hinter mir.

Auf dem Weg zum Bahnhof gingen wir durch die belebten Straßen und ich sah mir neugierig jedes Geschäft an. Wir mussten eine halbe Stunde auf die Straßenbahn warten und fuhren dann zur Oberbauleitung Biscaya. Dort wurde mir nach einigen Formalitäten ein Zuweisbefehl für die O.T.- Firma Züblin gegeben und mein Begleiter meinte: „Na, wenn wir in unserem Garten was zu tun haben, hol ich dich wieder zurück.“ Dann gingen wir in ein kleines Zimmer, das wahrscheinlich sein Büro war.

Er setzte sich und begann mir einen langen Vortrag zu halten, der ungefähr folgenden Inhalts war: Er habe zufällig meine Papiere auf der Sicherheitspolizei am vorigen Tage in die Hände bekommen, und es war ihm möglich, mich aus dem Gefängnis herauszuholen.

Er könne auch verhüten, dass der ganze Fall in meine Papiere käme, denn das würde mir für das ganze Leben schaden. Ich könne ja selbst sehen, dass die Papiere schon vom Chef des SD unterschrieben worden waren. In der Tat sah ich die Unterschrift des Chefs, Mulder. Mein Gegenüber fuhr fort, dies alles habe er für mich getan, und nun erwarte er auch einen Gegendienst: Ich käme jetzt mit viel Menschen zusammen, und meine Aufgabe sei es, ihm über alles zu berichten, was dort vorging. Sei es, ob dort Propaganda, kommunistische oder gaullistische gemacht wurde, oder ob man gegen Deutschland hetze, ob über die Arbeit, die Vorarbeiter oder das Essen geklagt würde, alles, alles interessiere ihn.

Mir blieb keine Wahl. Ich sagte zu. Er würde sich aber wundern, welche Berichte er von mir bekäme! Er fügte noch eine kleine Erklärung hinzu: Das Ziel war eben, alle jene Elemente, die die Arbeiter aufhetzten, herauszunehmen, damit sie keinen weiteren Schaden anzurichten imstande wären. Ich solle dort nichts von meinem Auftrag erzählen und mich damit dicke tun.

„So schlau bin ich selber“, gab ich zur Antwort.

Damit ich kein Risiko liefе, sollte ich immer die Briefe mit Nummer 26 unterzeichnen. Und lieber einmal als zweimal wöchentlich sollte ich berichten.

Ich versprach alles, was er wollte, und konnte abziehen, nachdem er mir noch seine Adresse in Bayonne gegeben hatte. Von dem Augenblick ab war ich nun wirklich frei! Kaum konnte ich es glauben, und ich genoss die ersten Stunden meiner Freiheit in vollen Zügen. Ich fuhr nach Biarritz und hätte vor Freude aufjubeln können, als ich durch die sonnenübergossene Landschaft schaukelte. Ich sollte Biarritz wiedersehen, diesen so sympathischen Ort am Meer! Es war ein wunderbarer Abend!

Wieder auf freiem Fuß – Arbeitseinsatz am Atlantikwall

Ich meldete mich bei der Firma Züblin und wurde als neuer Arbeiter eingeschrieben. Dann schickte man mich zum Hotel „Régina“, das jetzt ein O.T.-Lager geworden war. Ich ließ mir ein Bett anweisen, kaufte Kochgeschirr und legte oben, im vierten Stock, in einem schmutzigen Zimmer meine Siebensachen nieder. Auf dem Gang traf ich einen Holländer, und es fiel mir nicht leicht, nach so langer Zeit wieder holländisch zu sprechen. Nachdem ich in der Kantine etwas gegessen hatte, spazierte ich in die Stadt, denn ich brannte darauf, wieder mit der normalen Welt in Berührung zu sein.

Ich begann damit, mich wieder einmal richtig satt zu essen und aß daher für 60 Francs Spiegeleier, Fleisch, Karotten und weiße Bohnen. Die letzteren schienen unvermeidlich zu sein in dieser Gegend. Anschließend ging ich spazieren, und als ich über mir die Sterne und vor mir das bewegte Meer sah, ringsumher die Umrisse der eleganten Hotelpaläste, da wurde mir erst richtig bewusst, welches Glück mir widerfahren war und wie gut es das Schicksal mit mir gemeint hatte!

Also hatte ich doch richtig kalkuliert: Entweder eine Katastrophe oder ein Wunder würde geschehen! Und nachdem es Letzteres normalerweise nicht geben sollte, war es mir doch geschehen. Ich war so von einer tiefen Dankbarkeit zu meinem unsichtbaren Beschützer erfüllt, und erst, als es mir zu kalt wurde, riss ich mich aus dem Nachdenken und kehrte zum „Hotel“ zurück.

Am anderen Morgen, um 5:45 Uhr, stand ich auf. Ich hatte ja sechs Wochen lang - auf den Tag genau - ausgeruht und ging frisch, obwohl nicht begeistert, an die Arbeit. Ich schloss mich den Holländern an und half am Strand vom Chambre d'Amour, 5 km von Biarritz entfernt, beim Eisenflechten für die Bunker.

Mittags gab es schlechte Suppe, aber man konnte satt werden. Am Abend fuhren wir, wie am Morgen, mit dem Autobus zurück. Da dann die Post immer schon geschlossen war, konnte ich nie eine Nachricht von mir schicken. Am liebsten hätte ich telegraphiert, aber von der Küstenzone aus war das verboten. So geduldete ich mich bis Sonntag und schrieb zwei Postkarten, eine nach Paris, die andere nach Bordeaux.

Inzwischen hatte ich mir ein kleines Zimmer für 200 Francs im Monat gemietet und gab diese Adresse an. Der Grund dafür war, das Zimmer im „Hotel“, das voller Läuse war, schleunigst zu verlassen, und ich sehnte mich auch wieder einmal nach einer anständigen Behausung. So lag ich die erste Nacht wieder in richtigem Bettzeug, eine wahre Sensation! Ich war in großartiger Stimmung, auch weil meine ersten selbständigen Unternehmen so gut gelungen waren. Am nächsten Sonntag würde ich 21 Jahre werden, und dann wollte ich, weil es der einzige freie Sonntag im Monat war, nach Bordeaux, das während meiner Haftzeit zur Stadt meiner Träume geworden war. So arbeitete ich also tagsüber am Strand, und nach der Arbeit schlenderte ich in der Stadt umher und machte Einkäufe. Hunger hatte ich keinen mehr.

Die 5.000 Francs, die Kurt mir einst für den Aufenthalt in Toulouse gegeben hatte, waren noch unberührt, denn jene sechs Wochen im Gefängnis

hatte ich, vom finanziellen Standpunkt gesehen, äußerst billig verbracht. So konnte ich jetzt das Verlorene nachholen. Ich verbrachte die Abende mit Lesen oder unterhielt mich mit meinen holländischen Arbeitskollegen. Auch schrieb ich einen ersten Brief, wie versprochen, an meinen O.T.-Beschützer, in dem ich ihn wissen ließ, dass man sich allgemein nur über das schlechte Essen beklage, und bedankte mich noch einmal für seine Bemühungen, mich zu befreien.

Eines Abends fuhr ich nach Bayonne ins Kino und sah jenen „Beschützer“ im Parterre sitzen. Ich aber tat alles, um von ihm nicht gesehen zu werden. Das Wochenende kam, und es hieß, der freie Sonntag sei um acht Tage verschoben worden, weil die nächste Woche Ostern war und man dann zwei freie Tage bekäme. Das war für mich eine schwere Enttäuschung, und ich musste Bordeaux abschreiben.

Meinen Geburtstag verbrachte ich also ganz allein in Biarritz, und an diesem Sonntag arbeitete ich noch bis 16 Uhr. Danach ging ich mit den Holländern in der Stadt spazieren. Inzwischen hatte ich das Eisenflechten gelernt, bekam aber bald einen anderen, viel leichteren Posten an der Eisen-schneidemaschine, der sehr bequem war.

Überhaupt wurde nicht viel gearbeitet, obwohl die Leitung es eilig hatte, die Bunker des Atlantikwalls fertigzubekommen. Ich bereitete alles vor, um Ostern wegfahren zu können, und holte mir am Freitag einen Ausweis. Ein holländischer Kollege, der meine Vorbereitungen sah, meinte, dass ich nicht mehr zurückkehren würde, doch ich versicherte ihm das Gegenteil und war auch selbst fest davon überzeugt.

Eines Abends, als ich nach Hause kam, fand ich einen Brief von Willy vor. Ich machte einen Freudensprung und las, dass unsere Sache besser stand denn je. 25 Jungen waren schon wohlbehalten in Spanien angekommen und gerade gingen wieder drei. Er schrieb, ich sollte es mir überlegen, wieder mitzumachen. Daran zweifelte ich nun, war doch Spanien, nach drei Misserfolgen, für mich erledigt.

Doch am Samstagmittag, als ich meinen Rucksack packte, nahm ich außer einigen Wäschestücken doch vorsichtshalber die in meinem Zimmer aufgestellten Bilder von zu Hause mit. Man konnte ja nie wissen, wie die Dinge ihren Lauf nehmen würden. So fuhr ich mittags um 14 Uhr von Biarritz' schwer bombardiertem Bahnhof weg. Es war ein sonniger Tag, und ich würde auch in Bordeaux schönes Wetter haben. In La Negresse nahm ich den Schnellzug Hendaye – Bordeaux, und es war ein komischer Augenblick, als ich an der Gefängnismauer von Bayonne entlang fuhr. Also war

wieder ein geheimer Wunsch aus der Haftzeit in Erfüllung gegangen! Die Fahrt nach Bordeaux schien endlos zu sein. Ich hatte einen Fensterplatz und genoss die Aussicht.

Kaum konnte ich das Ziel der Reise erwarten. Hier lag die Stadt, von der ich, wie bereits gesagt, im Gefängnis geträumt hatte, im Sonnenschein gebadet vor mir! Die Welt schien mir zuzulachen, und der Höhepunkt war die Einfahrt in die Bahnhofshalle. Jetzt wurde alles Wirklichkeit, wonach ich mich gesehnt hatte.

Mit einem unaussprechlichen Glücksgefühl quetschte ich mich durch die enorme Menschenmenge, die den Bahnsteig bevölkerte. Alle Züge waren wegen der bevorstehenden Osterfeiertage mehr als überfüllt. Nach 10 Minuten kam ich endlich dem Ausgang näher, und es dauerte noch einige Zeit, bis ich durch die Sperre war. Zu meiner Überraschung sah ich in dem Gedränge Ernst Kahn stehen. Ich hatte niemanden erwartet, denn eigentlich sollte ich doch eine Woche eher kommen, und ich hatte nur in einer Postkarte angedeutet, dass der Plan für eine Woche verschoben war.

Wir beide verließen das Bahnhofsgebäude, und ich sah das mir so wohlbekannteste Bild, diesmal nicht im Traum, in dem ich nach Bordeaux geflüchtet war. Jetzt genoss ich meinen ganz legalen Einzug in die Stadt doppelt. Alle meine geheimen Wünsche waren in Erfüllung gegangen. Ich hatte keinen Grund, mich über mein Schicksal zu beklagen!

Auf dem Cours de la Marne setzten wir uns in ein Café und bei einem Glas Bier erzählte ich Ernst meine Erlebnisse. Als ich damit fertig war, gingen wir zum Abendessen ins Restaurant „Hanoi“, wo wir noch andere Bekannte antrafen: Horst Markus und Frau sowie Günter Schöneberg, beide vom Werkdorp in Holland.

Von Ernst hatte ich auf dem Weg dorthin Einzelheiten über unsere Organisation gehört, und so erfuhr ich zu meinem Schrecken, dass man noch immer auf den Marschbefehlen reiste, die man bei mir gefunden hatte, obwohl Kurt Reilinger doch genau wusste, was er mir gegeben hatte. Danach hörte ich, wie gut die beiden Transporte nach Spanien gelungen waren.

Man hatte zwei Wege, und zwar diejenigen, die ich schon zweimal vergeblich begangen hatte. Ernst nannte die Namen jener, die schon hinüber waren, und dabei handelte es sich um fast alle, mit denen zusammen ich die erfolglosen Versuche gemacht hatte. Die nächste Woche hatte Ernst selber vor, nach Spanien zu gehen, und er meinte so nebenbei, ob ich denn nicht Lust hätte, wieder mitzumachen. Das wurde jetzt ein schweres Problem für mich.

Über die Pyrenäen in die Freiheit – der vierte Anlauf

Einerseits saß mir noch der Schrecken von meiner Haftzeit in den Gliedern, andererseits reizte es mich doch, wieder einmal etwas zu wagen, vielleicht diesmal mit Erfolg. Außerdem hatte ich einen Teil meiner Habseligkeiten in Biarritz zurückgelassen. Ich wollte bis zum morgigen Tag warten, an dem Willy in Bordeaux erwartet wurde, um mit ihm über alle eventuellen Möglichkeiten zu sprechen.

Abends gingen wir zu Ernsts Wohnung, wo ich auch schlafen sollte. Dort zog ich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder anständige Kleidung an und dann fuhren wir zum Bahnhof in der vagen Hoffnung, dass Willy vielleicht verfrüht aus Paris abgereist war. Aber unverrichteter Sache kehrten wir heim.

Am Ostersonntag, den 9. April 1944, waren wir morgens wieder am „St. Jean“, mit dem gleichen Erfolg. Als wir dann zum Café in der Rue P. L. Landes gingen, trafen wir den Gesuchten vor der Stadtkommandantur. Es wurde eine herzliche Begrüßung zwischen uns beiden, und zu dritt gingen wir in Albert's Café. Der wusste auch, dass ich im Gefängnis gewesen war und war erfreut, mich wieder zu sehen. Als Grund für mein Missgeschick erzählte ich immer, wie ich es auch in Biarritz getan hatte, dass ich unerlaubterweise in die Küstenzone einreisen wollte und dabei festgenommen worden war. Später gingen wir spazieren und Willy hörte sich erst meine Geschichte an. Danach eröffnete er mir drei Möglichkeiten: erstens zurückgehen nach Biarritz, zweitens untertauchen in Frankreich, und drittens nach Spanien gehen. Für Biarritz konnte ich mich nicht entschließen. So kamen nur die anderen Möglichkeiten in Frage.

Ich beschloss, auf jeden Fall mit nach Toulouse zu fahren und dort einen endgültigen Entschluss zu fassen. Ich konnte mich noch nicht so recht für ein neues Abenteuer begeistern. Im Laufe unserer Unterhaltung erfuhr ich auch, warum ich im Gefängnis nie etwas von ihnen gehört hatte. Ein illegaler Brief, der erste vom 29. Februar 1944, war angekommen, die offiziellen Karten dagegen nicht. Man hatte sich erkundigt, wie und was man schicken konnte, aber da war viel Zeit mit verloren gegangen und erst letztens hatte Lolly Eckhart aus Paris ein Paket an mich versandt.

Am gleichen Abend fuhr Willy noch nach Labouheyre, um dort die nächsten Kandidaten für Spanien zu verständigen. Während ich mir schon in Gedanken die Fahrt nach Toulouse ausmalte, wurde mir schlecht bei dem

Gedanken, in einem Wehrmachtsabteil sitzen zu müssen und zu befürchten, wieder kontrolliert zu werden.

Am Montag, den 10. April 1944, trafen Ernst und ich um 8:30 Uhr Willy und andere Kameraden in einem Café gegenüber dem Bahnhof St. Jean. Ich traute meinen Augen kaum, als ich unter ihnen Walter Posnansky, genannt „Onkel“, aus dem Werkdorp dort sitzen sah. Seitdem er im vorigen Herbst kurz vor meiner Abreise nach Frankreich untergetaucht war, hatten wir uns nicht mehr gesehen. Außerdem war da noch ein Junge, David Neiss, „Duftsche“ genannt, der zu der Gruppe aus Loosdrecht gehörte. Er aber sollte in Frankreich bleiben, um bei der illegalen Arbeit mitzuhelfen.

Um 9 Uhr pünktlich fuhren wir mit dem D-Zug Bordeaux - Marseille los. Insgeheim hoffte ich, dass es diesmal auch das letzte Mal sei, auf dieser Strecke zu fahren, war ich doch nach meinen vorigen Erlebnissen ausgesprochen pessimistisch geworden. Natürlich war ich obendrein auch ziemlich nervös, und ich dankte meinem Schöpfer, als wir um 14 Uhr wohlbehalten in Toulouse ankamen, auch eine der Städte, von denen ich nie gedacht hatte, sie noch einmal wiederzusehen. Wir wurden von Joop Andriessen und Betty Britz abgeholt, und Willy musste gleich zu einer Verabredung, während wir uns ein Hotel suchen gingen. Nachmittags gingen wir alle spazieren, und als ich abends im Bett die ganze Sache überdachte, hätte nicht viel gefehlt, um zu beschließen, nicht mitzugehen.

Am nächsten Morgen waren meine Zweifel noch nicht verschwunden. Viele verschiedene Vorbereitungen mussten getroffen werden. Noch hatte nicht jeder einen Rucksack, und man musste noch etliche Kleinigkeiten kaufen. So ging der Tag schnell vorbei. Es sollten an dem Transport acht Holländer teilnehmen und der Rest Franzosen. Ich erschrak nicht wenig, als sich herausstellte, dass wir im Ganzen 30 Mann sein würden. Na, dachte ich mir, wenn das mal nicht schiefgeht!

Und - trotz allem - ich sagte zu. Wie von unsichtbaren Händen wurde ich in das Abenteuer hineingezogen. So kam Mittwoch, der 12. April 1944. Um Punkt 9 Uhr fuhren Willy, „Onkel“ Walter Posnansky, Ernst, Ab Pach, Herman Italiaander, Franz Pollak, ich und als einziges weibliches Wesen Ruth Ehrenfest mit dem Express Richtung Bayonne. Wir saßen natürlich wieder im Wehrmachtsabteil, und deshalb war ich sehr nervös. Abgesehen davon war es eine wunderbare Fahrt, genau wie im Januar, am Rande der Pyrenäen entlang. Wir setzten uns zum Essen in den Speisewagen, genossen die schöne Aussicht auf die Berglandschaft und äußerten, wenn wir das

Glas erhoben, bedeutungsvolle Wünsche. Das Wetter konnte besser sein, aber vielleicht würde sich das ändern.

Alles wiederholte sich, nur die Teilnehmer waren andere. Diesmal ertrug ich die Fahrt von Pau mit dem Bummelzug in die gefährliche Sperrzone gelassener als voriges Mal, vielleicht auch, weil wir jetzt in einem Zivilabteil saßen. An einer kleinen Station vor Oloron Ste. Marie mussten wir aussteigen, um nicht vor der Dämmerung an unserem Ziel anzukommen. Das bedeutete, dass wir den ganzen Weg nach St. Christau laufen mussten.

In dem kleinen Bahnhofsgebäude erwartete uns schon der Passeur, den ich ja vom vorigen Mal noch kannte. Dann ging es über durchweichte Wiesen und Felder Richtung Oloron. Willy und ein Mädels, Begleiterin der französischen Gruppe aus Toulouse, waren immer noch bei uns. Inzwischen dunkelte es. Nach zweieinhalb Stunden wurde Halt gemacht, und der Passeur brachte unsere Begleiter nach Oloron, da sie morgens nach Toulouse zurückkehren mussten, um den zweiten Teil des Transports zu holen.

Inzwischen verkürzten wir uns die Wartezeit, indem uns die französischen Kameraden Geschichten aus dem „Maquis“ erzählten. Nach einer Stunde kam der Passeur, und es ging weiter. In der Dunkelheit schien es ein endloser Weg. Ein schlecht verpacktes Paket Würfelzucker, das Hermann in der Hand schleppte, war völlig nass geworden und musste später weggeworfen werden. Auch hatten wir - wie üblich - die kleinen Abenteuer wie Deckung im Straßengraben suchen wegen plötzlich auftauchender Autos, wobei ich einmal eine Böschung hinunterrollte. In schnellem Marschtempo ging es immer weiter.

Endlich spät abends durchquerten wir St. Christau und kamen nass und müde in jenem Stall an, wo wir bei unserer vorigen Fahrt einen Tag und zwei Nächte biwakiert hatten. Wir taten nichts anderes, als das vorhandene Strohlager etwas zurechtzumachen, aßen noch eine Kleinigkeit und legten uns schlafen.

Den nächsten Tag, den 13. April 1944, verbrachten wir mit Diskussionen, Essen und Schlafen. Die Scheune durfte nicht verlassen werden, weil man von deutschen Patrouillen von draußen gesehen werden konnte. Abends um 21 Uhr hörten wir den bereits bekannten Schrei, kwaak-kwaak, und Willy sowie der Passeur und das französische Mädels Evelyne traten ein. Jeder nahm seine Gepäckstücke, und nach 10 Minuten gingen wir hinaus in die dunkle Nacht.

An der nahegelegenen Bahnlinie trafen wir die zweite Gruppe, die eben angekommen war. Dann kam der große Abschied von Willy. Ich sagte noch

scherzhaft zu ihm, dass wir sicher binnen drei Tagen wieder zurückkämen. Er aber antwortete: „Aller guten Dinge sind drei, dieses Mal kommst du nicht wieder.“ Jeder trug noch Grüße auf für die Zurückgebliebenen. Ich hatte noch vorher an meine Wirtin in Biarritz geschrieben, 100 Francs eingelegt und sie gebeten, meine Sachen nach Paris zu schicken.

So marschierten wir jetzt los, wieder der Bahnlinie entlang. Unterwegs an einem Bauernhof kaufte der Passeur noch einige Käselaibe als Auffüllung unserer Lebensmittelration. Dann ging es wieder durch den gefährlichen Engpass, der angeblich in letzter Zeit nicht mehr bewacht wurde. Danach wieder durch den endlosen Tunnel, in dem man sich vorwärts tasten musste. Dann bogen wir vom Tal ab, und es begann eine kleine Kletterpartie, nach der wir eine Hütte erreichten, in der wir bis zum Morgen schlafen konnten.

Am Freitag, den 14. April, gingen wir wieder jenen Berg hinauf, auf dem Lore und Hugo letztes Mal fast nicht mehr weiterkonnten. Doch nahmen wir diesmal einen leichteren Weg, der gar nicht mit dem damaligen Aufstieg zu vergleichen war. Wir ruhten oft aus, waren nicht an Zeit gebunden und strengten uns nicht besonders an. So waren wir schon etwas nach 12 Uhr oben. Ich war langsam ganz sicher, dass beim vorigen Aufstieg der Passeur den Weg nicht gut genug kannte, denn sonst hätten wir auch damals den einfacheren Aufstieg machen können. Oben angekommen aßen wir und schliefen etwas. Nachmittags gingen wir auf der anderen Seite etwas bergab und kamen zu einer betonierten Hütte. Das war, schien mir, jene Hütte, die wir beim vorigen Mal vergeblich gesucht hatten. Die Zeit ging langsam vorbei. Das Wetter hatte sich inzwischen verschlechtert, und ein starker Wind blies um die Hütte. In der Ferne sahen wir die nächsten Bergketten und darunter auch den Berg, den wir noch besteigen mussten.

Gegen 20 Uhr abends kam der zweite Passeur. Ich war jetzt von einer schweren Sorge befreit, denn mir schwebte vor Augen, dass auch er vielleicht gefasst wurde wie sein Vorgänger. So hatte unser Passeur jedenfalls dessen Nichterscheinen damals begründet. Wir brachen bald auf. Wieder ging es steil bergab, und ich dachte schon daran, dass wir das alles auf der anderen Seite hinaufklettern mussten. Es dunkelte schon. Der Abstieg würde gefährlich, weil man immer auf gut Glück irgendwo hintreten musste. So war es kein Wunder, dass manche von uns ausglitten und ein Stückchen den Berg hinunterrollten, ohne sich jedoch etwas zu brechen. Als wir fast unten im Tal waren, hatten wir einige gefährliche Minuten, da wir ein von den Deutschen besetztes Zollhaus passieren mussten. Erst später sagte man uns,

was das unschuldig aussehende Bauernhaus in Wirklichkeit war. An einer Quelle füllte jeder seine Wasserflasche, und nach kurzem Aufenthalt folgte nun eine steile Kletterei, die uns allen ziemlich zu schaffen machte. Aber glücklicherweise dauerte es nicht allzu lange, und wir erreichten eine Hütte, in der wir übernachteten konnten.

Als wir am anderen Morgen erwachten, goss es in Strömen. Die Passeur sagten uns, dass an Weitergehen nicht zu denken sei. Wir sahen einander resigniert an. Also begann das Unglück von neuem. Vor allem würden auch die Lebensmittel nicht ausreichen. Außerdem war einer der französischen Jungen krank geworden und hatte hohes Fieber. Und draußen regnete es pausenlos. Wir schliefen wieder ein, bis wir um 10 Uhr geweckt wurden mit der Mitteilung, uns fertig zu machen, um den Marsch fortzusetzen. Es regnete zwar noch, jedoch weniger als zuvor. Nachdem wir uns von dem ersten Passeur verabschiedet hatten, zogen wir los.

Der nun folgende Abschnitt war wieder ziemlich schwierig, und öfters musste Halt gemacht werden. Der Regen hatte inzwischen ganz aufgehört. Der Passeur feuerte uns mit der Mitteilung an, dass wir schon mittags die Grenze überschreiten würden, wenn wir tüchtig losmarschierten. Diese Aussicht gab uns allen neue Energie. Man vergaß sogar den Durst, denn das Trinkwasser war knapp geworden. Hier und da musste schon einer sein Gepäck erleichtern, indem er es einfach wegwarf. Ich war froh, dass ich nicht viel mitgenommen hatte. Ich hatte ja genug Erfahrung und wusste, wie sinnlos es war, sich mit zuviel Zeug abzuschleppen.

Unsere Kolonne von 27 jungen Leuten zog sich manchmal derartig in die Länge, dass die letzten nicht immer wussten, welchen Weg sie einschlagen sollten und durch Pfeifen verständigt werden mussten. In dem Fall wurde immer Halt gemacht, und wenn alle beieinander waren, ging der Marsch weiter. Langsam kamen wir mit dem ersten Schnee in Berührung. Es stellte sich heraus, dass wir bis Mittag doch nicht das begehrte Ziel erreichen würden. Gegen 13 Uhr wurde an einer Quelle Rast gemacht, und wir aßen zu Mittag. Sehr üppig war es zwar nicht, aber man rechnete damit, abends schon in Spanien zu essen.

Voller Optimismus im Hinblick auf die nahe Grenze kletterten wir weiter. Gegen 16 Uhr sahen wir den Bergkamm, den wir überschreiten mussten und nach einer Dreiviertelstunde waren wir schon sehr nahe daran. Die Mitraillette (= Maschinenpistole), die uns bei etwaigen Zwischenfällen beschützen sollte, wurde auseinander genommen. Man schrieb noch allerletzte kurze Briefe, die man dem Passeur zum Weitersenden mitgab. Das

Wetter hatte sich wieder enorm verschlechtert und zu allem Überfluss hagelte es. Jeder verlangte dann auch danach, sobald wie möglich aus dieser unwirtlichen Gegend herauszukommen. So brachen wir bald auf, um das letzte Stück Frankreich zu verlassen.

Wir befanden uns kurz vor der wichtigen Höhe. Ich eilte, um das Gros unserer Gruppe zu verlassen und zu den Ersten zu stoßen. Es fiel mir nicht leicht, denn ich war ziemlich müde. Doch ich ging, den Blick immer auf den Grenzkamm vor mir gerichtet. Plötzlich geschah das Unerwartete! Ich sah erst nur, wie sich der Passeur blitzschnell zu Boden warf. Die anderen folgten sofort seinem Beispiel. In dem Augenblick hörte ich Schüsse. Ich hatte mich sofort umgedreht und lief zurück, so schnell ich konnte. Manchmal warf ich mich in den Schnee, um gedeckt zu sein, aber da ich die anderen zurücklaufen sah, wollte ich nicht liegen bleiben und rannte ebenfalls zurück. Dazwischen knallte es ab und zu. Die Gruppe, die vorher den Schluss gebildet hatte, sah uns heranstürmen, und auch sie rannte jetzt panikartig in entgegengesetzter Richtung.

Ich war inzwischen im Schnee auf ein Felsstück gefallen, wobei ich mir das Knie aufstieß, aber ich war ganz gefühllos geworden. Verzweifelt dachte ich, was nun werden würde. Eine abermalige Rückkehr würde ich nicht mitmachen! Dann würde ich mich lieber in einer Felsspalte verbergen und versuchen im Schutz der Dunkelheit hinüberzukommen. Auf jeden Fall hatte mein alter Pessimismus wieder Recht behalten. Manchmal sah ich mich um, aber man verfolgte uns nicht. Nach einem atemlosen Lauf von einer viertel Stunde hielten wir zum ersten Mal an. Die Mitraillette wurde wieder montiert, und es wurde beratschlagt. Ich war schon glücklich zu hören, dass der Passeur es noch einmal versuchen wollte, und zwar abends in der Dunkelheit oder früh morgens. Zu diesem Zweck mussten wir einen kleinen Umweg machen. Aber uns war alles recht, nur um die Grenze zu überschreiten.

Um uns herum war alles ruhig. Keine Schüsse mehr zu hören. Es begann fürchterlich zu regnen und der Weg wurde immer schwieriger. Oft führte er über glitschige Felsen und bei einem Fehltritt konnte man in den meterhohen Schnee rutschen. So kamen wir dann auch nur langsam vorwärts. Wir gingen etwa zwei Stunden, und der Marsch schien kein Ende nehmen zu wollen. Endlich wurde es etwas besser. Wir liefen durch eine kleine Schicht Schnee, und das Gelände war sehr gemächlich. Jeder war bis auf die Unterkleider nass, aber wen kümmerte das? Was unser Ziel eigentlich war, wussten nur wenige. Aber bald darauf wurden wir es gewahr. Wir

kamen zu einer kleinen Hütte, aber darin konnten nur neun von uns Platz finden. Dort kroch auch ich hinein. Die anderen mussten in eine größere Hütte, die etwa 100 Meter weiter stand. Wir waren froh, den Rucksack ablegen zu können und vor dem Regen geschützt zu sein. Erst später merkten wir, welch ein eisiger Wind vom Bergkamm herab blies.

Zunächst saßen wir alle da in unsere Mäntel verkrochen und klapperten mit den Zähnen vor Kälte und Nässe. Dann begann man, um warm zu werden, sich mit seinen Sachen zu beschäftigen. Ich zog meinen Mantel aus und hängte ihn vor das Loch in der Wand, wo der eisige Wind hinter mir herein blies. Jeder versuchte, seine nassen Kleidungsstücke mit halbwegs trockenen aus dem feucht gewordenen Rucksack zu vertauschen. Inzwischen versuchte der Passeur, Feuer zu machen und nach mehrfachen Versuchen gelang es ihm. Aber es dauerte doch noch immer eine halbe Stunde, bis es in dem kleinen Raum etwas warm wurde.

Draußen war es Nacht geworden, eine kalte Nacht mit sternklarem Himmel. Wir waren froh, dass unser Abenteuer noch so glimpflich ausgegangen war, doch beruhigt war ich keineswegs, da wir unmittelbar vor der Grenze saßen. Wie leicht konnte von oben der Feuerschein entdeckt werden! Ab und zu kam einer von der anderen Hütte mit Vorschlägen für die Passage, doch es wurde beschlossen, am nächsten Morgen im Schutze der Dämmerung hinüberzugehen. Bald wurde es ganz gemütlich in der Hütte, vor allem für diejenigen, die nahe am Feuer saßen und versuchten, etwas zu schlafen. Von Zeit zu Zeit wurden dann auch die Plätze gewechselt. Je mehr die Nacht fortschritt, desto mehr trockneten unsere Sachen, die wir rings um das Feuer aufgehängt hatten. Das stimmte uns wieder optimistisch. Man fühlte die Kräfte für die letzte Anstrengung zurückkehren, obwohl wir alle todmüde waren. Aber die anheimelnde Wärme des Feuers tat uns gut.

Am nächsten Morgen, es war Sonntag, der 16. April 1944, brachen wir gegen 5 Uhr auf.

Es war noch dunkel, aber lange würde die Dämmerung nicht auf sich warten lassen. Mit neuem Mut ging es los. Ich war, Wunder über Wunder, gut in die getrockneten Schuhe gekommen und fühlte mich erstaunlich wohl. Der Marsch begann an einem steilen Abhang, und die Gruppe zog sich wieder in die Länge. Wie gewöhnlich sah ich mich nicht viel um, sondern marschierte, die Augen auf die Schuhe des Vordermanns gerichtet. Auf einmal wurde wieder Halt gemacht. Ich dachte sofort an einen Zwischenfall. Aber nichts da! Der Passeur vorne erklärte etwas und plötzlich sah ich, wie alle ihm die Hand schüttelten. Wirklich, wir waren oben auf

dem Bergkamm angekommen! Vor uns ging es wieder steil bergab. Als die Reihe an mir war, mich zu verabschieden, fragte ich noch sicherheitshalber, ob wir wirklich an der Grenze wären. Er bejahte. Dann waren wir uns selbst überlassen.

Zunächst ging es in Riesenkurven hinab. Man rutschte mehr als man ging. Eine unsagbare Freude hatte mich erfasst! Endlich waren wir in Spanien! Trotz allem war es also gelungen! Was würden sich unsere Kameraden in Frankreich freuen! Leider hatten wir die allerletzten Briefe, die wir geschrieben hatten, nach dem Zwischenfall vom gestrigen Tag sicherheitshalber ins Feuer geworfen.

Langsam wurde es von Osten her Tag. Der Passeur hatte uns noch gesagt, dass wir immer Richtung Südwest laufen müssten, um das Tal zu erreichen. Aber das war leichter gesagt als getan, denn wir hatten nur einen Kompass, und der war nicht zuverlässig. So gingen wir in die vermutete Richtung. Es fehlte natürlich auch nicht an heftigen Diskussionen unter den Franzosen, die die Erklärungen über den Weg verstanden hatten und mit den Beschlüssen des Leiters unserer Kolonne nicht einverstanden waren. Mal kletterten wir Felswände hinauf, dann wieder hinunter, mal zu weit nach rechts, ein andermal zu weit nach links. Da der Verlauf der Grenze keine gerade Linie war, bestand die Gefahr nämlich darin, dass man wieder auf französischen Boden kam.

So irrten wir Stunden umher. Beim Frühstück hatte jeder das letzte Restchen Essbares aufgegessen, und auch schon deshalb mussten wir noch heute das Tal finden. Viele wurden ungeduldig. Man murrte hie und da, und das war verständlich, denn die Nervenanspannung der vergangenen Tage machte sich erst jetzt bemerkbar.

Gegen Mittag hörten wir zwei Kameraden, die vorausgegangen waren, aufgereggt rufen und dabei die Arme schwenken. Als wir näher kamen, konnten wir kaum unseren Augen trauen: Ganz weit in der Ferne sahen wir ein breites Tal mit einem Flussbett in der Mitte und vereinzelte Bauernhöfe. Mit erneuten Kräften gingen wir weiter. Wir rannten fast, denn das Gelände erlaubte das jetzt. Es dauerte nicht lange, und wir kamen an einen kleinen Bach, wo sich jeder erst einmal erfrischte. Einige rasierten sich sogar.

Dann setzten wir unsern Weg fort. Aber es war noch ein weiter Weg. Wir sahen wohl ab und zu das Tal liegen, aber wie hinunter kommen? Herman Italiaander und ich gingen eine Zeit lang einen anderen Weg und stießen später auf einer Wiese wieder zur Gruppe. Langsam spürte ich meine Füße. Andere hatten schon mehr Schmerzen, und jeder sehnte sich das Ende

des Marsches herbei. Wir sollten eigentlich - laut den vor der Abreise in Toulouse gegebenen Instruktionen - versuchen, nach Barcelona zu kommen, aber in dem Zustand, in dem wir uns befanden, waren wir froh, vom erstbesten Polizisten in Empfang genommen zu werden.

Zu allem Überfluss kletterten wir einmal eine steile Schlucht hinunter, in der Hoffnung in das Tal zu gelangen, aber als wir schon ziemlich tief unten waren, fiel das Gestein so steil ab, dass es lebensgefährlich war, sich weiterzuwagen. So mussten wir denn, was vielen unmöglich schien, wieder nach oben klettern. Ich glaubte kaum, dass ich es schaffen würde, doch mit einem Mal kam ich beim Steigen über den sogenannten toten Punkt hinweg und kletterte so schnell wie nie zuvor, sodass ich als Erster oben war. Als die anderen schnaufend ankamen, war ich schon längst ausgeruht.

Endlich in Spanien

Nach einer halben Stunde gingen wir weiter. Abermals glaubten wir einen Abstieg entdeckt zu haben, aber es war wieder nichts damit anzufangen. Schließlich trafen wir einen Schäfer. Einige, die ein paar Worte Spanisch gelernt hatten, fragten ihn nach dem Weg, und er zeigte ihn uns. Gleichzeitig wurden jetzt bei den besonders Ängstlichen unter uns alle Zweifel vertrieben, denn nun war es ganz sicher, dass wir auf spanischem Boden waren. Wir fanden bald den angegebenen Pfad, und von jetzt ab ging es munter und fröhlich bergab. Wir hielten es für geraten, die falschen Identitätskarten zu zerreißen, und so fand bei mir die Existenz des „Hendrik Westerman“ auf jenem Berg in den Pyrenäen ein Ende.

Einige 100 Meter über dem Tal wurde noch einmal große Rast gemacht. Wir besprachen Einzelheiten betreffs der vielen Fragen, die uns bald gestellt würden. Dann brachen wir auf, denn dichte Nebelwolken trieben zu uns heran. Es dauerte nicht lange, bis wir endlich das Tal erreichten. Hier konnten wir unsere Flaschen mit frischem Bergwasser füllen. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl überkam mich. Mein größter Wunsch war endlich in Erfüllung gegangen! Einige Bauern, die wir von oben aus für Grenzpolizisten gehalten hatten, zeigten uns den Weg zum nächsten Dorf. Wir versuchten, etwas Essbares bei ihnen zu kaufen, aber sie hatten nichts.

Ich hatte jetzt nur einen Wunsch, wieder in die zivilisierte Welt zu kommen, daher gingen Ernst und ich etwas schneller als die anderen. Aber meine geschwellenen Füße machten mir sehr zu schaffen. Schließlich hol-

ten uns die anderen ein, gemeinsam fiel das Gehen leichter und es wurde dabei sogar gesungen. Für einen Kranken, der überhaupt nicht mehr gehen konnte, hatte man einen Bauern mit einem Maultier um Hilfe gebeten, und der bildete die Spitze unserer Kolonne. So trafen wir dann auch den ersten Grenzpolizisten, und unter seinem Geleit marschierten wir jetzt durch eine wunderschöne Gegend, rings um uns Schafherden, die mit ihrem Glockengeläute uns ein wahres Empfangskonzert gaben.

Im Büro der Guardia Civil angekommen, wurden Gepäck, Taschen und sogar Nähte untersucht. Wenn man visitiert war, konnte man an einem schwelenden Feuer in einer Hütte warten, bis alle anderen abgefertigt waren.

Dann traten wir in Marschkolonne an, und nun ging es nach Isaba, das nächste Dorf. Die meisten von uns schlepten sich nur noch vorwärts. Ich sah alle 5 Minuten auf die Uhr, und mir schien es, als ob eine halbe Stunde vergangen sei. Aber trotz allem entging mir nicht die schöne Natur, in der wir uns befanden. Neben uns ein reißenber Gebirgsfluss mit wunderbar klarem Wasser und an beiden Seiten der Straße hohe Gebirgsketten, die teilweise in dichten Nebel gehüllt waren. Als Begleitung gingen neben uns 2 Polizisten. Bauern in ihrer einheimischen Tracht überholten uns auf Eseln. Immer wieder machte der Weg eine Kurve, und man hoffte, schon die Silhouetten des Dorfes zu sehen.

Wir schlepten uns weiter, unter Gesang französischer und holländischer Lieder. Gegen 9 Uhr kamen wir in Isaba an. Um uns her wimmelte es nur so von Polizisten.

Wir wurden in eine Nebenstraße gebracht und mussten vor einem großen Gebäude warten. Wir glaubten in irgendein Hotel zu kommen, aber in dieser Hinsicht wurden wir sehr enttäuscht. Wir konnten uns vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen halten, mussten aber noch lange warten, bevor wir einzeln ins Haus gerufen wurden. Dort mussten wir Formulare ausfüllen, und unser Gepäck wurde zum zweiten Mal aufs Gründlichste untersucht.

Hier war es auch, wo wir nach langer Zeit wieder unsere echten Namen angeben konnten, was wirklich ein großes Ereignis war. Unsere wahren Geburtsdaten nannten wir nicht, denn man hatte uns noch in Toulouse vor dieser Falle gewarnt und entsprechende Instruktionen gegeben. Jeder, der konnte, darunter auch ich, war daher weniger als 18 Jahre alt oder, in ganz wenigen Fällen, älter als 40. Denn zwischen 18 und 40, dem „militärischen“ Alter, lief man Gefahr, interniert zu werden. Nachdem alle abgefertigt wa-

ren, führte man uns in eine Scheune mit ein wenig Stroh und Heu. Dort brachte man uns bald in Öl gekochte Kartoffeln und Wasser, unsere erste Mahlzeit in Spanien. Für unseren Hunger war es viel zu wenig, und etwas enttäuscht, aber doch glücklich schliefen wir ein.

Am Montag, den 17. April 1944, wurden wir uns erst richtig bewusst, dass wir wirklich in Spanien und in Sicherheit waren. Mit dieser Erkenntnis beurteilten wir dann auch die kleinen Enttäuschungen nicht so kritisch. Nachdem man uns versichert hatte, dass wir nicht - wie befürchtet, ins Gefängnis kämen, glaubten wir etwas wie „Hotel“ verstanden zu haben. Jedenfalls ähnelte unsere Behausung keineswegs einem Hotel. Man ließ uns den ganzen Morgen ohne Essen, und erst gegen Mittag brachte uns eine Frau wieder das gleiche Menü wie am Abend. „Ist das Spanien, wo es alles zu essen gibt?“, fragte sich jeder.

Gegen 15 Uhr erschien ein Polizist und las eine Reihe von Namen vor, darunter auch den meinigen. Es waren die Namen derer, die an diesem Tag noch nach Pamplona fahren sollten. Da aber im Autobus nur eine beschränkte Anzahl Plätze war, musste man in zwei Gruppen fahren. So traten wir Auserwählten an und gingen zur Haltestelle an der Landstraße. Dort trafen wir unsere einzige weibliche Bergsteigerin, Ruth Ehrenfest, die als Frau in einem Hotel einquartiert und auch entsprechend gepflegt worden war. Sie hatte für uns Apfelsinen gekauft, und während wir auf den Bus warteten, genossen wir die erste herrliche Frucht.

Gegen 15:30 Uhr kam der Autobus, und nun begann eine fünfständige, zermürbende Fahrt nach Pamplona. Wie von Isaba nach Venta fuhren wir zuerst durch eine sehr schöne Gegend, aber bald kamen wir auf eine weite Hochebene, und da der Autobus mit seinem Gasgenerator - jawohl, auch hier in Spanien gab es solche - nur im Schnecken tempo vorwärts kroch, wurde es auf die Dauer eine langweilige Fahrt. Ich sah dauernd zum Fenster hinaus, um so viel wie möglich von diesem neuen, für mich unbekanntem Land mitzubekommen. Mehrere Male konnte man noch einzelne Ruinen sehen, Zeugen des vor fünf Jahren beendeten Bürgerkriegs. Inzwischen hatte der größte Teil unserer Gruppe wegen Raummangel auf dem Dach des Busses Platz genommen, etwas, was in Spanien ganz üblich war.

In Sanguessa, einem kleinen Städtchen am Rio Grande, wurde Halt gemacht, und als wir an den Geschäften vorbeifuhren, liefen uns die Augen über und das Wasser im Mund zusammen: So viele Herrlichkeiten, die einen glauben ließen, ins Schlaraffenland geraten zu sein! Mich reizten vor allem die Konditoreien und Obstläden. Während unseres Aufenthalts dort

kauften wir uns Waffeln und Bananen. Das waren Augenblicke, die ich nie vergessen werde. Ich glaube, die Bewohner aller besetzten Länder träumten, gerade wie wir, wie vor dem Krieg wieder einmal richtig zu schlemmen. Aber dort würde der Übergang wahrscheinlich nur sehr allmählich nach Kriegsende stattfinden, während wir so plötzlich all diesen lang entbehrten Genüssen nahe waren.

Abends um Punkt 9 Uhr fuhren wir in den Autobahnhof von Pamplona ein. Es war dunkel und hatte etwas geregnet. Aber trotzdem, welch ein Anblick: alle diese hell erleuchteten Straßen und Wohnhäuser, denen das Gesetz der Verdunkelung fremd war! Wir genossen diesen Anblick nicht minder als den der Süßigkeiten am Nachmittag. Man brachte uns in das hochmoderne Polizeipräsidium. Dort wurden wieder Formalitäten erledigt. Wir erhielten spanische Identitätskarten und genossen es, hier unseren alten Namen, bei manchen etwas verstümmelt, schwarz auf weiß vor uns zu sehen. Auch wurde unsere Staatsangehörigkeit „apatrida“ genannt, das heißt staatenlos.



Chanan Hans Flörsheims spanische Identitätskarte, die ihn als „apatrida“ (staatenlos) ausweist.

Als wir das alles hinter uns hatten, brachte man uns in ein Hotel, hier „Fonda“ genannt. Vollständig lautete der Name „Fonda Poscuaterra“, und dort schien man wieder gutmachen zu wollen, was man uns in Isaba vorenthalten hatte. Man servierte uns mit ungewöhnlichem Aufwand, ganz unvergleichlich mit dem vorigen Abend, Reis und Omeletten, Wein, Suppe und Dessert. Infolgedessen nahmen wir alle die still oder laut geäußerten Vorwürfe gegen Spanien wieder zurück. Danach brachte man uns in unsere in Privathäusern gelegenen Zimmer. Zuvor hatten wir noch untereinander vereinbart, am nächsten Morgen um 10 Uhr zum Frühstück wieder in der Fonda zu sein. In unseren Zimmern angekommen, erlebte jeder erneut eine zusätzliche Sensation, nämlich zum ersten Mal nach 5 Nächten sich wieder ausziehen und in einem richtigen Bett schlafen zu können!

Am nächsten Morgen, einem Dienstag, war natürlich niemand pünktlich, denn die Müdigkeit war zu groß gewesen. Unsere kleine Gruppe, die in einem Haus ihre Zimmer hatte, kam um 10:30 Uhr an, nachdem wir unterwegs erst alle Läden studiert hatten. Es fiel uns recht schwer, uns vom Anblick jener Götterspeisen wie Feigen, Schokolade, Sardinen, Rosinen, Mandeln, Apfelsinen und Torten loszureißen. Wir glaubten schon, die letzten zum Frühstück zu sein, aber nein, zu unserem Ärger stellten wir fest, dass wir sogar die ersten waren.

Einige Engländer und Amerikaner, die von uns keinerlei Notiz nahmen, saßen schon beim Frühstück, was uns abermals eine kleine Enttäuschung bereitete. Denn für unsere Mägen war eine kleine Tasse dicke Schokolade und ein winziges Stückchen Brot nicht genug. Unterdessen kamen auch die anderen angetrudelt.

Wir brannten darauf, uns hinterher die Stadt anzusehen, aber der Besitzer der Fonda sagte uns, dass das eigentlich nicht erlaubt sei, da man nicht wisse, wann man uns wieder abholen würde. Aber wir erreichten doch, dass man uns in kleinen Gruppen hinausließ, jedoch nicht länger als eine halbe Stunde. Als ich an die Reihe kam, war es schon Nachmittag. Die Zeit bis dahin verbrachte ich damit, erstens wie alle anderen das Gepäck in die Fonda zu bringen, und zweitens einen langen Brief an meine Schwester Edith nach England zu schreiben, in dem ich ihr flüchtig die Ereignisse der letzten Jahre darstellte.

Unser Mittagstisch war wieder sehr lukullisch. Ruth hatte außerdem von ihrem Ausflug durch die Geschäfte einige Naschereien mitgebracht, und so kosteten wir zum ersten Mal seit langer Zeit wieder gute Schokolade und Feigen.



Das Foto von Edith Flörsheim (verh. Williams) hängt im Format 10x15 cm in der Porträtgalerie früherer jüdischer Bürgerinnen und Bürger der Stadt in der Gedenk- und Begegnungsstätte in Rotenburg.

Gegen 15 Uhr gingen Ab Pach, Herman Italiaander, Franz Pollak und ich in die Stadt und machten kleine Einkäufe. Wir waren erstaunt, wie modern, wie sauber und wie teuer alles war, aber Pamplona machte auf uns einen äußerst sympathischen Eindruck. Gerade als wir mit etwas Verspätung zurückkehrten, erwartete uns schon ein Polizeibeamter. Als alle beieinander waren, geleitete er uns zu einem kleinen Bahnhof.

Gegen 17 Uhr (wir waren viel zu früh gekommen) fuhr unser Bummelzug. Wir wussten schon, dass man uns in ein 30 Kilometer von Pamplona entferntes Dorf bringen würde. Gerne wäre ich noch länger in Pamplona geblieben, aber vielleicht bot sich später noch einmal eine Gelegenheit.

Die Fahrt mit dem ratternden Bähnchen ging durch endlose Tunnel und Schluchten. Wir hatten wunderschöne Ausblicke auf die Natur. Nach unge-

fähr anderthalb Stunden musste Ab mit anderen französischen Kameraden in einem Ort namens Lecumberri aussteigen. Man erklärte uns, dass jene, die über 18 Jahre alt waren, nicht mit uns zusammenblieben. Wir hingegen kamen gegen 19 Uhr zu unserem Ziel. Unser zukünftiger Aufenthaltsort hieß Leiza, zwischen Pamplona und San Sebastian, in der Provinz Navarra gelegen.

Und hier kam mein Weg in die Freiheit vorläufig zu einem Ende.



Das Foto zeigt Chanan Hans Flörsheims Gruppe im Mai 1944 vor ihrem Quartier, dem Hotel Fonda, im nordspanischen Leiza. Chanan Hans Flörsheim ist der Zweite von links in der vorderen Reihe.

Epilog:

Spanien 1944

Leiza. Wir haben heute den 1. Mai 1944. Seit einigen Tagen habe ich den Wunsch, wieder einmal ein Tagebuch zu beginnen. Ich weiß nicht, ob es eine genaue Aufzeichnung meines Tageslaufes werden wird oder wie in meinem letzten Tagebuch nur eine Niederschrift gewisser Gedanken und Probleme, die mich beherrschen.

Ich möchte eigentlich beides. Sowieso bedauere ich, dass ich in dem Jahr April 1943 bis April 1944 nicht die geringste Möglichkeit hatte zu schreiben, denn es war, glaube ich, die interessanteste und auch spannendste Zeit meines Lebens. Ich werde daher versuchen aufzuzeichnen, soviel mir in Erinnerung geblieben ist. Weiter bedauere ich, dass ich wohl meine früheren Tagebücher nicht mehr wiedersehen werde. Es wäre doch schön, einen anschließenden Bericht über diese Jahre später zur Hand zu haben.

Ich kann vor allem jetzt schon meinem Schöpfer danken, dass ich durch alle Gefahren gekommen bin und jetzt das Schlimmste hinter mir habe. Ich hatte in allen Situationen ein festes Gottvertrauen, wovon ich aber in meinen Berechnungen niemals Gebrauch gemacht habe.

Zum Beispiel habe ich immer mit dem Schlimmsten gerechnet und demnach gehandelt. Dann traf alles eben so ein, wie ich dachte, oder - besser. Daher konnte ich nie zum Schlechten enttäuscht werden.

Im Gefängnis, der gefährlichsten Zeit, habe ich mindestens einmal am Tag ein Stoßgebet zum Himmel gesandt, so komisch das auch klingen mag, und alles hat, Wunder über Wunder, gut geendet.

Man beginnt ein Gebet mit „lieber Gott“, und doch habe ich mir nicht von Gott die kindlich-naive Vorstellung vom alten Mann mit großem Vollbart gemacht. Unter Gott stelle ich mir die geheimnisvolle, rätselhafte Macht vor, die alle unsere Handlungen und vielleicht auch Gedanken leitet. Man kann es nennen, wie man will, aber solch eine Macht gibt es in der Welt, ob man sie Schicksal, Glück, Stern oder lieber Gott nennt. Es sind alles verschiedene Worte für das Gleiche.

Ich verstehe heute noch nicht, womit ich es verdient habe, dass ich bis jetzt so gut durchgekommen bin, während so viele andere, die Eltern, Freunde, Bekannten, diese Zeit nicht überleben werden. Mit einem Glück bin ich und überhaupt jeder, der jetzt außerhalb des Terrors lebt, gesegnet, wofür ich meinem Schöpfer nicht genug danken kann.

26. Mai 1944

Heute schreibe ich, nach vielen Tagen der Schreibfaulheit, wieder ein paar Zeilen. Vielleicht bin ich durch den herrlichen Tag angeregt, vielleicht durch den Schwips, den ich gestern Abend hatte. Es war aber ein harmloser. „Onkel“, Ernst und ich, vor allem ich, tranken mehr Wein, als wir gewohnt waren, und bald zeigten sich die ersten Anzeichen der Fröhlichkeit. Nach dem Rotwein folgten ein bis zwei Kognacs und zum Schluss noch ein Muskateller. Auf jeden Fall war ich außerordentlich früh am Morgen wach und beschloss, einen kleinen Spaziergang in die Berge zu machen. Ich habe wirklich lange einen Frühlingmorgen entbehrt, es tat mir sehr gut, und ich bekam daher wahrscheinlich allerhand literarische Ideen, deren Ausführung hier mit diesen Zeilen beginnt - und, wahrscheinlich, auch endet.

Wir warten jetzt darauf, bald nach Madrid zu gehen, man denkt in ein oder zwei Wochen. Von dort geht es dann zu einem Hafen, Malaga glaube ich, und dann weiter. Wir reden viel über unsere nächste Zukunft, aber wenn irgendetwas sehr undeutlich und nebelhaft ist, dann ist es das. Ich bekomme richtige Bauchschmerzen davon. Aber das ist meine Sache. Unseren Tageslauf will ich jetzt niederschreiben:

Ich stehe jeden Morgen um 8:30 Uhr auf und treibe von 9 bis 9:45 Uhr Gymnastik auf der Plaza mit noch einem Dutzend anderen. Danach Kaffeetrinken und bis zum Mittagessen um 13:30 Uhr lerne ich meistens Spanisch. Nach dem Essen mache ich spanische Aufgaben für den Kursus und lerne ab und zu Englisch. Danach schreibe ich oft Briefe oder schlafe etwas. Um ca. 19 Uhr abends trinkt man Schokolade, und anschließend habe ich mit zwei anderen Spanisch.

Danach, das ist um 20:30 Uhr, gehe ich spazieren, oder man unterhält sich. Um 21:30 Uhr Souper, und danach, das ist ungefähr 23:30 Uhr, nach Hause und ins Bett. Bis 0:30 Uhr, je nachdem, noch Bettgespräche mit den dazugehörigen Schweinigeleien.

22. Juni 1944

Gestern setzte der kalendarische Sommeranfang mit viel Regen ein. Man sitzt unterdessen noch immer in diesem etwas langweiligen Dorf, und es warten alle auf eine baldige Alijah³⁸. Diese ist durch die letzten Ereignisse, die Invasion am 6. Juni, sehr in Frage gestellt. Doch aus Madrid versichert man uns immer wieder, dass alles bald seinen guten Lauf nehmen würde. Hoffen wir es!

³⁸ Auswanderung nach Israel, wörtlich: Aufstieg (nach Zion). (Ch.Fl.)

Von Adina hatten wir auch vor kurzem Post. Sie schrieb vor allem die Neuigkeiten, die uns Fritz Lichtenstein, unser jüdischer Konsul, bei seinem Besuch mitbrachte. Nämlich, dass so ungefähr die ganze Organisation in Frankreich den Deutschen in die Hände gefallen war. Dieses war natürlich ein schwerer Schlag, doch ist unterdessen einiger Optimismus, was das Schicksal unserer Freunde betrifft, nicht unbegründet.

Meine Spanischkenntnisse erweitern sich täglich mehr. Ich erteile „Onkel“ (Walter Posnanski), so gut es geht, Spanischunterricht und Franz Unterricht in Englisch, was jedesmal eine neue Nervenprobe bedeutet. Auf jeden Fall, und das ist die Hauptsache, nutze ich den Tag ziemlich produktiv und so geht auch die Zeit schnell vorbei. Bei schönem Wetter klettert man etwas in die Berge, und so kann man unseren Aufenthalt am besten „Ferien vom Ich“ nennen. Zum Schluss, von meiner Schwester Ditha in England habe ich noch immer keine Post, obwohl ich ihr schon öfters geschrieben habe.

Cadiz, 12. Oktober 1944

Diese Tage, die dem 26. September 1944 vorangingen, werde ich nicht so schnell vergessen. Gerüchte liefen, unser Schiff ginge bald, aber man war skeptisch geworden. Doch mit dem Wochenende nahm die Spannung zu. Man erwartete irgendeine Nachricht, ob gut oder schlecht, aus Madrid. Dann endlich, am Montag, dem 25., kamen nachmittags zugleich ein Telefongespräch und ein ausführliches Telegramm. Wir sprangen hoch vor Freude, als wir erfuhren, dass alle Schritte bei den Autoritäten unternommen worden waren, um uns nach Madrid zu holen. Die Freude war wirklich unbeschreiblich groß, im Gegensatz zu den Gefühlen unserer Wirte der Fonda Gogorza, der wir lieber heute als morgen den Rücken zukehren würden.

Die letzten Tage hatten wir „Holländer“ nur noch mit Kartenspielen verbracht, Rommé, Poker oder Bridge. Endlich sollte also diese unfruchtbare Wartezeit ein Ende nehmen. Es war gar nicht auszudenken! Der diensttuende Kommissar, der uns beaufsichtigte, sagte mir noch im Laufe des Nachmittags, dass wir am Mittwoch wegfahren würden. Einige allzu große Optimisten hofften nämlich, schon am nächsten Tag, Dienstag, wegzufahren. Sicherheitshalber ging man abends um 18:30 Uhr zum Bahnhof, um zu sehen, ob nicht doch ein zweiter Kommissar käme, um uns am anderen Morgen mitzunehmen. Aber keiner kam. Abends wurde sehr vergnügt gegessen in dem Bewusstsein, dass es das vorletzte Mahl sei. Danach setzten wir frischgebackenen Bridgespieler uns zusammen.

Man war gerade etwa eine halbe Stunde beim Spiel, als der Kommissar eintrat und uns mitteilte, dass wir am nächsten Morgen abfahren würden! Wir warfen die Karten auf den Tisch und stürmten hinauf, um es den anderen Spielern im oberen Speisezimmer zu berichten. Dann rannte jeder auf der Straße umher, singend und jauchzend, mit einem Wort, überglücklich! Dann packten wir unsere wenigen Sachen, soweit das noch nicht geschehen war, und saßen noch beieinander, um Pläne zu schmieden. Spät und aufgeregt gingen wir endlich schlafen.

Nach einer unruhigen und schlaflosen Nacht standen wir gegen 6 Uhr auf, zogen uns an und gingen zur Fonda, um zu sehen, was dort zu tun war. Im oberen Stockwerk leierte unermüdlich das Grammophon abgedroschene spanische Schlager. Alles war auf den Beinen. Abschiedsbesuche wurden trotz der frühen Stunde gemacht, man sauste ein letztes Mal die vertrauten Straßen auf und ab, und um 8:30 Uhr setzte sich unser Trupp von 22 Mann in Bewegung zum Bahnhof. Um neun Uhr kam der fünf Monate lang erwartete Zug, der uns aus diesem Ort wegführen sollte. Der Abschied von den Dorfbewohnern, der sehr laut und herzlich war, lag hinter uns. Bald sah man das kleine Bahnhofsgebäude verschwinden, und wir selber verschwanden in einem der unzähligen Tunnel auf dem Wege nach Pamplona.

Als wir oben am Berge die große Kurve hinter uns hatten, warfen wir einen letzten Blick auf das Dorf, und da sahen wir, wie alle Bewohner an den Fenstern hingen und zum Abschied winkten. Danach war dann auch das letzte Haus außer Sicht. Nach einer sehr malerischen Landschaft erreichten wir bald, verdeckt durch den Rauch der Lokomotive, die Hochebene, in der Pamplona lag, eine Stadt von ca. 70.000 Einwohnern.

Wie staunte ich, wieder einmal hohe Häuser, belebte Straßen und schöne Anlagen zu sehen. Man führte uns direkt zum „Gobierno Civil“, der Polizei, wo wir alle Kommissare, die bei uns in Leiza Dienst getan hatten, wieder begrüßten. Danach ging's zur Fonda Pascualena - unserem Hotel - und anschließend konnten wir bis zum Mittagessen spazieren gehen. Dabei machte jeder nach Belieben verschiedene Einkäufe. Die Stadt machte im allgemeinen einen sehr wohlhabenden und gepflegten Eindruck. Geschmackvolle Anlagen mit herrlicher Blumenpracht, moderne Häuser und breite, saubere Straßen.

Abends um 5 Uhr mussten wir uns wieder in der Fonda versammeln, und dann fuhren wir zu dem 2 km entfernten Bahnhof Norte, unter Begleitung zweier Kommissare. Dann mit einem Personenzug nach Alasua, wo wir den Schnellzug nach Madrid bestiegen. Der war so voll, dass man kaum

einen Stehplatz, geschweige denn einen Sitzplatz finden konnte. So waren dann unsere Aussichten auf eine halbe Nachtruhe schlecht. Wir fuhren über Vittoria, Miranda, Burgos, Valladolid nach Madrid, wo wir am Morgen um 9 Uhr ankamen. Ich hatte abwechselnd mit anderen, manchmal halb ausgestreckt, im Gang des 1.- Klasse-Wagens geschlafen.

Es war ein herrlicher Morgen, der uns von draußen entgegenstrahlte. Wir durchquerten die Sierra Guaderrama, sahen von weitem das Schloss Escorial und sausten dann über die Hochebene nach Madrid. Keine Seele erwartete uns am Bahnhof Norte, und zwei nervöse Provinzkommissare verstaute uns in die Metro. Eine halbe Stunde später landeten wir im Gebäude der Policia Armada Militar, wo wir unser Gepäck ablegen konnten und von den Kommissaren Abschied nahmen.

Danach wurden wir, zu unser aller Überraschung, in das im Souterrain gelegene Gefängnis geführt.

Es half da kein Zetern, kein Protest, kein Schimpfen, man visitierte uns nach Messern und sonstigen Kleinigkeiten, und wir wurden in eine große Zelle gesperrt. Alle waren wie vor den Kopf geschlagen, und man war sicher, dass da ein Missverständnis vorlag. Wir dachten, dass wenn Blickenstaff - „unser Konsul“ - davon wüsste, wir sicher schnell befreit werden würden. Aber wie konnte man ihn erreichen? Der diensthabende Offizier beruhigte uns und meinte, dass alles bald in Ordnung kommen würde. Aber das änderte nichts an unserem Zustand.

In der Zelle wurde unterdessen heftig diskutiert und einige, worunter auch ich, legten sich auf den Stahlmatratzen schlafen. Nach zwei Stunden wachte ich herrlich ausgeruht auf, und nun wollte man uns in die Dusche schicken. Abermals wurden Protestrufe laut, einige fürchteten für ihr Haupthaar.

Es half aber alles nichts. Wir mussten duschen, und das wäre gar nicht so schlimm gewesen, wenn man, statt irgendwelcher Lumpen, Handtücher zum Abtrocknen gehabt hätte. Ich genoss gerade das herrlich heiße Wasser, das den Reisedreck gründlich wegspülte, als man uns mitteilte, dass wir frei wären und sofort weggeholt würden. Ich nahm mir vor Freude kaum die Zeit, mich ordentlich abzutrocknen, sprang halbnass in die Kleider und nach 10 Minuten wandelten wir, nachdem man uns alles zurückerstattet hatte, durch das Labyrinth der Gänge dem Ausgang entgegen.

Wie wohl tat es, nach drei Stunden Haft die Sonne wieder scheinen zu sehen! Bald erschien ein junger Mann und bat uns, ihm zu folgen. Wir würdigten den Hof des Polizeigebäudes keines einzigen Blickes mehr und mar-

schierten hinter ihm her auf die Straße, wo einige Taxis bereitstanden. Unsere Stimmung wurde wieder sehr gut, als wir so elegant in Gruppen zu fünft durch die sonnenüberfluteten, verkehrsreichen Straßen von Madrid fuhren.

Bald erreichten wir das Diplomatenviertel und stoppten vor dem Haus mit der uns so bekannten Adresse, Eduardo Dato 20, dem Büro von Mr. Blickenstaff, dem amerikanischen Konsul. Da stellte sich heraus, dass die Ursache unseres Missgeschicks die Tatsache war, dass wir einen Tag zu früh gekommen waren und die Polizei in Madrid noch keine Bestätigung von unserer Abreise aus Pamplona erhalten hatte. Man bedauerte uns und danach nahmen die Formalitäten ihren Lauf. Wir bekamen die Adresse einer Pension, wo wir zu fünft wohnen würden, erhielten Geld, um uns einzukleiden, und auch für Zigaretten, und dann zogen wir von dannen zu unserer neuen Behausung. Diese stellte sich als sehr gut heraus, gute Betten, gutes Essen und an der Hauptstraße von Madrid gelegen, der Avenida José Antonio.

Nachmittags wurden Einkäufe gemacht, und bald waren wir alle, die bisher ziemlich eintönige American-Joint-Kleidung³⁹ trugen, in Gentlemen verwandelt. Jeder hatte einen neuen Anzug, neue Schuhe und irgendwelche Pakete unter dem Arm.

Abends gingen wir zum ersten Mal in Spanien ins Kino und sahen den Märchenfilm „Der Dieb von Bagdad“ in Technicolor. Ich war aber derart übermüdet, dass mir oft die Augen zuklappten, sodass ich kaum etwas vom Film sah. Ich war froh, als ich mich endlich um 1 Uhr nachts schlafen legen konnte. Der nächste Tag, Donnerstag, wurde wieder mit Einkäufen verbracht, denn man hatte uns gesagt, dass man keine Pesetas mit aufs Schiff nehmen konnte. Da wir in Leiza viel gespart hatten, denn es gab da keine Gelegenheit, viel Geld auszugeben, hatte jeder von uns eine beträchtliche Summe in der Tasche, und in diesen drei Tagen in Madrid mussten wir versuchen, alles auszugeben.

Ich machte noch einen schnellen Abstecher in den Retiro, Madrids schönen Stadtpark, um eben noch etwas von der Stadt zu sehen. Außerdem genossen wir die lang entbehrten Herrlichkeiten der Konditoreien und aßen Eis am laufenden Band.

³⁹ Joint (American Joint Distribution Committee): Jüdische Hilfsorganisation in den Vereinigten Staaten. (Ch.Fl.)

Madrid gefiel uns sehr gut, und wir bedauerten, dass wir am nächsten Tag wieder weiter mussten. Wir hatten noch einen Doktorbesuch inklusive Impfung gemacht und auf dem englischen Konsulat das Einreisezertifikat bekommen. Der Tag ging viel zu schnell herum. Trotz allem war ich nachmittags wieder im Kino und sah gleich einen französischen und einen amerikanischen Film hintereinander und abends noch einen Cowboyfilm von schlechter Qualität. Wieder wurde es spät nach Mitternacht, bis wir schlafen gingen.

Am nächsten Tag mussten wir alle um 8 Uhr auf dem Bahnhof Atocha versammelt sein, um dort den Alijahzug mit unseren Jungen aus Barcelona zu erwarten und selbst zuzusteigen mit dem Ziel: die Hafenstadt Cadiz.



*Chanan Hans Flörsheim im
Madri der Stadtpark Retiro
im September 1944*

Jetzt kam der große Moment, auf den wir länger als fünf Monate gewartet hatten: Wieder zusammen zu sein mit unseren alten Freunden! Und was für ein Wiedersehen wurde es! Der Zug kam mit einigen Minuten Verspätung angerollt, und dann ging es los! Alle hingen an den Fenstern. Unzählige Hände streckten sich uns entgegen und man überschüttete einander mit Fragen.

Es war wirklich ein großes Ereignis. Wir nahmen in dem Waggon Platz, wo alle unsere Holländer saßen. Jeder bekam ein Proviantpäckchen, um damit bis Cadiz auszukommen, und dann setzte sich der Zug in Bewegung. Bald hatten wir Madrid hinter uns, und eine Fahrt begann von morgens 9 Uhr bis nachts um 2 Uhr. Aber so schnell wie jene Fahrt ist mir noch nie eine solch lange Strecke vergangen. Die Zeit verflog mit Erzählungen, Fragen, Antworten, Essen und Unterhaltungen. Ab und zu sah man hinaus auf die vorüberziehende Landschaft, die im allgemeinen ziemlich eintönig war.

Es wurde immer heißer, je südlicher wir kamen, und bald musste man sich an jeder Station, wo der Zug hielt, etwas Erfrischendes kaufen. Typisch für jene südliche Gegend waren die Wasserverkäufer, die für wenige Centimos ihr kostbares Nass aus großen Krügen verkauften.

In Cordoba ereignete sich ein kleiner Zwischenfall, der einzige auf der langen Fahrt: Der Zug fuhr immer nach mehrmaligem Pfeifen weiter und eine Gruppe von circa 19 Mann musste wohl dieses Warnsignal überhört haben, denn wir fuhren ab und sahen die Zurückgebliebenen verzweifelt winken, aber es half nichts. Doch auf der nächsten Station, Sevilla, wartete der Zug, bis alle, von einigen Taxis befördert, wieder den Zug bestiegen.

Spät in der Nacht kamen wir in Cadiz an, und es dauerte noch ganze zwei Stunden, bis wir endlich nach vielem Theater in Hotelzimmern verstaubt wurden. Diejenigen, die aus Barcelona kamen, wurden in einem zwei Kilometer vor der Stadt gelegenen Hotel einquartiert, während wir „Madri-der“ in der Stadt untergebracht wurden. Ich hatte ein schlechtes Zimmer mit Herbert Lifmann bekommen, und es war fast 5 Uhr morgens, bis wir zu Bett gehen konnten.

Man schrieb Samstag, den 30. September 1944.

Jeder von uns, der dachte, dass unser Schiff wirklich innerhalb von zwei Tagen erscheinen würde, sah bald ein, dass er sich Illusionen gemacht hatte. Denn bald stellte sich heraus, dass für die Durchquerung des Mittelmeers die Zustimmung der kriegführenden Mächte nötig war. Und das konnte noch eine ganze Zeit dauern. Ich zog nach zwei Nächten aus dem Hotel in

der Stadt aus und quartierte mich in dem großen Hotel „Playa“ ein, wo die meisten Freunde wohnten, die ich so lange nicht gesehen hatte. So langsam kam ein fester Tagesplan zustande, um die Zeit nicht unnütz vorbeigehen zu lassen. Morgens wurde Gymnastik am nahe gelegenen Strand getrieben, es entstanden Hebräisch-Kurse auf verschiedenen Niveaus und sogar ein Kurs in Mechanik, theoretisch natürlich.

Eines Tages kam man zur Ansicht, dass man unmöglich Spanien verlassen konnte, ohne einen Stierkampf gesehen zu haben. Jetzt aber stellte sich heraus, dass ich kein Geld mehr hatte, denn gemäß der Anordnung, dass man alles ausgeben musste, bevor man an Bord ging, hatte ich meine ganzen Pesetas, die ich in Leiza gespart hatte, in den Geschäften von Madrid gelassen.

Glücklicherweise hatten einige von uns inzwischen Kontakte mit Verwandten aufgenommen und von denen verschiedene Geldsummen erhalten. Und so lud man mich auch ein, um eine „Corrida“ zu besuchen. Diejenigen, die mich einluden, wohnten in meinem früheren Hotel in der Stadt, und wir verabredeten, dass sie zu einem bestimmten Zeitpunkt mit der Straßenbahn an unserem Hotel vorbeifahren würden und ich dann einfach einsteigen und mit ihnen zusammen zur Corrida in einem nahegelegenen Städtchen fahren sollte. Aber leichter gesagt als getan! Die Straßenbahnen zur Corrida kamen schon überfüllt an, und wie es in Spanien üblich war, hingen die Leute sogar draußen an den Wagen und hielten sich irgendwie fest. Als ich das sah, beschloss ich, auf das Vergnügen zu verzichten. Hinterher erzählten mir die anderen, dass ich gar nichts versäumt hätte, aber damals konnte mich das nicht trösten.

(Erst viele Jahre später, als ich Stierkämpfe im Fernsehen sah, kam ich zu der Ansicht, dass ich damals wirklich nichts versäumt hatte, denn das Ganze war nicht nach meinem Geschmack. Sogar auf unserer Reise nach Spanien im Jahre 1990 wollte ich keinen Stierkampf sehen, und damals wäre es für uns eine Kleinigkeit gewesen, zu einer Corrida zu gehen.)

Also, die Tage vergingen ziemlich langsam, Gerüchte kamen und gingen über eine baldige Abreise, aber alles in allem nahm unser faules Leben seinen Lauf, und das Einzige, was uns wirklich interessierte, war der Verlauf der Kriegshandlungen und die Fortschritte der Alliierten und der Russen in Europa.

So ging denn auch der Monat Oktober 1944 seinem Ende entgegen, als man uns eines Abends plötzlich mit der Mitteilung überraschte, dass ein

portugiesisches Schiff mit Namen „Guinée“ im Hafen liege und wir am nächsten Morgen an Bord gehen würden.



Cadiz, 21. Oktober 1944: Chanan Hans Flörshiem (ganz rechts), links daneben: Lore Sieskind, Emil Windmüller, Franz Polak. Vor der Gruppe hockend: Walter Ponansky



*Die Passagiere der
Guinée beim Besteigen
des Schiffes*

An Bord der Guinée

26. Oktober 1944

Der ganze Morgen zog sich hin mit Warten: Erst nach dem Mittagessen kamen Autobusse, um uns in den Hafen zu bringen, sodass wir an Bord gehen konnten.

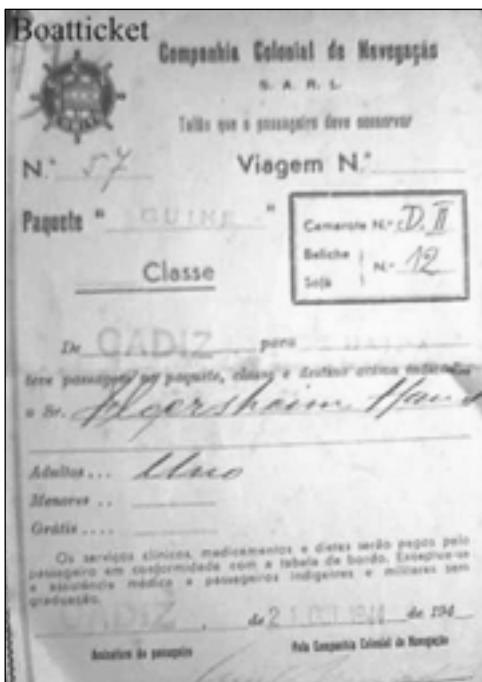
Nachts um drei Uhr, eine feierliche Zeremonie an Bord, zum Gedenken an jene, die zu unserer Rettung beigetragen hatten, und auch endgültiger Abschied von Europa.

Um vier Uhr stechen wir in See.

27. Oktober. 1944

Herrlicher Sonnenaufgang über der Meerenge von Gibraltar. Um 10 Uhr ankern wir im Hafen von Tanger in Nordafrika.

Um 4 Uhr verlassen wir Tanger und um sieben Uhr abends kommen wir in Gibraltar an. Sehr eindrucksvoll ist der beleuchtete Felsen.



*Auf Hans Floersheim aus-
 gestelltes „Boatticket“ für die
 Schiffspassage von Cadiz nach
 Haifa.*

28. Oktober 1944

Um 10 Uhr verlassen wir den Hafen von Gibraltar, wo es von Kriegsschiffen nur so wimmelt, und fahren ins Mittelmeer hinein. In der Nähe von uns fährt ein Konvoi von 17 Schiffen vorbei. Ab und zu fliegt über uns ein Flugzeug. Die See ziemlich ruhig. In der Ferne ein Leuchtturm.

29. Oktober 1944

Manches Mal kann man die Konturen der algerischen Küste sehen. Ein Rot-Kreuz-Schiff kommt aus entgegengesetzter Richtung an uns vorbei. Viele von uns leiden an Seekrankheit.

30. Oktober 1944

In der Ferne sieht man die Küste von Sizilien und gegen Abend fahren wir an der Insel Pantelleria vorbei. Leuchtturm.

31. Oktober 1944

Heute fahren wir ganz nahe an der Küste von Sizilien. Man kann sogar Dörfer und Häuser erkennen.

Diese ganze Seereise wird ein richtiger Genuss! Die See ruhig. Stille ringsumher. Nur eine unendliche Weite von blauem Meer und über uns blauer Himmel. Und nachts die romantische Beleuchtung vom Mond über der schwarzen Fläche des Mittelmeers. Das alles sieht dann so geheimnisvoll aus.

Wir verfolgen den Verlauf der Seefahrt, indem wir die Fähnchen auf der Karte des Schiffs jeden Tag versetzen. Man sagt uns, dass, wenn alles nach Plan verläuft, wir in circa vier bis fünf Tagen, das heißt am Sonntag, in Haifa ankommen werden.

1. November 1944

Den ganzen Tag die Insel Kreta umfahren.

4. November 1944

So gegen 11:30 Uhr große Aufregung. Einer der portugiesischen Matrosen winkt uns und ruft: „Palestina vista!“. Alle rennen zur Reling und wirklich, ganz weit weg die Umrisse von Bergen.

Je mehr die Zeit vergeht, desto besser sehen wir unser Ziel nahen. Um 3 Uhr nachmittags fahren wir in die Bucht von Akko hinein und werfen Anker am Eingang zum Hafen von Haifa. Die Stadt sehen wir gegenüber an den Abhängen des Carmelbergs, sie macht den Eindruck einer modernen Stadt.

So also komme ich in das Land meiner Vorfahren. Ich will aber gar nicht behaupten, dass hier ein Traum in Erfüllung gegangen ist. Zwar war ich in Amsterdam eine kurze Zeit in einer zionistischen Jugendbewegung gewesen, dem Maccábi Hazáir, und deswegen nachher in Wieringen in dem zionistischen Wohnviertel, aber das alles sagte mir nicht viel. Um ganz ehrlich zu sein, definiere ich meine Ankunft in Palästina noch heute als die Folge eines Tritts in den Hintern, den ich von den Nazis bekam. Denn sonst würde ich noch heute in meinem Geburtsland Deutschland leben, ohne jeglichen Gedanken an Auswanderung. Aber durch den Sturm der Zeiten, in den ich hineingerissen wurde, landete ich zu meinem Glück in einem Kreis, den einige führende Kameraden in der Untergrundbewegung leiteten und der sich Palästina zum Ziel gesetzt hatte.

Während der langen Wartezeit in Spanien hatte ich Gelegenheit, eine andere Richtung einzuschlagen. Gute Freunde aus Leipzig, die Eltern meines

Freundes Ali aus Leipzig, luden mich in die Vereinigten Staaten ein, aber hier schaltete sich das Gefühl der Treue und Solidarität mit jenen Kameraden ein, die sich für meine Rettung aufgeopfert hatten und deren Ideal Palästina war.

So kam es, dass es nur ganz wenige gab, die in Spanien beschlossen, nicht mit uns nach Palästina zu fahren.

Während der Seefahrt hielten wir einen ähnlichen Tagesplan ein wie in Spanien. Die verschiedenen Kurse wurden fortgesetzt, einige fröhliche Abende wurden organisiert, aber im Großen und Ganzen beschäftigte sich jeder mit der Zukunft und schmiedete Pläne. Anfangs hatte ich verschiedene Gedanken, einen bestimmten Beruf zu erlernen, dann wieder kam mir die Landwirtschaft in den Kopf und damit der Kibbuz. Aber der Kibbuz war etwas, was in tiefen Nebel gehüllt war, für mich jedenfalls.

Dieses waren so meine Gedanken, als wir am Samstag, den 4. November 1944, gegenüber der hell erleuchteten Stadt Haifa vor Anker lagen. Wir mussten uns bis zum nächsten Tag gedulden, da man den Schabbat nicht entweihen wollte.

Endlich in Erez Israel

Am nächsten Morgen war es endlich soweit. Bevor wir von Bord gingen, wurden wir von offiziellen Persönlichkeiten begrüßt, dann sangen wir alle feierlich die „Hatikva“ („Die Hoffnung“, heutige israelitische Nationalhymne) und jeder bekam eine Apfelsine in die Hand gedrückt. Unten stand eine neugierige Menschenmenge, die uns begrüßte. Die Ankunft eines Schiffes mit Flüchtlingen aus Europa mitten im Krieg war ja auch ein ganz besonderes Ereignis.

Reporter versuchten, uns Fragen zu stellen, aber es wurde uns keine Zeit gelassen. Wir marschierten zu den bereitstehenden Autobussen, und begleitet von einem englischen Soldaten - dem ersten, den ich zu sehen bekam - fuhren wir bei herrlichem Sonnenschein an der Küste entlang in das Quarantänelager Atlit. Dort quartierte man uns in Holzbaracken ein und erklärte uns, dass wir einige Tage im Lager bleiben würden, bis alle bürokratischen Prozeduren abgewickelt wären und der britische Geheimdienst uns ausgeforscht hätte.

Wir waren nicht die einzigen Lagerinsassen. Ein Tag vor uns war ein Schiff aus Rumänien angekommen. Vor allem vor den Mahlzeiten gab es immer ein großes Gedränge. Und dann änderte sich plötzlich das Wetter und es regnete heftig. Dadurch wurde das ganze Lager ganz modrig und wir in unsern in Spa-

nien erworbenen guten Anzügen und Schuhen hatten Mühe, auf den schmalen Betonwegen so zu manövrieren, um ja nicht in den Schlamm zu treten.

Unsere Gruppe aus Holland, ungefähr 65 an der Zahl, war bis zur Ankunft in Atlit ganz homogen, was die Weltanschauung betraf. Bisher waren alle von dem Ziel beseelt, erst einmal zu überleben. Nachdem das nun erreicht war und man sogar das für viele lang erträumte Palästina betreten hatte, wurde man bald mit der im Lande herrschenden Atmosphäre konfrontiert. Und das bedeutete, dass man sich zu irgendeiner politischen Partei bekennen musste.

Seit Kriegsbeginn gab es natürlich keine Schiffe mehr, die neue Einwanderer brachten. Die landwirtschaftlichen Siedlungen, vor allem die Kibbuzim, litten sehr unter dem entstandenen Mangel an Zuwachs und wenn es dann geschah, dass - wie in unserem Fall - ein Schiff mit jungen Leuten, beseelt von Idealen, das Land erreichte, dann brach ein Kampf aus, um so viele Neuwanderer wie möglich zu ergattern.

Die Kibbuzbewegung bestand aus drei politischen Richtungen, und jede sorgte dafür, dass einer ihrer Abgesandten sich in Atlit unter irgendeinem Vorwand befand, um Propaganda für seine Sache zu machen. Joop Slijper vertrat den „Chewer Hakwuzót“⁴⁰ und appellierte an die holländische Vergangenheit, denn Chuliot, ein Kibbuz im Norden des Landes, bestand aus holländischen und tschechischen Kolonisten.

Den „Kibbuz Hameuchad“⁴¹ vertrat Kurt Benjamin, ein Kamerad, der den gleichen Weg wie wir gemacht hatte und neun Monate vor uns ins Land gekommen war. Er stellte uns seinen Kibbuz dar als einen, der ganz kurz vor seinem Anfangsstadium stand. Kurt forderte uns auf, eben dabei mitzumachen.

Als Vertreter des „Kibbuz Arzi“⁴², die „linkeste“ der drei Bewegungen, waren Chana Tal und Erne Sänger aus Kibbuz Hasorea⁴³ tätig. Diese luden zu einem Kibbuz ein, der von deutschen Einwanderern vor 10 Jahren gegründet worden war.

Nur die wenigsten unter uns gehörten von früher her einer der politischen Richtungen an. Diese kamen dann auch schnell zu einem Entschluss.

⁴⁰ Dachorganisation von Kibbuzim mit sozialdemokratischer Richtung. (Ch.Fl.)

⁴¹ Dachorganisation der Mitte-Links orientierten Kibbuzim, dazu gehören die meisten und auch die größten Kibbuzim, manche mit bis an die 1000 Mitgliedern. (Ch.Fl.)

⁴² Dachorganisation aller linksorientierten Kibbuzim in Israel, meistens Siedlungen mit nicht mehr als 400 Mitgliedern. (Ch.Fl.)

⁴³ Der Kibbuz Hasorea ist Gegenstand der 1990 von Walter B. Godenschweger und Fritz Vilmar herausgegebenen Publikation „Die rettende Kraft der Utopie. Deutsche Juden gründen den Kibbuz Hasorea“. (B.MC./H.N.)

In den Kibbuz

Es gab auch einige, die Verwandte im Lande hatten und vorerst dorthin gehen wollten. Aber die meisten waren unentschlossen und begannen, in den Tagen von Atlit abzuwägen, welchem Kibbuz sich anzuschließen. Die paar religiösen Chawerim hatten es leichter, denn sie erwartete ihre eigene Kibbuzbewegung.

Wer sich vom holländischen Milieu angesprochen fühlte, wählte schließlich Chuliot. Wer einen Kibbuz ganz von Anfang an aufbauen wollte, entschied sich für das, was damals Raanana genannt wurde, der Ort, wo dieser sich zeitweise befand, bevor man zu dem endgültigen Ziel, einem neuen Kibbuz, übersiedeln konnte.

Hasorea versprach ein vertrautes deutsches Milieu, mit allen Möglichkeiten verschiedene Berufe zu erlernen oder auszuüben, die Landessprache zu erlernen, kurz, sich erst einmal zu akklimatisieren, um dann später über den zukünftigen Weg zu entscheiden.

Die Entscheidung war nicht leicht für mich, ebenso wenig für viele andere. Wir waren durch das, was wir im letzten Jahr mitgemacht hatten, eng miteinander verbunden, und es war schwer, sich jetzt trennen zu müssen. Keiner hatte eine derartige Situation vorausgesehen. Aber das war eben die graue Wirklichkeit!



Der Kibbuz Hasorea 1937, drei Jahre nach seiner Gründung



Kibbutz Hasorea 1942, in dem Chanan Hans Flörsheim von November 1944 bis zum Umzug in den neu gegründeten Kibbutz Yakum (ca. 10 km südlich von Netanya) im März 1947 lebte.

Das „Holländertum“ in Chulioth interessierte mich nicht sehr. Viel mehr die Aussicht, erst einmal Ivrit und einen Beruf zu erlernen, wie es Hasorea in Aussicht stellte. Dazu kam noch, dass viele meiner besten Freunde sich für diesen Kibbutz entschlossen hatten, weil sie früher Mitglieder in jener ideologischen Bewegung gewesen waren. Und so kam es, dass ich nach 10 Tagen Aufenthalt in Atlit in einer Gruppe von ca. 25 Chawerim, darunter auch sechs aus Frankreich, zum Kibbutz Hasorea fuhr. Und damit begann meine „Kibbutzkarriere“, die sich noch bis auf den heutigen Tag hinzieht.



Chanan Hans Flörsheim mit Ehefrau Miriam und Golden Retriever Chip vor seinem Haus im Kibbutz Yakum im April 2007



Chanan Hans Flörshem mit Ehefrau Miriam, beide in der 1. Reihe sitzend, umgeben von den vier Kindern, elf Enkelkindern und einer Urenkelin sowie Golden Retriever Chip.

Ein letztes Wort

Ich habe, zurückblickend auf jene schicksalsschweren Jahre, „mehr Glück als Verstand“ gehabt, wie man es volkstümlich ausdrückt. Aber, obwohl das Glück ein wichtiger Faktor war, ohne die aufopfernde Hilfe unserer Kameraden und deren holländischen Freunden wäre ich nie an mein Ziel gekommen. Daher möchte ich diejenigen, denen ich persönlich meine Rettung zu verdanken habe, zum Schluss namentlich und in chronologischer Reihenfolge nennen.

Joachim Simon („Schuschu“): Er war, neben Joop Westerweel, der „Spiritus rector“ des Widerstands. (Selbstmord im Gefängnis zu Breda, Holland, 27.01.1943)

Kurt Hannemann, sein Freund und Mitarbeiter, ermordet in Auschwitz

Kurt Reilinger („Nanno“). Aktiv in Frankreich, 1944 verhaftet, hat überlebt, wurde am 17.09.1945 in Holland von einem Lastwagen überfahren.



Joachim (Schuschu) Simon



Kurt (Nanno) Reilinger

Lore Durlacher. Für den Bereich Holland verantwortlich, lebte nach dem Krieg bis zu ihrem Tod im Jahre 1991 in Israel.

Menachem Pinkhof. Wurde mit seiner Frau Miriam 1944 verhaftet. Beide überlebten das KZ Bergen-Belsen und kamen später nach Israel. Menachem starb im Jahre 1969. (Foto S. 69)

Ernst Hirsch (Willy). Verhaftet in 1944, gestorben im Konzentrationslager Bergen-Belsen 1945. (Foto S. 74)

Diese Liste wäre unvollständig, wenn ich nicht **Joop Westerweel** erwähnen würde, den ich allerdings persönlich nicht gekannt habe. Er war die Seele der illegalen Zusammenarbeit zwischen Holländern und uns. Er wurde am 11. März 1944 verhaftet und am 11. August 1944 im Lager Vught erschossen.



***Joop Westerweel**, geb. 25.01.1899,
erschossen 11.08.1944*

Alle anderen Kameraden, deren Namen ich da und dort nannte, kamen alle zu verschiedenen Zeiten nach Israel und leben zum großen Teil heute (2007) noch.

Erhard Roy Wiehn

Nachwort

Aus Todesgefahr in die Freiheit

Wie Hans Flörsheim aus Rotenburg an der Fulda waren im Verlaufe der 1930er Jahre viele Jüdinnen und Juden in der vermeintlichen Hoffnung auf Freiheit und Sicherheit aus Deutschland in die Niederlande geflüchtet. Mit dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen hatte am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg begonnen, am 10. Mai 1940 marschierte die Wehrmacht in den Niederlanden ein, und bald war das ganze Land nicht nur besetzt, sondern nach kurzer Schonfrist auch von sich ständig steigenden judenfeindlichen Maßnahmen und blankem antijüdischen Terror betroffen.

Ab 3. Mai 1942 waren jüdische Menschen in Holland durch den gelben Stern stigmatisiert und zur "Endlösung" freigegeben, bald begannen die Deportationen, und mit insgesamt 99 Bahntransporten wurden ca. 107.000 Menschen deportiert, Männer, Frauen und Kinder, die weitaus meisten direkt in die Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau und Sobibor, nur ca. 5.500 überlebten, also nur etwa 5%.*

"Wij gaan niet naar Polen! – Wir gehen nicht nach Polen!" wurde zum entscheidenden Motto, mit dem nun vor allem junge Jüdinnen und Juden um ihr Überleben kämpften, zeitweise im Untergrund, dann mit gefälschten Papieren der Kriegs-Hoch- und Tiefbau-Organisation Todt und der deutschen Wehrmacht. - Hans Flörsheim war einer von ihnen, der als Jugendlicher buchstäblich um sein Leben kämpfte, auf abenteuerlichste Weise von den Niederlanden durch Belgien nach Frankreich entkam, nach drei vergeblichen Versuchen und aus Todesgefahr endlich beim vierten Mal im April 1944 *über die Pyrenäen in die Freiheit* gelangte und im selben Jahr sogar noch nach Erez Israel, ins damalige Palästina, wo er noch immer im Kibbutz Yakum nördlich von Tel Aviv lebt.

* Siehe Eberhard Jäckel et al. (Hg.), Enzyklopädie des Holocaust. Band II, München 1995, S. 999 u. 1008; dazu auch Felix Hermann Oestreicher, Ein jüdischer Arzt-Kalender – Durch Westerbork und Bergen-Belsen 1943-1945. Hg. Maria Goudsblom-Oestreicher u. Erhard Roy Wiehn. Konstanz 2000.

Man kann sich heute kaum noch vorstellen, wie viel Intelligenz, Mut, Glück und Gottvertrauen nötig waren, um unter einer europaweiten, absolut tödlichen Terrorherrschaft zu überleben, weshalb es besonders wichtig ist, daß die letzten noch lebenden Zeitzeugen ihre Erlebnisse den kommenden Generationen überliefern. –

Herzlich zu danken ist also Chanan Hans Flörsheim für seine Erinnerungsarbeit sowie auch den Rotenburger Initiatoren dieser Publikation, eine interessante und spannende Ergänzung zu Paul Siegel (Schaal Sagiv, Kibbuz Yakum**), *In ungleichem Kampf – Christlich-jüdische Rettungsaktion der Westerweel-Gruppe. Von Köln nach Holland durch Westerbork über Frankreich und Spanien nach Israel 1924-1947*. Konstanz 2001.

Konstanz, 29. September 2007

** Dort lebt auch unsere Autorin Rachel Bernheim-Friedmann, Ohrringe im Keller – Von Transkarpatien durch Auschwitz-Birkenau nach Israel. Konstanz 2002.

Anhang

203.

Einnahme Schutz-geld von J. d. d. H.
Juden im Amte.
Lispenshausen.

Gisell Meyer,	—	2 Talern 1 Albus	2. 1. —
Joseph Levi,	—	2 Talern 1 Albus	2. 1. —
Joseph Meyers Rel. vidue	ad	1 Albus	1. 16. —
Wolff Levi,	—	9 Talern 1 Albus	9. —. —
Jacob Joseph,	—	9 Talern 1 Albus	9. —. —
Schmol Levi, Joseph Levi, 2 Talern Schutz-geld gaben auf die Synagogen-Gemeinde den 17. Sept. 1759, für den 14. October 1759, angefaßte, altjährlich 1 Tal. für die Synagogen-Gemeinde, 1 Tal. Albus 1760		9 Talern 1 Albus	9. —. —
Den 14. October 1759 für die 2 Tal. Schutz-geld		1 Albus	1. 28. —

Rotenburger Amtsrechnung von 1759/60 (Auszug): 1729 taucht in den Amtsrechnungen in Lispenshausen (zur Synagogengemeinde Rotenburg gehörend) ein Jude namens Levi (Jost/Joseph) auf – mit der Zahlungspflicht von 2 Talern Schutzgeld und 1 Taler 16 Albus Feder(lappen)geld. 1753 bzw. 1759 kommen dessen Söhne Wolff und Schmol dazu, mit je 9 Talern incl. Feder(lappen)geld (obiges Dokument von 1759). Wolff Levis Sohn Geis übersiedelte 1808 nach Rotenburg, wo er den Namen Flörsheim annahm. Er ist der Stammvater der Rotenburger Linie der Flörsheims.

**Eulogie für Geis/Jeis Flörsheim (15. Mai 1784-16. September 1867),
„Stammvater“ der Rotenburger jüdischen Familien Flörsheim**

Hier ruht
Jeis Flörsheim, Rotenburg.
Gottesfurcht erfüllte seine Seele;
er war eine Stütze für die Armen
und ein Vater für die Elenden.
Er verteilte Geschenke ohne Faulheit.
Ein tüchtiger Sohn war er, reich an Taten.
In seinem Dasein erwarb er sich einen guten Namen,
und der Herr wird ihm seinen Lohn bezahlen.



40) *Geis Levi Nördlingen Lispenhausen, geboren
den 15. Mai 1784, gestorben
den 23. Mai 1808, hier
beigesetzt.*

*Namenseintrag betr. Geis Levi (von Lispenhausen), geb. den 15. Mai 1784, der am 23. Mai 1808 den festen Familiennamen **Flörshiem** annahm und sich in der Stadt Rotenburg niederließ. Teile der Familie blieben in Lispenhausen bzw. siedelten sich im benachbarten Bebra an. (Ausschnitt aus: „Tabelle der in der Stadt Rotenburg wohnenden Judenfamilien nebst deren starren Namen, Heyraths-Eheverkündigung, Geburts- und Sterbe-Acte vom 23. Mai 1808“ - Staatsarchiv Marburg, Best. 330 Stadt Rotenburg, Nr. 4358).*



*Der Grabstein von **Abraham Flörshiem**, dem Bruder von Geis Flörshiem, mit der Symbolik der Wasserkanne, weist die Rotenburg-Lispenhäuser Flörshiem als Nachfahren der Leviten aus, der Tempeldiener aus dem Stamme Levi, die nach altem Brauch den Kohanim, den Hohepriestern bzw. deren Nachfahren, das Wasser zum Übergießen der Hände reichen, wenn diese den Segen erteilen.*



Traueranzeigen im Rotenburger Kreisblatt März 1917 beim Ableben von Chanan Hans Flörsheims Großmutter mütterlicherseits.

Dass Herrin.

<p>Else Flörsheim geb. Kehrsthal</p>	<p>Paula Kagenstein</p>
<p>Josef Flörsheim</p>	<p>Julius Flörsheim</p>

Verlobte
Rotenburg a. Fulda
Oftm 1919.

Ihre am heutigen Tage vollzogene

==== **Bermählung** ====

geben bekannt

Julius Flörsheim u. Frau
Paula, geb. Kagenstein.

Rotenburg, den 6. Januar 1920.

Für die uns anlässlich unserer Bermählung
in überaus reichem Maße erwiesenen Aufmerksam-
keiten danken herzlichst

Julius Flörsheim u. Frau
Paula, geb. Kagenstein.

Rotenburg, den 20. Januar 1920.

Familien-Anzeigen im Rotenburger Kreisblatt 1919/1920

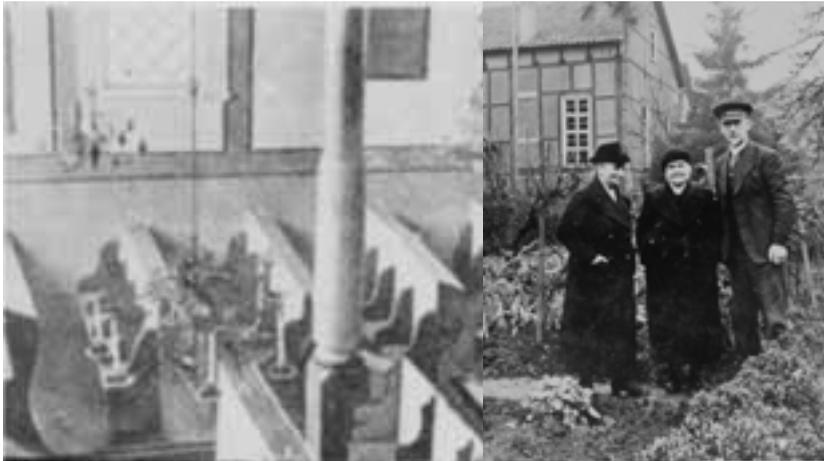
**Betrifft Bestellung eines Gemeindeältesten für die
Israel. Gemeinde Rotenburg.**

Der Kaufmann Julius Flörsheim in Rotenburg ist vom Vor-
steheramt der Israeliten in Cassel durch Urkunde vom 14. September
d. Jo mit Wirkung vom 20. September d. Jo. ab auf die Dauer
von 3 Jahren zum Gemeindeältesten der Synagogengemeinde Rotenburg
bestellt und heute von dem Unterzeichneten für dieses Amt durch
Handschlag an Eidesstatt verpflichtet worden.

Rotenburg a. J., den 25. September 1925.
Der Landrat. J. B.: Wostschorsky.

U. 12155.

*Den Lesern des Rotenburger Tageblatts begegneten Chanan Hans Flörs-
heims Eltern als Privatpersonen, aber auch als Inhaber repräsentativer
Ämter: am 20.09.1925 wurde Julius Flörsheims Wahl zum Gemeindeältesten
der Rotenburger Synagogengemeinde vom Vorsteheramt bestätigt.*



*Die Fotomontage gewährt in der linken Bildhälfte einen Blick in die 1924
renovierte Synagoge der Rotenburger jüdischen Gemeinde, rechts (im Hinter-
grund) ist die Ost- und Nordseite des Gotteshauses zu sehen, das im November
1938 geschändet und im Inneren verwüstet wurde. Der Abriss erfolgte 1947.*

**Letzte „Lebenszeichen“ der Rotenburger Flörsheims in der
lokalen Presse**

Radio-Rekanode
Fön u. sonstige elektr. Koch-
und Heizgeräte sehr preiswert
zu verkaufen.
Flörsheim
Lindenstraße.

*Private Anzeige der Familie Flörsheim betr. Geräteverkauf im Rotenburger
Tageblatt vom. 6. Juni 1933.*

Unser
Wohnhaus
mit Nebengebäude
und anschließendem Garten ist sofort
zu verkaufen oder zu verpachten.
Gebr. Flörsheim,
Lindenstraße.

*Private Anzeige der Flörsheims im Rotenburger Tageblatt vom 20. Mai 1933
betr. den Verkauf bzw. der Verpachtung des Geschäfts- und Wohnhauses in
der Lindenstraße.*

Geschäftsanzeigen Gebr. Flörsheim aus dem Zeitraum
1906 bis 1932

Anfang Oktober
Eröffnung unseres
Manufaktur-
und
 **Modewaren-Geschäfts** 
Gebrüder Flörsheim
Lindenstraße.

Gebr. Flörsheim, Rotenburg
Große Auswahl in
Baumwollwaren, Kleiderstoffen
Herren- und Damen-Konfektion

Kauft am Platze!

Unser heutiges II. Spezial-Weihnachtsangebot soll den Beweis unserer Leistungsfähigkeit selbst den größten, Colloster Firmen gegenüber bringen.

Wir offerieren zu ganz bedeutend herabgesetzten Preisen:

- 1 Dutzend weiße Damenhänden mit eleganten Gürteln höherer Preis 2.25 Mk. Weihnachtspreis 1.50
- 1 Dutzend weiße Frauen-Barchenhänden extra groß höherer Preis 2.50 Mk. Weihnachtspreis 1.75
- 1 Dutzend 140 cm breite Bettcattune, prima Ware höherer Preis 1.20 Mk. Weihnachtspreis 0.90
- 1 Dutzend " " " " höherer Preis 1.50 Mk. Weihnachtspreis 1.25
- 1 Dutzend einfarbige Damentuche höherer Preis 1.80 Mk. Weihnachtspreis 1.30
- 1 Dutzend prima feinfädige Wollgarne vor in ganz n. feinsten Sorten höherer Preis 3.00 Mk. Weihnachtspreis 2.75
- 1 Dutzend Elsäßer Hemdentuche, 84 cm breit ausgezeichnet in der Qualität, höherer Preis 1.00 Mk. Weihnachtspreis 0.39

Nur bis zum 24. Dezember
und solange der Vorrat reicht lieferbar:

- 1 Dutzend 140 cm breite Anzugstoffe, Buckskin in 2 Sorten n. Buckskin, erster Wert bis zu 6.— Mk. n. 2ten. Weihnachtspreis 3.50
- 1 Dutzend 140 cm breite eleg. Herrenanzugstoffe zweiter Wert bis zu 3.50 per 30m. Weihnachtspreis 4.50

Insbesondere bringen wir unser gesamtes Lager in:
Handtüchern, Tischtüchern, Servietten,
:: Gardinen, Teppichen etc. ::

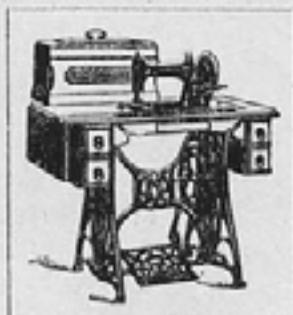
in Erinnerung. Auch auf diese Artikel findet infolge unserer am 27. Dezember beginnenden Inventur eine enorme Preisermäßigung statt.

Verkauf sämtlicher Posten gegen Cash.

Bei einem Bareinkauf von Mk. 3.— an 1 Carton, enthaltend 12 elegante Glaskugeln (Christbaumschmuck), gratis.

Gebr. Flörsheim
Rotenburg, Lindenstrasse.

Naumann Nähmaschinen



verkörpern den Inbegriff
grösster Haltbarkeit u. Zuverlässigkeit.

Vertreter: **Gebr. Flörshelm**
Rotenburg.

Trotz unserer sehr billigen Preise erhält jeder Kunde
bei einem

Bar-Einkauf von 3 Mark an

**1 Carton enthaltend 12 Stück elegante
Glaskugeln (Christbaumschmuck) gratis.**

Größere Einkäufe werden höher bewertet.

:: Kalender verabfolgen wir nicht. ::

Gebr. Flörshelm, Rotenburg.

Gebrüder Flörsheim :: Rotenburg

Manufaktur- und Modewaren

In den nächsten Tagen treffen grosse Posten **weisse Damenhemden** bei uns ein. Dieselben sind jetzt bekannt unter Preis eingekauft und offerieren wir selbige wie folgt:

- Serie I Damenhemd mit Madeira-Stickerei Mk. 1.75
- Serie II Damenhemd mit Madeira-Stickerei Mk. 2.00

Die Hemden sind aussergewöhnlich billig und von guter, dauerhafter Qualität. Das sonstige reelle Preis derselben ist 2.75 und 3.00 Mk. Es bietet sich daher jetzt schon eine ganz besondere Gelegenheit, in **Damenhemden**

vorteilhafte **Weihnachtskäufe** zu machen.

Übersichtlich bringen wir unser gesamtes Lager in **Damen- und Herren-Kleiderstoffen** von billigen bis zum besten Genre in empfehlende Erinnerung. Auch hierzu können wir infolge geringer Anschaffungskosten und günstigen Einkaufs mit den **billigsten Preisen** an Hand gehen. Bei Bestellungen gratulieren wir ausserdem noch auf diese selbst aufgetriebene Artikel einen

Extra-Rabatt von 5 Prozent.

1200 Damen- u. Herren-Hemden

laden wir speziell für das Weihnachts-Geschäft zu **besonders billigen Preisen** ansetzen. Wir stellen diese Posten, um unseren Kunden etwas ganz Besonderes zu bieten, ebenfalls wieder zu **fabrikhaft billigen Preisen** zum Verkauf und zwar wie folgt:

100 Stück weisse Damen-Taghemden mit gestickter Passe	Stück Mk.	1.50
100 Stück weisse Damen-Taghemden mit handgestickter Madeira Passe	"	1.75
100 Stück weisse Damen-Taghemden mit handgestickter Madeira Passe	"	2.00
100 Stück weisse Damen-Taghemden mit handgestickter eleganter Madeira Passe	"	2.50
100 Stück weisse Damen-Taghemden mit breitem eleganten Spitzen	"	3.00

Sämtliche Hemden sind 1 Mk. unter dem regulären Preis.

100 Stück Normal-Herren-Hemden, Heule-Passen.	Stück Mk.	1.00
100 Stück Normal-Herren-Hemden, schwarze Qualität	"	1.50
100 Stück Normal-Herren-Hemden, schwarze Feinwaare	"	2.50
400 Stück Heckler-Normal-Hemden, unverwundlich	"	2.50

Passe offerieren wir nur solange der Vorrat reicht

Einen grossen Posten weisse Damen-Finette-Beinkleider, ausgelegt	Stück Mk.	1.25
Einen grossen Posten weisse Damen-Negligjacks, mit Spitzen	"	1.25

Gebrüder Flörsheim, Rotenburg a. F.

Sofas zu Engros-Preisen.

Von einer der bedeutendsten Polstermöbel-Fabriken haben wir in Sofas den Allein-Verkauf für Rotenburg und Umgegend übernommen, Demzufolge liefern wir von heute ab:

Rips- u. Cotelaine-Sofas von Mk. **35** an
Moquette-Sofas von Mk. **55** an
gepr. Pelusche-Sofas von Mk. **65** an
gew. Pelusche-Sofas von Mk. **75** an
Sofas in elegantester Ausführung bis Mk. 150

Es bietet sich speziell für **Bräutleute** und jüngere Hausstände besonders günstige Kaufgelegenheit. Für dauerhafte und solide Verarbeitung übernehmen wir weitgehendste Garantie. Muster-Sofas haben wir in reichlicher Auswahl am Lager und kann ein jedes Sofa nach Wunsch binnen 2—3 Tagen geliefert werden. Wir bitten, uns in diesem neuen Unternehmen unterstützen zu wollen und die Sofas einer gef. Durchsicht zu unterwerfen.

Gebr. Flörsheim
Rotenburg

Die noch angehäuften **Reste** aus unserer Versandabteilung in **Wäsche** und **Bekleidungsartikeln** werden weiter spottbillig rausgeworfen.

Der radikale **Damen-Mänteln** zu **Spottpreisen**
Verkauf in findet weiter statt.

Gebr. Flörsheim **Rotenburg**

Gebr. Flörsheim

Spezial-Ver sandhaus **Rotenburg** Lindenstraße 157. Telg.

Um unsere ausseren Vertrieb in ~~ganz~~ **Manufakturwaren** ~~zug~~ noch vor dem Neje abzuschliessen, versprechen wir vom

8. bis 24. Dezember sogenannte **Ausnahme-Tage.**

Um denselben gelangen unter vielen Weiffen speziell folgende Posten ~~zum~~ **herrend billig** zum Verkauf:

Ein grosser Posten Handtücher $\frac{1}{2}$ pro Dtz.	2,75 Mk.
„ „ „ Ia. Handtücher $\frac{1}{2}$ pro Dtz.	3,50 „
„ „ „ Damast-Handtücher $\frac{1}{2}$ pro Dtz.	4,80 „
„ „ „ Crepe-Handtücher $\frac{1}{2}$ pro Dtz.	6,50 „
„ „ „ Dowlax-Betttücher $\frac{1}{2}$ pro Stck.	1,75 „
Ein grosser Posten baumwollene Betttücher $\frac{1}{2}$ pro Stck.	2,25 „
Ein grosser Posten leinene Betttücher $\frac{1}{2}$ pro Stck.	2,50 „
Ein großer Posten doppeltbreite alaträte Bettbarchente, <u>garantirt federdicht u. säureecht</u> , pro Meter	1,35 Mk.
Ein großer Posten Steiber- u. Mouscauhöfe pro Meter	0,58 „
Ein großer Posten Mouscauhöfe pro Meter	0,80 „

Um unsere Manufacuren in jeder Weise entgegen zu kommen, gewähren wir trotz obiger von feiner Concurrenz billiger angebotenden Artikel bei einem **Barcinkauf** von 10 Mark an einem

Extra-Weihnachts-Rabatt

 **von 5 Prozent.** 

Unseren Kunden von auherhalb, welche die Bahn benutzen, vergüten wir die Rahrfahrt 3. Klasse.



Chanan Hans Flörsheim im Mai 2006 vor seinem Geburtshaus in der Rotenburger Lindenstraße



Chanan Hans Flörsheim im Mai 2006 in Rotenburg an den Gräbern seiner Großeltern (mütterlicherseits) Jakob Katzenstein (rechts) und Nanny geb. Lange (links), auf deren neu gestalteter Grabsteinplatte auch der ermordeten Eltern Julius Flörsheim und Paula geb. Katzenstein gedacht wird.

Vorfahren von Chanan (Hans Walter) FLÖRSHEIM

17. Aug. 2007



Stammbaum recherchiert und erstellt von H. Nuhn unter Verwendung des PAF Ahnenprogramms

Bearbeiter und Herausgeber:

Brigitte Meyer-Christ: Studium der Anglistik und Geschichte, Fachbereichsleiterin an der Jakob-Grimm-Schule Rotenburg a. d. Fulda.

Dr. Heinrich Nuhn: ehemals an der Jakob-Grimm-Schule Rotenburg tätig; Veröffentlichungen vor allem zur regionalen Geschichte und zum Judentum. Vorsitzender des Förderkreises „Ehemaliges Jüdisches Ritualbad Rotenburg – Gedenk- und Begegnungsstätte e. V.“.

Dr. Drs. h.c. Erhard Roy Wichn, M.A.: Professor (em.) im Fachbereich Geschichte und Soziologie der Universität Konstanz; Veröffentlichungen vor allem zur Schoáh und Judaica

Edition Shoáh & Judaica/Jewish Studies – seit über 20 Jahren

von/by Prof. Erhard Roy Wiehn



Hartung-Gorre Verlag/Publishers, Konstanz, Germany

Titel 8/2007 <http://www.uni-konstanz.de/soziologie/judaica>

Inhalt: 1. Israelia und Judaica / Jewish Studies; 2. Jüdische Geschichte / Jewish History; 3. Jüdische Biographien und Familiengeschichten / Jewish Biographies; 4. Gedenkschriften zur Schoáh / Shoáh Memorial Books; 5. Jüdische Überlebens- und Nichtüberlebensschicksale / Jewish Fates; 6. Schoáhrelevante Schriften / Books related to the Shoáh; 7. Konstanzer Schriften zur Schoáh & Judaica (von jungen WissenschaftlerInnen / By young scholars); 8. Fiction; 9. Romane /Novels; 10. Gedichte und Reime; 11. Andere Schriften von Erhard Roy Wiehn / Other Publications by Erhard Roy Wiehn; 12. Schriften weiterer AutorInnen im Hartung-GorreVerlag / Books by Other Authors; 13. Konstanzer Schriften zur Sozialwissenschaft

**1. Israelia und Judaica / Jewish Studies (nach Erscheinungsjahr /
in order of publication)
verfaßt oder bearbeitet und herausgegeben von Erhard Roy Wiehn**

Erhard Roy Wiehn u. *Heide Mirjam Wiehn**, *Dajénu* - Tagebuch einer Israelreise. Konstanz 1986, 2. Auflage 1987, 326 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89191-079-7

Erhard Roy Wiehn, *Dajénu II* - Eine denkwürdige Dienstreise nach Israel. Konstanz 1988, 464 Seiten, 20,35 €. ISBN 3-89191-186-6: **Vergriffen!**

Erhard Roy Wiehn (Hg.), *Judenfeindschaft* - Eine öffentliche Vortragsreihe an der Universität Konstanz 1989. Konstanz 1989, 303 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89191-272-2

Erhard Roy Wiehn (Hg.), *Juden in der Soziologie* - Eine öffentliche Vortragsreihe an der Universität Konstanz 1989. Konstanz 1989, 350 Seiten, 20,35 €. ISBN 3-89191-312-5

Erhard Roy Wiehn, *Schriften zur Schoáh und Judaica (I)*. Konstanz 1992, 595 Seiten, 34,77 €. ISBN 3-89191-536-5

Erhard Roy Wiehn, *Gewarnt* - Kolumnen zur Lage, Vorworte und Rezensionen. Schriften zur Schoáh und Judaica (II) 1991-1994. Konstanz 1994, 136 Seiten, 9,20 €. ISBN 3-89191-753-8: **Vergriffen!**

Erhard Roy Wiehn, *Keine Entwarnung* - Kolumnen zur Lage, Schriften zur Schoáh und Judaica (III) 1994-1997. Konstanz 1997, 285 Seiten, 24,54 €. ISBN 3-89649-111-3: **Vergriffen!**

* *Autorinnen dieser Edition kursiv.*

Erhard Roy Wiehn, Bleibende Warnungen I - Schriften zur Schoáh und Judaica 1997-1999 (IV). Konstanz 1999, 222 Seiten, 18,41 €. ISBN 3-89649-414-7

Erhard Roy Wiehn, Bleibende Warnungen II - Schriften zur Schoáh und Judaica 1999-2003 (V) sowie ausgewählte Briefe, Berichte und Rezensionen seit 1984. Konstanz 2004, 362 Seiten, 28,- €. ISBN 3-89649-904-1

Erhard Roy Wiehn, Bleibende Warnungen III – Gesammelte Vorworte, Vorträge und Artikel 2004-2007. Konstanz 2007 ISBN 3-86628-146-3: In Vorbereitung!

Israel A. Ben Yosef, Lebendiges Judentum - Betrachtungen eines Rabbiners 1990-1995. Gedenkschrift. Konstanz 1995, 213 Seiten, 15,08 €. ISBN 3-89191-927-1

Israel A. Ben Yosef, Lebendiges Judentum II - Predigten und Betrachtungen eines Rabbiners 1990-1995. Bearbeitet von Rafael u. Ursula-Hava Rosenzweig. Konstanz 1999, 219 Seiten, 22,50 €. ISBN 3-89649-382-5

Isidor Hirsch, Maimonides - Persönlichkeit und Werk. (1935) Aus dem Tschechischen von Avri Salamon. Konstanz 2003, 50 Seiten, 8,- €. ISBN 3-89649-877-0

Josef N. Rudel, Wir schöpfen Kraft aus Tränen - Leitartikel aus 'Die Stimme' Tel Aviv, Monatschrift der Bukowiner Juden 1993-1997. Konstanz 1997, 83 Seiten, 10,12 €. ISBN 3-89649-139-3

Yoel Sher, Zum Frieden unterwegs - Botschaften eines israelischen Botschafters in Österreich, der Slowakei u. Slowenien 1995-1998. Konstanz 1998, 108 S., 12,68 €. ISBN 3-89649-263-2

Andrei Oișteanu, Das Bild des Juden in der rumänischen Volkskultur. - Eine Auswahl scheinbar positiver Vorurteile. Aus dem Englischen von Marie-Elisabeth Rehn. Konstanz 2002, 49 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-89649-816-9

Lesja Ukrainka, Judaica – Babylonische Gefangenschaft und andere Gedichte. Aus dem Ukrainischen von Nadiya Medvedovska. Konstanz 2005, 99 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-89649-964-5

Alice Schwarz-Gardos, Zeitzeugnisse aus Israel – Gesammelte Beiträge der Chefredakteurin der 'Israel Nachrichten'. Herausgegeben zum 90. Geburtstag der Autorin. Konstanz (August) 2006, 191 Seiten. ISBN 3-86628-096-3

Alice Schwarz-Gardos, Weitere Zeitzeugnisse aus Israel – Gesammelte Beiträge der Chefredakteurin der 'Israel Nachrichten' Tel. Aviv. Konstanz (Mai) 2007, 292 Seiten. 18,- €. ISBN 3-86628-134-X: Neu

Sidi Gross, Überlebt und weitergelebt – Weitere Geschichten aus Israel und Czernowitz sowie Rezensionen. Konstanz 2007. ISBN 3-86628-142-0: In Vorbereitung!

Iwan Franko, Zum Licht sich gesehnt – Ausgewählte Judaica. Aus dem Ukrainischen von Nadiya Medvedovska. Konstanz 2007: In Vorbereitung!

Autoren jüdischer Herkunft

Valeriu Marcu, "Ein Kopf ist mehr als vierhundert Kehlköpfe" - Gesammelte Essays. Im 60. Todesjahr Valeriu Marcu zum Gedenken. Ausgewählt und kommentiert von Andrei Corbea-Hoişie, herausgegeben von Erhard Roy Wiehn. Konstanz 2002, 251 Seiten, 26,00 €. ISBN 3-89649-736-7

2. Jüdische Geschichte / Jewish History (in order of publication) **bearbeitet und herausgegeben von Erhard Roy Wiehn**

2.1. In Deutschland / In Germany

Hans Nothnagel u. Ewald Dähn, Juden in Suhl - Ein geschichtlicher Überblick. Konstanz 1995, 310 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89191-742-2

Werner Simsohn, Juden in Gera I - Ein geschichtlicher Überblick. Konstanz 1997, 286 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89649-112-1.

Werner Simsohn, Juden in Gera II - Jüdische Familiengeschichten. Konstanz 1998, 334 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89649-260-8

Werner Simsohn, Juden in Gera III - Judenfeindschaft in der Zeitung. Leben, Leiden im NS-Staat, Folgen 1933-1945. Konstanz 2000, 222 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89649-413-9

Hans David Blum, Juden in Breisach - Von den Anfängen bis zur Schoah. 12.-19. Jahrhundert. Band 1. Konstanz 1998, 275 Seiten, 19,94 €. ISBN 3-89649-362-0

Marie-Elisabeth Rehn, Juden in Norderdithmarschen - im Spiegel von Niederlassungsgesuchen des 19. Jahrhunderts. Konstanz 2000, 179 Seiten, 18,41 €. ISBN 3-89649-525-9

Marie-Elisabeth Rehn, Juden in Friedrichstadt - Die Vorstandsprotokolle der Israelitischen Gemeinde von 1802-1860. Konstanz 2001, 118 Seiten, 20,45 €. ISBN 3-89649-646-8

Marie-Elisabeth Rehn, Juden in Süderdithmarschen - Fremde im eigenen Land. Herzogtum Holstein 1799-1858. Konstanz 2003, 148 Seiten, 8,-- €. ISBN 3-89649-829-0

Volker Boch, Juden in Gemünden - Geschichte und Vernichtung einer jüdischen Gemeinde im Hunsrück. Vorwort Hans Schlemper. Konstanz 2003, 70 S., 9,80 €. ISBN 3-89649-824-X

2.2. Andere Länder / Other Countries

Dmitry B. Peisakhov, Jüdisches Leben in Kiew - Eine Fotodokumentation. (Einführung in Deutsch, Englisch u. Russisch) Konstanz 1992/93, 200 Seiten, 18,41 €. ISBN 3-89191-551-9

Jehuda L. Stein, Juden in Krakau - Ein geschichtlicher Überblick 1173-1939. Konstanz 1997, 137 Seiten, 15,34 €. ISBN 3-89649-201-2: **Vergriffen!**

Itzik Schwarz-Kara, Juden in Podu Iloaiei - Zur Geschichte eines rumänischen Shtetls. Aus dem Rumänischen von Iulian Comanean und Sieglinde Domurath. Konstanz 1997, 103 Seiten, 13,29 €. ISBN 3-89649-202-0

Josef N. Rudel, Das waren noch Zeiten - Jüdische Geschichten aus Czernowitz und Bukarest. Konstanz 1997, 70 Seiten, 8,18 €. ISBN 3-89649-138-5

Israel A. Glück, Kindheit in Lackenbach - Jüdische Geschichte im Burgenland. Konstanz 1998, 83 Seiten, 12,78 €. ISBN 3-89649-370-1

Solomon Atamuk, Juden in Litauen - Ein geschichtlicher Überblick vom 14. bis 20. Jahrhundert. Aus dem Litauischen von Zwi Grigori Smoliakov. Konstanz 2000, 340 Seiten, 29,65 €. ISBN 3-89649-200-4

Victor Rusu, Damals im Shtetl - Jüdisches Leben in Rumänien. Erlebte und überlieferte Geschichten. Aus dem Rumänischen von Kathrin Lauer. Konstanz 2001, 166 Seiten, 24,52 €. ISBN 3-89649-671-9

Erhard Roy Wiehn, Juden in Thessaloniki - Die alte sephardische Metropole im kurzen historischen Überblick unter besonderer Berücksichtigung der Schoah 1941-1944. Konstanz 2001, 50 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-89649-718-9

Erhard Roy Wiehn, Ewrai sti Thessaloniki - Jews in Thessaloniki. (ins Griechische übertragen von Rudolf Amariglio, translated into English from James Stuart Brice). Konstanz 2004, 74 Seiten (Griechisch u. Englisch), 12,-- €. ISBN 3-89649-909-2

Jakob Honigsman, Juden in der Westukraine - Jüdisches Leben und Leiden in Ostgalizien, Wolhynien, der Bukowina und Transkarpatien 1933-1945. Aus dem Russischen von Juri Schatton, herausgegeben von Raymond M. Guggenheim u. Erhard Roy Wiehn. Konstanz 2001, 380 Seiten, 35,10 €. ISBN 3-89649-647-6

Haya Meiri-Minerbi, Juden in Kesmark und Umgebung zur Zeit der Schoah - Jüdisches Leben und Leiden in der Slowakei. Konstanz 2002, 43 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-89649-811-8

Sami Scharon, Hebräer - Juden - Israelis - Zur Entwicklung eines Volkes. Mehr als 3000 Jahre Geschichte neu erzählt. Konstanz 2003, 537 Seiten, 24,80 €. ISBN 3-89649-868-1

Jehuda L. Stein, Jüdische Ärzte und das jüdische Gesundheitswesen in Krakau - Vom 15. Jahrhundert bis zur Schoah. Konstanz 2006, 59 S., ISBN 3-86628-046-7

3. Jüdische Biographien und Familiengeschichten / Jewish Biographies, bearbeitet und herausgegeben von Erhard Roy Wiehn

3.1. In und aus Deutschland / In and from Germany

Bernhard Mayer, Interessante Zeitgenossen/Interesting Contemporaries - Lebenserinnerungen eines jüdischen Kaufmanns und Weltbürgers 1866-1946 (Deutsch u. Englisch). Konstanz 1998, 378 Seiten, 24,54 €. ISBN 3-89191-888-7

Erwin Rehn & *Marie-Elisabeth Rehn*, Die Stillschweigs - Von Ostrowo über Berlin und Peine nach Heide in Holstein bis zum Ende in Riga, Theresienstadt und Auschwitz. Eine jüdische Familiensaga 1862-1944. Konstanz 1998, 216 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89649-259-4

Jerry Lindenstrauss, Eine unglaubliche Reise - Von Ostpreußen über Schanghai und Kolumbien nach New York. Jüdische Familiengeschichte 1929-1999. Konstanz 1999, 108 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89649-441-4

Tutti Jungmann-Bradt, Die Bradts - Jüdische Familiengeschichte aus Berlin 1870-1999/The Bradts - History of a Jewish Family from Berlin 1870-1999 (Englisch von James Stuart Brice). Konstanz 1999, 130 Seiten, 12,68 €. ISBN 3-89649-392-2

Inge Auerbacher, Jenseits des gelben Sterns – Ein neues Leben in Amerika für die Versöhnung. Konstanz 2005, 144 Seiten, 9,80 €. ISBN 3-89649-969-6

Olga Hempel, Immer ein bißchen revolutionär – Lebenserinnerungen einer der ersten Ärztinnen in Deutschland. Konstanz 2005, 158 Seiten, 14,80 € ISBN 3-86628-025-4

Zwi Helmut Steinitz, Als Junge durch die Hölle des Holocaust – Von Posen durch Warschau, das Krakauer Ghetto, Plaszow, Auschwitz, Buchenwald, Berlin-Haselhorst, Sachsenhausen bis Schwerin und über Lübeck, Neustadt, Bergen-Belsen, Antwerpen nach Erez Israel 1927-1946. Konstanz (September) 2006, 423 Seiten, 24,80 €. ISBN 3-86628-075-0 - (Hebräisch: *Makom elav lo schavti meolam* – A Place of no Return. Tel Aviv 2003. ISBN 569-215-650-2)

Christoph Schwarz, Verfolgte Kinder und Jugendliche aus Baden-Württemberg 1933-1945. Konstanz (Herbst) 2007. ISBN 3-86628-171-4: In Vorbereitung!

3.2. Deutschland und Israel / Germany and Israel

Gerschon Monar, Verpflanzt und neu verwurzelt - Eine jüdische Familiengeschichte aus Leipzig und Halle in Israel 1924-1994. Konstanz 1995, 147 Seiten, 11,25 €. ISBN 3-89191-887-9

Leo Picard, Vom Bodensee nach Erez Israel - Pionierarbeit für Geologie und Grundwasser seit 1924. Konstanz 1996, 290 Seiten, 19,94 €. ISBN 3-89191-799-6

Fritz Joseph Heidecker, Die Brunnenbauer - Jüdische Pionierarbeit in Palästina 1934-1939. Konstanz 1998, 258 Seiten, 23,01 €. ISBN 3-89649-342-6

Uri Toeplitz, Und Worte reichen nicht - Von der Mathematik in Deutschland zur Musik in Israel. Eine jüdische Familiengeschichte 1812-1998. Mit einem Vorwort von Niels Hansen. Konstanz 1999, 2. Aufl. 2000, 276 Seiten, 24,54 €. ISBN 3-89649-351-5

Nathan Höxter, Jüdische Pionierarbeit - Nach Kindheit und früher Jugend in Berlin ein Leben im Kibbutz Geva und neue Brücken nach Deutschland 1916-2000. Konstanz 2000, 142 Seiten, 20,35 €. ISBN 3-89649-612-3

Manfred Mosche Gerson, Ein Leben im 20. Jahrhundert - Von Westpreußen über Berlin und Hannover durch Amerika, NS-Deutschland und Lettland nach Israel 1906-1982. Konstanz 2002, 315 Seiten, 31,90 €. ISBN 3-89649-735-9

Zwi Helmut Steinitz, Vom Holocaust-Opfer zum Blumenexport-Pionier – Von Posen durch das Krakauer Ghetto und deutsche KZs nach Israel zum Gemüseanbau im

Kibbuz und zum israelischen Blumenexport 1927-2007. Konstanz (August) 2007, 117 Seiten. ISBN 3-86628-160-9: Neu!

Chanan Hans Flörsheim, Über die Pyrenäen in die Freiheit – Von Rotenburg an der Fulda über Leipzig nach Amsterdam und durch Frankreich und Spanien nach Israel 1943-1944. Konstanz (Anfang) 2008. ISBN 3-86628-167-6: Neu!

3.3. Andere Länder / Other Countries

Mirjam Korber, Deportiert - Jüdische Überlebensschicksale aus Rumänien 1941-1944. Aus dem Rumänischen und eingeleitet von Andrei Hoisie. Mit einem Bericht über das Massaker in Jassy 1941 von Henry L. Eaton (englisch). Konstanz 1993, 303 Seiten, 24,54 €. ISBN 3-89191-617-5

Mirjam Bercovici-Korber, Was aus ihnen geworden ist - Jüdische Familiengeschichten aus Rumänien 1855-1995. Konstanz 1996, 124 Seiten, 12,68 €. ISBN 3-89649-002-8

Mirjam Bercovici & Beno Hoisie, Die Letzten vielleicht - Alte jüdische Menschen in Bukarest und Jassy. Vorwort von Andrei Corbea-Hoisie. Konstanz 1998, 104 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89649-328-0

Margit Bartfeld-Feller, Dennoch Mensch geblieben - Von Czernowitz durch Sibirien nach Israel 1923/96. Konstanz 1996 (I), 121 Seiten, 12,68 €. ISBN 3-89649-029-X:
Vergriffen, jetzt in: Margit Bartfeld-Feller, Am östlichen Fenster. Konstanz 2002!

Margit Bartfeld-Feller, Nicht ins Nichts gespannt - Von Czernowitz nach Sibirien deportiert. Jüdische Schicksale 1941-1990. Konstanz 1998 (II), 108 S., 12,68 €. ISBN 3-89649-327-2

Margit Bartfeld-Feller, Wie aus ganz andern Welten - Erinnerungen an Czernowitz und die sibirische Verbannung. Konstanz 2000 (III), 72 Seiten, 11,25 €. ISBN 3-89649-527-5

Margit Bartfeld-Feller, Am östlichen Fenster - Gesammelte Geschichten aus Czernowitz und aus der sibirischen Verbannung. Konstanz 2002, 270 Seiten, 30,95 €. ISBN 3-89649-672-7

Margit Bartfeld-Feller, Unverloren – Weitere Geschichten aus Czernowitz und aus der sibirischen Verbannung. Konstanz 2005, 102 S. 14,80 € ISBN 3-89649-926-2

Margit Bartfeld-Feller, I proschedscheje ne uchodit (russisch: Und Vergangenes vergeht nicht). Konstanz 2005, 115 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-86628-036-X

***Margit Bartfeld-Feller*, Erinnerungswunde – Weitere Geschichten aus Czernowitz und aus der sibirischen Verbannung sowie Zeitungsbeiträge und Berichte. Konstanz 2007. ISBN 3.86628-151-X: In Vorbereitung!**

Hedwig Brenner, Jüdische Frauen in der bildenden Kunst - Ein biographisches Verzeichnis. Geleitet von Pnina Navè Levinson und Margarita Pazi s.A. Konstanz 1998, 236 Seiten, 20,35 €. ISBN 3-89649-199-7

Hedwig Brenner, Jüdische Frauen in der bildenden Kunst II. Konstanz 2004, 376 S. mit Bilder-CD auch zu Band I und www.uni-konstanz.de/judaica/kuenstlerinnen, 24,80 €. ISBN 3-89649-913-0

***Hedwig Brenner*, Jüdische Frauen in der bildenden Kunst III – Ein biographisches Verzeichnis. Unter Mitarbeit von Jutta Obenland. Konstanz (Juli) 2007, 264 Seiten, 22,50 €. ISBN 3-86628-120-X: Neu!**

Marcel Pauker, Ein Lebenslauf - Jüdisches Schicksal in Rumänien 1896-1938. Mit einer Dokumentation zu Ana Pauker. Herausgegeben von William Totok und Erhard Roy Wiehn. Konstanz 1999, 194 Seiten, 17,38 €. ISBN 3-89649-371-X

Jehuda L. Stein, Die Steins - Jüdische Familiengeschichte aus Krakau 1830-1999. Konstanz 1999, 148 Seiten, 16,36 €. ISBN 3-89649-417-1

Matei Gall, Finsternis - Durch Gefängnisse, KZ Wapniarka, Massaker und Kommunismus. Ein Lebenslauf in Rumänien 1920-1990. Konstanz 1999, 338 S., 24,54 €. ISBN 3-89649-416-3

Jarmila Potůčková-Taussigová, Die Taussigs - Jüdische Familien- und Leidensgeschichte in Böhmen und Mähren 1909-1989. Konstanz 2000, 58 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89649-543-7

Eduard Goldstücker, Die russische Revolution - Hoffnung und Enttäuschung. Konstanz 2001, 43 Seiten, 13,60 €. ISBN 3-89649-698-0

Anna Ornstein, Versklavung und Befreiung - Jüdische Schicksale aus Ungarn als zeitgemäße Pessachgeschichten. Mit Radierungen von Stewart Goldman. Aus dem Englischen von Martin Goßmann. Konstanz 2001, 14,80 €. 101 Seiten. ISBN 3-89649-714-6

Schlomo Graber, Schlamme - Von Ungarn durch Auschwitz-Birkenau, Fünfteichen und Görlitz nach Israel. Jüdische Familiengeschichte 1859-2001. Konstanz 2002, 141 Seiten, 22,00 €. ISBN 3-89649-757-X

Rachel Bernheim-Friedmann, Ohringe im Keller - Von Transkarpatien durch Auschwitz-Birkenau nach Israel. Konstanz 2002, 170 S., 22 €. ISBN 3-89649-756-1

Mosche Robert Fischl, Wiener - Jude - Israeli - Jüdische Familiengeschichte in Österreich und Israel 1928-1964. Konstanz 2002, 100 S., 18,50 €. ISBN 3-89649-787-1

Zeev Milo, Im Satellitenstaat Kroatien - Eine Odyssee des Überlebens 1941-1945. Konstanz 2002, 256 Seiten, 17,- €. ISBN 3-89649-809-6

Jerzy Czarnecki, Mein Leben als "Arier" - Jüdische Familiengeschichte in Polen zur Zeit der Schoah und als Zwangsarbeiter in Deutschland. Konstanz 2002, 99 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-89649-815-0;

Jerzy Czarnecki, My Life as an "Aryan" – From Velyki Mosty through Zhovkva to Stralsund. Konstanz (February) 2007, 173 pages, many photos, 14,80 €. ISBN 3-89649-998-X: Neu!

Elke Brederick, Menschen jüdischer Herkunft - Selbstbilder aus St. Petersburg, Vilnius und Berlin. Konstanz 2004, 160 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-89649-882-7

Franka Kühn, Dr. Eduard Reiss - Der erste jüdische Bürgermeister von Czernowitz 1905-1907. Konstanz 2004, 81 Seiten, 13,80 €. ISBN 3-89649-891-6

Iulia Deleanu, Leben für andere - Jüdische Porträts aus Rumänien. Aus dem Rumänischen von Mirjam Bercovici. Vorwort Andrei Corbea-Hoişie. Konstanz 2004, 124 Seiten, 16,-- €. ISBN 3-89649-907-6

Sidi Gross, Zeitzeugin sein – Geschichten aus Czernowitz und Israel. Konstanz 2005, 88 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-86628-016-5

Mordechai Henrik Gidron, Trotzdem weitergelebt – Von Budapest durch das Ghetto Miskolc, Auschwitz-Birkenau, Arbeitslager in München-Allach sowie Mettenheim-Mühlendorf und ein neues Leben in Israel. Mit Erinnerungen an die Familien Blum und Grünwald 1935-1990. Konstanz 2005, 153 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-86628-024-6

Agnes Weiss-Balazs, "Zusammen – Zusammen" – Von Nordsiebenbürgen durch Auschwitz-Birkenau und Ravensbrück bis Neustadt-Glewe und Wittstock 1923-1945. Konstanz 2005, 53 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-86628-027-0

Josef Norbert Rudel, Honigsüß und gallenbitter – Aus dem Leben eines Czernowitzers. Konstanz 2006, 59 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-86628-049-1

Mark Ettinger, Erinnerungen – Von Warschau durch die Sowjetrepublik Komi nach Astrakhan 1922-1999. Bearbeitet von Hermann Prell. Konstanz 2006, 170 Seiten, 18,-- €. ISBN 3-866-059-9

Friederika Richter, Berta Camilla Sarah Hartlieb – Zum Leben einer außergewöhnlichen Wiener Jüdin und Wladimir von Hartlieb. Konstanz 2006, 159 Seiten, 14,50 €. ISBN 3-86628-057-2

3.4. Literarisierte Autobiographien

Selma Kahn, Der Weg ins Dritte Reich - Autobiographische Geschichte. Konstanz 2002, 246 Seiten, 24,50 €. ISBN 3-89649-760-X

Sami Scharon, Gestritten, gekämpft und gelitten - Von Danzig nach Erez Israel, bei der britischen Armee in Nordafrika, mit der 'Jewish Brigade Group' durch Italien, Deutschland, Holland und Belgien, dann Offizier in der israelischen Armee 1923-1948. Konstanz 2002, 304 Seiten, 29,80 €. ISBN 3-89649-761-8

Sassona Dachlika, "Volksfeinde" - Von Czernowitz durch Sibirien nach Israel. Eine Erzählung. Konstanz 2002, 140 Seiten, 22,00 €. ISBN 3-89649-802-9

Schrage Golani, Brennendes Leben – Von Pabianice und Piotrków in Polen durch die Lager Skarzysko, Kamiena, Blizyn, Auschwitz-Birkenau, Ohrdruf bis zur Befreiung in Buchenwald. Konstanz 2004, 258 Seiten, 19,80 €. ISBN 3-89649-955-6

Benjamin Anolik, Lauf zum Tor mein Sohn – Von Wilna durch das Ghetto Wilna und sechs Lager in Estland. Jüdische Schicksale in und aus Litauen. Konstanz 2005, 127 Seiten, Fotos, 14,80 €. ISBN 3-86628-020-3

4. Gedenkschriften zur Schoáh / Shoáh Memorial Books verfaßt oder bearbeitet und herausgegeben von Erhard Roy Wiehn

4.1. Deutschland / Germany

Erhard Roy Wiehn, Novemberpogrom 1938 - Die 'Reichskristallnacht' in den Erinnerungen jüdischer Zeitzeugen der Kehilla Kedoscha Konstanz 50 Jahre danach als Dokumentation des Gedenkens. Konstanz 1988, 314 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89191-173-4

Erhard Roy Wiehn (Hg.), Oktoberdeportation 1940 - Die sogenannte 'Abschiebung' der badischen und saarpfälzischen Juden in das französische Internierungslager Gurs und andere Vorstationen von Auschwitz 50 Jahre danach zum Gedenken. Mit einer Dokumentation. Konstanz 1990, 1024 Seiten, 34,77 €. ISBN 3-89191-332-X

Richard Zahlten, Dr. Johanna Geissmar - Von Mannheim nach Heidelberg und über den Schwarzwald durch Gurs nach Auschwitz-Birkenau 1877-1942. Einer jüdischen Ärztin 60 Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 2001, 68 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-89649-661-1

Erhard Roy Wiehn, Zum Reichspogrom 1938 – Die Ereignisse in Konstanz 70 Jahre danach zum Gedenken. Konstanz (Ende) 2007. ISBN 3-86628-165-X: In Vorbereitung!

4.2. Andere Länder / Other Countries

Erhard Roy Wiehn, Kaddisch - Totengebet in Polen. Reisegespräche und Zeitzeugnisse gegen Vergessen in Deutschland. [Anlässlich des 40. Jahrestages des Aufstands im Warschauer Ghetto] *Darmstadt (Verlag Darmstädter Blätter, Haubachweg 5, 64285 Darmstadt) 1984, 2. Auflage 1987. 903 Seiten, DM 88,-. ISBN 3-87139-080-1*

Erhard Roy Wiehn (Hg.), Die Schoáh von Babij Jar - Das Massaker deutscher Sonderkommandos an der jüdischen Bevölkerung von Kiew 1941 fünfzig Jahre danach zum Gedenken. Mit einer Dokumentation. (Deutsche, englische, russische Texte) Konstanz 1991, 850 Seiten, 39,88 €. ISBN 3-89191-430-X: **Vergriffen!**

Erhard Roy Wiehn, Ghetto Warschau - Aufstand und Vernichtung 1943 fünfzig Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 1993, 300 Seiten, 24,54 €. ISBN 3-89191-626-4

Erhard Roy Wiehn (Hg.), Totengebet - 60 Jahre Beginn des Zweiten Weltkriegs und der Schoáh in Polen. Konstanz 1999, 79 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89649-415-5

Erhard Roy Wiehn (Hg.), Camp de Gurs 1940 - Zur Deportation der Juden aus Südwestdeutschland 60 Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 2000, 188 Seiten, 18,41 €. ISBN 3-89649-530-5

Erhard Roy Wiehn (Hg.), *Babij Jar 1941 - Das Massaker deutscher Exekutionskommandos an der jüdischen Bevölkerung von Kiew 60 Jahre danach zum Gedenken*. Konstanz 2001, 189 Seiten, 19,43 €. ISBN 3-89649-645-X

Jiří Weil, *Elegie für 77297 Opfer - Jüdische Schicksale in Böhmen und Mähren 1939/45*. Aus dem Tschechischen von Avri Salamon. Konstanz 1999, 36 S., 9,20 €. ISBN 3-89649-440-6

Mordecai Paldi, *Es gab auch Gerechte - Retter und Rettung jüdischen Lebens im deutschbesetzten Europa 1939-1945*. Aus dem Englischen und Französischen von Brigitte Pimpl. Konstanz 1999, 134 Seiten, 14,83 €. ISBN 3-89649-412-0

Martin Roemer, *Siebzig Gedichte zur Schoáh*. Konstanz (September) 2007. ISBN 3-86628-166-8: Neu!

5. Jüdische Überlebens- und Nichtüberlebensschicksale / Jewish Fates (nach Hauptbezugsland und Erscheinungsjahr in Einmalnennung) bearbeitet und herausgegeben von Erhard Roy Wiehn

5.1. In und aus Deutschland / In and from Germany

Schmuel Brand u. Erhard Roy Wiehn (Hg.): Hermann Brand, *Die Tournee geht weiter - Ein jüdisches Schauspielerschicksal in Deutschland [Karlsruhe] und der Schweiz 1898-1966*. Mit einer Dokumentation. Konstanz 1990, 270 Seiten, 17,79 €. ISBN 3-89191-369-9

Marianne Ahlfeld-Heymann, *Und trotzdem überlebt - Ein jüdisches Schicksal: aus Köln durch Frankreich nach Israel 1905-1955*. Konstanz 1994, 122 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89191-730-9

Ludwig Mühlfelder, *Weil ich übriggeblieben bin - Ein jüdisches Überlebensschicksal aus Suhl in Thüringen und Amerika 1924-1994*. Konstanz 1995, 214 S., 20,20 €. ISBN 3-89191-812-7

Martha und Else Liefmann, *Helle Lichter auf dunklem Grund - Die 'Abschiebung' aus Freiburg nach Gurs 1940-1942 (Reprint)*. Mit Erinnerungen an Professor Dr. Robert Liefmann sowie weiteren Beiträgen und Dokumenten. Konstanz 1995, 221 S., 17,64 €. ISBN 3-89191-815-1

Gretel Baum-Meróm & Rudy Baum, *Kinder aus gutem Hause/Children of a Respectable Family - Von Frankfurt am Main nach Israel und Amerika/From Frankfurt to Israel and America 1913/15-1995*. Konstanz 1996, 263 Seiten, 20,35 €. ISBN 3-89191-813-5

Helmut Grünfeld, *Gerechte gab es nicht viele - Ein deutsch-jüdisches Überlebensschicksal in Mainz 1928-1945*. Konstanz 1996, 102 Seiten, 10,12 €. ISBN 3-89191-993-X

Fritz Ottenheimer, *Wie hat das geschehen können - Von Konstanz in die USA durch den Krieg und zurück. Jüdische Schicksale 1925-1996*. Konstanz 1996, 230 Seiten, 20,35 €. ISBN 3-89649-006-0

Wolfgang Hadda, *Knapp davongekommen - Von Breslau nach Schanghai und San Francisco. Jüdische Schicksale 1920-1947*. Konstanz 1997, 258 Seiten, 20,35 €. ISBN 3-89649-090-7

Marga L. Randall, Als sei es erst gestern geschehen - Jüdische Schicksale aus Schembeck 1930-1997. Mit einem Vorwort von Ignatz Bubis. Konstanz 1997, 124 Seiten, 16,36 €. ISBN 3-89649-171-7

Martin Ruch, In ständigem Einsatz - Das Leben Siegfried Schnurmanns. Jüdische Schicksale aus Offenburg und Südbaden 1907-1997. Mit einem Geleitwort von Nathan Peter Levinson. Konstanz 1997, 112 Seiten, 15,34 €. ISBN 3-89649-196-2

Martin Ruch, Aus der Heimat verjagt - Zur Geschichte der Familie Neu. Jüdische Schicksale aus Offenburg und Südbaden 1874-1998. Konstanz 1998, 240 Seiten, 16,77 €. ISBN 3-89649-284-5

Jack Scott, Nie wieder in Deutschland leben - Von Gelsenkirchen, Gera und Fürth durch Belgien, Frankreich, Spanien mit der britischen Armee nach Deutschland zurück. Konstanz 1998, 191 Seiten, 20,35 €. ISBN 3-89649-343-4

Lilli Bernhard-Ithai, Erinnerung verpflichtet - Von Berlin über Brüssel nach Lyon in die Schweiz und durch Gurs nach Auschwitz. Jüdische Schicksale 1933-1945. Konstanz 1999, 83 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89649-372-8

Herbert Zwi Kessler, Der Weg ins Ungewisse - Von Berlin nach Holland und Belgien. Erinnerungen eines jüdischen Flüchtlingskindes 1928-1945. Konstanz 2000, 498 Seiten, 39,88 €. ISBN 3-89649-556-9

Paul Siegel, In ungleichem Kampf - Christlich-jüdische Rettungsaktion der Westerweel-Gruppe. Von Köln nach Holland durch Westerbork über Frankreich und Spanien nach Israel 1924-1947. Konstanz 2001, 246 Seiten, 25 €. ISBN 3-89649-626-3

Evelyn Pike Rubin, Ghetto Schanghai - Von Breslau nach Schanghai und Amerika. Erinnerungen eines jüdischen Mädchens damals. Konstanz 2002, 78 S., 18 €. ISBN 3-89649-792-8

5.2. In Frankreich / In France

Louis Dreyfuss, Emigration nur ein Wort? - Ein jüdisches Überlebensschicksal [aus Breisach am Rhein] in Frankreich 1933-1945. Konstanz 1991, 148 S., 15,24 €. ISBN 3-89191-399-0: **Vergriffen!**

Dorothee Freudenberg-Hübner u. Erhard Roy Wiehn (Hg.), Abgeschoben - Jüdische Schicksale aus Freiburg 1940-1942. Briefe der Geschwister Liefmann aus Gurs und Morlaas an Adolf Freudenberg in Genf. Konstanz 1993, 213 Seiten, 19,43 €. ISBN 3-89191-665-5

Friedel Bohmy-Reiter, Vorhof der Vernichtung - Eine Schweizer Schwester im französischen Internierungslager Rivesaltes 1941-1942. Konstanz 1995, 167 Seiten, 12,78 €. ISBN 3-89191-917-4

Manfred Wildmann u. Erhard Roy Wiehn (Hg.), Und flehentlich gesegnet - Briefe der Familie Wildmann aus Rivesaltes und Perpignan. Jüdische Schicksale aus Philippsburg 1941-1943. Mit einem Vorwort von Margot Wicki-Schwarzschild. Konstanz 1997, 204 Seiten, 20,35 €. ISBN 3-89649-067-2

5.3. In und aus Griechenland / In and from Greece

Jacques Stroumsa, Geiger in Auschwitz - Ein jüdisches Überlebenschicksal aus Saloniki 1941-1967. Aus dem Französischen von Brigitte Pimpl. Konstanz 1993, 108 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89191-652-3: **Wieder lieferbar!**

Jacques Stroumsa, Violinist in Auschwitz - From Salonica to Jerusalem 1913-1967. Translated by James Stuart Brice. (Englisch von James Stuart Brice) Konstanz 1996, 110 Seiten, 10,12 €. ISBN 3-89191-869-0

Erika Myriam Koumio-Amariglio, Damit es die ganze Welt erfährt - Von Saloniki nach Auschwitz und zurück 1926-1996. Aus dem Griechischen von Egon Amariglio. Konstanz 1996, 2. Auflage 2003, 171 Seiten, 19,80 €. ISBN 3-89649-003-6

5.4. Jugoslawien / Yugoslavia

Zdenko Levental, Auf glühendem Boden - Ein jüdisches Überlebenschicksal in Jugoslawien 1941-1947. Mit einer Dokumentation. Konstanz 1994, 296 Seiten, 24,54 €. ISBN 3-89191-644-2: **Vergriffen!**

Michael Merón alias Wladimir Mautner, Wir müssen es alleine schaffen - Von Zagreb durch deutsche Kriegsgefangenschaft und Jugoslawien nach Israel 1915-1997. Konstanz 1997, 83 Seiten, 12,68 €. ISBN 3-89649-089-3

Zeev Milo, Im Satellitenstaat Kroatien - Eine Odyssee des Überlebens 1941-1945. Konstanz 2002, 256 Seiten, 26,- €. ISBN 3-89649-809-6

5.5. Lettland / Latvia

Max Kaufmann, Churbn Lettland - Die Vernichtung der Juden Lettlands. (Reprint zum Gedenken an Max Kaufmann) Konstanz 1999, 579 Seiten, 34,77 €. ISBN 3-89649-396-5

Basja Zin, Wie ein grauenhafter Traum - Jüdische Schicksale in Lettland 1941-1945. Konstanz 1998, 48 Seiten, 10,12 €. ISBN 3-89649-363-9

5.6. Litauen / Lithuania

Grigorijus Smoliakovas, Die Nacht die Jahre dauerte - Ein jüdisches Überlebenschicksal in Litauen 1941-1945. Mit einer Dokumentation. Konstanz 1992, 223 Seiten, 20,35 €. ISBN 3-89191-557-8: **Vergriffen!**

Leo Lewinson, Der unvergängliche Schmerz - Zum Leben und Leiden der litauischen Juden. Ein persönlicher Bericht 1920-1945. Konstanz 2001, 82 Seiten, 16,- €. ISBN 3-89649-673-5

5.7. In und aus den Niederlanden / In and from the Netherlands

Felix Hermann Oestreicher, Ein jüdischer Arzt-Kalender - Durch Westerbork und Bergen-Belsen nach Tröbitz. Konzentrationslager-Tagebuch 1943-1945. Hrsg. von Maria Goudsblom-Oestreicher u. Erhard Roy Wiehn. Konstanz 2000, 288 Seiten, 20,35 €. ISBN 3-89649-411-2

5.8. Österreich / Austria

Grete Beck-Klein, Was sonst vergessen wird - Von Wien nach Schanghai, England und Minsk. Jüdische Schicksale 1918-1996. Konstanz 1997, 114 S., 13,70 €. ISBN 3-89649-172-5

Erwin Rath, Glück im Unglück – Von Österreich durch Rumänien, England, Bolivien und Argentinien nach Israel. Konstanz 2006; 56 Seite, 9,80 €. ISBN 3-86628-083-1

5.9. Polen / Poland

Josef Goldkorn, Im Kampf ums Überleben - Jüdische Schicksale in Polen 1939-1945. Konstanz 1996, 180 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89649-005-2

Joachim Kalter, Eine jüdische Odyssee/A Jewish Odyssey - Von Leipzig nach Polen abgeschoben und deutsche Lager überlebt. Ein Bericht / Deportation from Leipzig to Poland and Survival in German Camps. A Report 1938-1946. Vorwort von / Preface by Edgar Hilsenrath. Konstanz 1997, 142 Seiten, 16,36 €. ISBN 3-89649-161-X

Leah Shinar, Wie ein Becher Tränen - Jüdische Familiengeschichten aus Krakau. Leben und Leiden in Polen 1939-1945. Konstanz 1999, 124 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89649-388-4

Jeanne Levy-Rosenberg, Durch die Hölle - Von Holland durch Auschwitz-Birkenau, Ravensbrück, Malchow, Taucha, zurück und nach Israel 1944-1949. Konstanz 2000, 158 Seiten, 17,38 €. ISBN 3-89649-410-4

Inka Wajsbort, Im Angesicht des Todes - Von Chorzów über Zawiercie, Tarnowitz, Tschenstochau durch Auschwitz nach Malchow und Oschatz. Jüdische Schicksale in Oberschlesien 1939-1945. Konstanz 2000, 236 Seiten, 20,45 €. ISBN 3-89649-513-5

Nava Ruda, Zum ewigen Andenken - Erinnerungen eines Mädchens aus dem Ghetto Lwow [Lemberg/Lviv]. Jüdische Familiengeschichte 1899-1999. Aus dem Hebräischen von Avri Salamon. Konstanz 2000, 66 Seiten, 12,68 €. ISBN 3-89649-526-7

Anna Cwiakowska, Verstecken vor dem Tod - Retter und Rettung jüdischen Lebens in Polen 1939-1945. Konstanz 2003, 70 Seiten, 7,50 €. ISBN 3-89649-845-2

Bronislaw Erlich, Ein Überlebender berichtet – Von Warschau durch das KZ Wolkowysk und nach Fluchtversuchen als Zwangsarbeiter in Deutschland, dann von Polen nach Israel, Deutschland und in die Schweiz. Konstanz (Mai) 2007, 110 Seiten, 12,50 €. ISBN 3-86628-141-2: Neu!

5.10. In und aus Rumänien incl. Bukowina / In and from Romania

Sonja Palty, Jenseits des Dnjestr - Jüdische Deportationsschicksale aus Bukarest in Transnistrien 1942-1943. Konstanz 1995, 233 Seiten, 19,43 €. ISBN 3-89191-868-2

Klara Schächter, Woss ich hob durchgelebt - Was ich durchgemacht habe. Brief einer Jüdin aus der Bukowina, verfaßt in Transnistrien 1943. Jiddisch u. deutsch. Aus dem Jidd. u. eingel. V. Othmar Andréé. Konstanz 1996, 133 Seiten, 12,68 €. ISBN 3-89649-078-8

Mali Chaimowitsch-Hirsch, Kindheit und Jugend im Schatten der Schoáh - Jüdische Schicksale aus der Bukowina 1928-1990. Konstanz 1999, 61 Seiten, 13,29 €. ISBN 3-89649-442-2

Bernhard u. *Laura Horowitz mit Edith Pomeranz*, Stimmen der Nacht - Gedichte aus der Deportation in Transnistrien 1941-1944. Vorwort Andrei Corbea-Hoişie u.a. Konstanz 2000, 84 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89649-546-1

Andrei Voinea, Sanduhr aus Steinen - Jüdische Zwangsarbeiter in Rumänien 1940-1944. Aus dem Rumänischen von Mirjam Bercovici-Korber. Mit einem Beitrag von William Totok: Der revisionistische Diskurs. Mit umfangreicher Bibliographie. Konstanz 2000, 140 Seiten, 17,38 €. ISBN 3-89649-605-0

Emil Wenkert, Czernowitzer Schicksale - Vom Ghetto nach Transnistrien deportiert. Jüdische Schicksale 1941-1944. Konstanz 2001, 36 Seiten, 12,50 €. ISBN 3-89649-675-1

Jacob Melzer, Jankos Reise - Von Czernowitz durch die transnistrische Verbannung nach Israel 1941-1946. Konstanz 2001, 222 Seiten, 22,70 €. ISBN 3-89649-674-3

Jacques Zwieback, Der Todeszug von Iaşi 1941 - Ein Überlebender des größten Pogroms in Rumänien erinnert sich. Aus dem Rumänischen von Kathrin Lauer. Konstanz 2003, 99 Seiten, 22,00 €. ISBN 3-89649-804-5

Jewgenija Finkel u. Markus Winkler, Juden aus Czernowitz - Ghetto, Deportation, Vernichtung 1941-1944. Überlebende berichten. Aus dem Russischen von Kateryna Stetsevyeh. Konstanz 2004, 124 Seiten, 16,80 €. ISBN 3-89649-892-4

Geza Kornis, Überlebt durch Solidarität - KZ Wapniarka, Ghetto Olgopol in Transnistrien, Arbeitslager in Rumänien. Ein Zeitzeugenbericht. Konstanz 2004, 42 Seiten, 9,80 €. ISBN 3-89649-918-1

5.11. Sowjetunion / Soviet Union

Bronia Davidson-Rosenblatt, Keine Zeit für Abschied - Von Polen durch den Ural nach Samarkand und zurück bis Amsterdam. Jüdische Schicksale 1939-1956. Aus dem Niederländischen von Anneliese Nassuth. Konstanz 2000, 102 S., 14,32 €. ISBN 3-89649-528-3

Richard Moschkowitz, Ich nenn mich einen "deutschen Dichter" - Von Bielitz-Bielsko durch Sibirien nach Buchara. Verse und Zeichnungen. Konstanz 2005, 106 Seiten. ISBN 3-86628-039-4

Siehe auch die Schriften von Margit Bartfeld-Feller, Sassona Dachlika und Mark Ettinger unter Jüdische Biographien (3.3.)!

5.12. In und aus Tschechien und der Slowakei / In and from Czechia and Slovakia

Jan Wiener, Immer gegen den Strom - Ein jüdisches Überlebensschicksal aus Prag 1939-1950. Konstanz 1992, 144 Seiten, 16,36 €. ISBN 3-89191-571-3

Ruth Felix, Diese Hölle überlebt - Ein jüdisches Familienschicksal aus Mähren 1924-1994. Konstanz 1995, 110 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89191-950-6 (auch Tschechisch)

Eitan Porat, Stimme der toten Kinder - Von den Karpaten durch Auschwitz, Nordhausen und Bergen-Belsen nach Israel 1928-1996. Konstanz 1996, 88 S., 12,68 €. ISBN 3-89649-056-7

Eitan Porat, Voice of the dead children - From the Carpathian Mountains via Auschwitz and Bergen-Belsen to Israel 1928-1996 (englisch von James Stuart Brice u. hebräisch). Konstanz 1997, 92/63 (155) Seiten/pages, 14,32 €. ISBN 3-89649-123-7: **Vergriffen!**

Pavel Stránský, Als Boten der Opfer - Von Prag durch Theresienstadt, Auschwitz, Schwarzeide und zurück. Tschechisch-jüdische Schicksale 1939-1997. Konstanz 1997, 51 Seiten, 10,- €. ISBN 3-89649-683-2

Miloš Pick, Verstehen und nicht vergessen - Durch Theresienstadt, Auschwitz und Buchenwald-Meuselwitz. Jüdische Schicksale in Böhmen 1939-1945. Konstanz 2000, 90 Seiten, 15,34 €. ISBN 3-89649-544-5

Edith Ernst-Drori, Des Lebensrechts beraubt - Drei Jahre im Untergrund. Jüdische Schicksale in der Slowakei 1942-1945. Konstanz 2000, 216 Seiten, 20,45 €. ISBN 3-89649-529-1

Harold Saunders, Zeugnis geben - Von Bratislava durch Auschwitz-Birkenau ins Lager Gleiwitz I und zurück 1938-1945. Konstanz 2001, 120 Seiten, 17,- €. ISBN 3-89649-676-X

Peter Erben, Auf eigenen Spuren - Von Mährisch Ostrau über Brünn durch Theresienstadt nach Auschwitz, Mauthausen, Gusen III und zurück nach Israel. Konstanz 2001, 133 Seiten, 21,30 €. ISBN 3-89649-677-8

Helena Srubar, Eine schreckliche Zeit - Tschechisch-jüdische Überlebensgeschichten. Konstanz 2001, 180 Seiten, 24,80 €. ISBN 3-89649-719-7

Heinz J. Herrmann, Mein Kampf gegen die Endlösung - Von Troppau und Proßnitz durch Theresienstadt, Auschwitz-Birkenau und Dachau nach Israel. Konstanz 2002, 124 Seiten, 19,80 €. ISBN 3-89649-758-8

Hans Munk, Theresienstadt in Bildern und Reimen. Kommentiert von Jehuda Manor alias Peter Munk. (43 Aquarelle, viele Fotos) Konstanz 2004, 195 S., 24,80 €. ISBN 3-89649-920-3

5.13. In und aus der Ukraine / In and from the Ukraine

Dawid Budnik/Jakow Kaper, Nichts ist vergessen/Nothing is Forgotten - Jüdische Schicksale in Kiew/Jewish Fate in Kiev 1941-1943. (Deutsch, Englisch, Russisch) Kiew u. Konstanz 1993, 317 Seiten, 6,14 €. ISBN 3-89191-666-3

Klara Schächter, Woss ich hob durchgelebt - Was ich durchgemacht habe. Brief einer Jüdin aus der Bukowina, verfaßt in Transnistrien 1943. Jiddisch und Deutsch. Aus dem Jiddischen und eingeleitet von Othmar Andréé. Konstanz 1996, 133 S., 12,68 €. ISBN 3-89649-078-8

Mali Chaimowitsch-Hirsch, Kindheit und Jugend im Schatten der Schoáh - Jüdische Schicksale aus der Bukowina 1928-1990. Konstanz 1999, 61 Seiten, 13,29 €. ISBN 3-89649-442-2

Bernhard u. *Laura Horowitz mit Edith Pomeranz*, Stimmen der Nacht - Gedichte aus der Deportation in Transnistrien 1941-1944. Vorwort Andrei Corbea-Hoişie u.a. Konstanz 2000, 84 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89649-546-1

Emil Wenkert, Czernowitzer Schicksale - Vom Ghetto nach Transnistrien deportiert. Jüdische Schicksale 1941-1944. Konstanz 2001, 36 Seiten, 12,50 €. ISBN 3-89649-675-1

Jacob Melzer, Jankos Reise - Von Czernowitz durch die transnistrische Verbannung nach Israel 1941-1946. Konstanz 2001, 222 Seiten, 22,70 €. ISBN 3-89649-674-3

Jewgenija Finkel u. Markus Winkler, Juden aus Czernowitz - Ghetto, Deportation, Vernichtung 1941-1944. Überlebende berichten. Aus dem Russischen von Kateryna Stetsevych. Konstanz 2004, 124 Seiten, 16,80 €. ISBN 3-89649-892-4

5.14. In und aus Ungarn / In and from Hungary

David Guttmann, Schwierige Heimkehr - Leben und Leiden in Ungarn, dann auf der 'Exodus' und zurück über Bergen-Belsen nach Tel Aviv. Jüdische Schicksale 1944-1948. Konstanz 1997, 128 Seiten, 14,83 €. ISBN 3-89649-218-7

Klára Rajk, Den Kampfgeist nie verloren - Jüdische Schicksale in Ungarn. Aus dem Englischen von Marie-Elisabeth Rehn. Konstanz 2000, 74 S., 14,83 €. ISBN 3-89649-545-3

Ioan Gottlieb, Euch werde ich's noch zeigen – Vom Ghetto Baia Mare durch Auschwitz, Mauthausen, Melk und zurück 1929-1945. Konstanz 2006. ISBN 3-86628-078-5

Zelma Klein, Mein Zeugnis als Warnung – Aus einem normalen Leben durch das ungarische Ghetto Nagyvárad, Auschwitz-Birkenau, Bergen-Belsen, Geisenheim am Rhein und andere Lager bis zur Befreiung bei Iffeldorf, dann über Ungarn und die Tschechoslowakei nach Israel. Bearbeitet von Harald Roth. Konstanz 2006, 150 Seiten, 18 €. ISBN 3-86628-081-5

Pál Markovits, Stets bei Verstand sein – Kindheit, Jugend und Arbeitsdienst in Ungarn, Zwangsarbeit und Flucht in Jugoslawien, Schutz bei den Tschetniks sowie Tierarzt bei

den Partisanen und in der jugoslawischen Befreiungsarmee. Konstanz (Dezember) 2006, 96 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-86628-105-6

[Dazu: Pál Markovits, Aus meinem Forscherleben – Nach Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg von der Tiermedizin über Impfstoffe und Gewebezucht zur Viren- und AIDS-Forschung in Frankreich und den Vereinigten Staaten 1945-2005. Konstanz (Mai, Hartung-Gorre Verlag, Konstanz) 2007, 140 Seiten, 18 €. ISBN 2-86628-131-5: Neu!

Istvan Kadar et al., Zwangsarbeit, Todesmarsch, Massenmord – Erinnerungen überlebender ungarischer Zwangsarbeiter des Kupferbergwerkes Bor in Jugoslawien 1943-1944. Einleitung von Szabolcs Szita. Aus dem Ungarischen von Judit Polgár und Lídia Gál. Unter Mitarbeit von Klara Strompf. Konstanz (März) 2007, 163 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-86628-129-3: Neu!

Klara Strompf, Ungarische Jüdinnen im KZ Walldorf – Sklavenarbeit beim Bau der Rollbahn des Flughafens Frankfurt am Main August bis November 1944. Konstanz 2007. ISBN 3-86628-155-2: In Vorbereitung!

5.15. In und aus verschiedenen Ländern / In and from different countries

Brigitte Pimpl u. Erhard Roy Wiehn (Hg.): Was für eine Welt - Jüdische Kindheit und Jugend in Europa 1933-1945. Konstanz 1995, 171 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89191-816-X

(Einige Schriften auch in arabisch englisch, französisch, griechisch, hebräisch (ivrit), jiddisch, kroatisch, rumänisch, russisch, slowakisch, spanisch, tschechisch, ungarisch)

6. Schoáhrelevante Schriften / Books related to the Shoáh herausgegeben von / edited by Erhard Roy Wiehn & Horst Baier

Eberhard Heyken, Die deutsch-ukrainischen Beziehungen - gestern, heute und morgen: auf dem Weg nach Europa. Band 57, Konstanz 2001, 34 Seiten, 7,85 €. ISBN 3-89649-699-9

Władysław Bartoszewski, Die deutsch-polnischen Beziehungen - gestern, heute und morgen. Ein Vortrag an der Universität Konstanz 2002. Konstanz 2002, 27 Seiten, 9,80 €. ISBN 3-89649-818-5 (*Konstanzer Schriften zur Sozialwissenschaft, Band 61, Hartung-Gorre Verlag Konstanz*)

7. Konstanzer Schriften zur Schoáh und Judaica (von jungen WissenschaftlerInnen / by young scholars), herausgegeben von / ed. by Erhard Roy Wiehn

1 Matthias Messmer, Die Judenfrage in der Sowjetunion - Ideologische Voraussetzungen und politische Realität 1953-1985. Mit einem Vorwort von Felix Philipp Ingold. Konstanz 1992, 102 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89191-594-2

- 2 Markus A. Weingardt, Deutsch-israelische Beziehungen - Zur Genese bilateraler Verträge. Konstanz 1997, 195 Seiten, 24,54 €. ISBN 3-89649-104-0
- 3 Matthias Messmer, Sowjetischer und postkommunistischer Antisemitismus - Entwicklungen in Rußland, der Ukraine und Litauen. Mit einem Vorwort von Walter Laqueur. Konstanz 1997, 533 Seiten, 36,81 €. ISBN 3-89649-159-8
- 4 Stefan Baumeister, NS-Führungskader - Rekrutierung und Ausbildung bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs 1933-1939. Konstanz 1997, 118 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89649-160-1
- 5 Axel Meier, Die kaiserliche Palästina-reise 1898 - Theodor Herzl, Großherzog Friedrich I. von Baden und ein deutsches Protektorat in Palästina. Konstanz 1998, 122 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89649-331-0: **Vergriffen!**
- 6 Stefan Glenz, Judenbilder in der deutschen Literatur - Eine Inhaltsanalyse völkisch-national-konservativer und nationalsozialistischer Romane 1890-1945. Konstanz 1999, 148 Seiten, 16,36 €. ISBN 3-89649-483-X
- 7 *Nina Klein*, Die polnische Erinnerung an Auschwitz. Am Beispiel des staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau. Vorwort von Aleida Assmann. Konstanz 1999, 130 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89649-409-0
- 8 *Lucie Ondrichová*, Fredy Hirsch - Von Aachen über Düsseldorf und Frankfurt am Main durch Theresienstadt nach Auschwitz. Eine jüdische Biographie 1916-1944. Konstanz 2000, 104 Seiten, 11,25 €. ISBN 3-89649-593-3: **Vergriffen!**
- 9 Stefan Baumeister, Zur Organisation und Realisation der Schoah - Rechtliche, institutionelle, organisatorische und verwaltungstechnische Voraussetzungen des Massenmords an den europäischen Juden. Konstanz 2001, 528 Seiten, 38,60 €. ISBN 3-89649-678-6
- 10 Volker Boch, Berlin 1936 - Die Olympischen Spiele in Berlin 1936 unter Berücksichtigung des jüdischen Sports. Konstanz 2002, 102 Seiten, 12,40 €. ISBN 3-89649-819-3
- 11 *Mirjam Moltrecht*, Dr. med. Lucia Frey - Eine Ärztin aus Lwów 1889-1942. Rekonstruktion eines Lebens. Zur bleibenden Erinnerung. Konstanz 2004, 110 Seiten, 12,80 €. ISBN 3-89649-934-3
- 12 Heinz Kapp, Revolutionäre jüdischer Herkunft in Europa 1848/49. Konstanz (November) 2006, 649 Seiten. ISBN 3-86628-092-0

8. Fiction

Sami Scharon, Operation 'Babylon' – Warum im Irak keine Atomwaffen gefunden wurde. Eine fiktive Aktion des Mossad. Konstanz 2004, 284 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-89649-944-0

9. Romane /Novels

Zsuzsa F. *Várkonyi*, Für wen du lebst – Ein Mädchenroman aus Männerzeiten. Konstanz 2005, 224 Seiten, 16,80 €. ISBN 3-89649-968-8

10. Gedichte uns Reime

Bernhard u. *Laura Horowitz mit Edith Pomeranz*, Stimmen der Nacht - Gedichte aus der Deportation in Transnistrien 1941-1944. Vorworte von Andrei Corbea-Hoisie u.a. Konstanz 2000, 84 Seiten, 14,32 €. ISBN 3-89649-546-1

Hans Munk, Theresienstadt in Bildern und Reimen. Kommentiert von Jehuda Manor alias Peter Munk. (43 Aquarelle, viele Fotos) Konstanz 2004, 195 Seiten, 24,80 €. ISBN 3-89649-920-3

Richard Moschkowitz, Ich nenn mich einen "deutschen Dichter" – Von Bielitz-Bielsko durch Sibirien nach Buchara. Verse und Zeichnungen. Konstanz (Januar) 2006, 106 Seiten, 14,80 €. ISBN 3-86628-039-4

Martin Roemer, Siebzig Gedichte zur Schoáh. Konstanz (September) 2007. ISBN 3-86628-166-8

11. Weitere Schriften von / Other Publications by Erhard Roy Wiehn

Ungleichheit unter Menschen als soziologisches Problem. Konstanzer Universitätsreden Nr. 61, hrsg. v. Gerhard Hess. *Universitätsverlag*. Konstanz 1973, 63 S. ISBN 3-87940-071-7

Kaiserslautern - Leben in einer pfälzischen Stadt. *Meininger Verlag*. Neustadt/Weinstraße 1982, 1056 Seiten, darin jüdisches Leben in Kaiserslautern. ISBN 3-87524-024-3

Erhard Roy Wiehn (Hg.), 1984 und danach - Utopie, Realität, Perspektiven. Beiträge zum 'Orwell-Jahr' von Horst Baier, Helmut Dahmer, Eduard Goldstücker, Detlef Kantowsky, Hans Mayer, Wilhelm Voßkamp. *Universitätsverlag*. Konstanz 1984, 148 Seiten. ISBN 3-89940-264-7

Gesammelte Schriften zur Soziologie I. *Hartung-Gorre Verlag*. Konstanz 1986, 762 Seiten, 29,65 €. ISBN 3-89191-037-1

Gesammelte Schriften zur Soziologie II. *Hartung-Gorre Verlag*. Konstanz 1987, 798 Seiten, 31,70 €. ISBN 3-89191-142-4

Avital Gasith & Roy Wiehn (Eds.), *On the Future of Water - A joint Konstanz University - Tel Aviv University Workshop on Water as a Limited Resource*. Tel Aviv March 24 - 28, 1996. *Hartung-Gorre Verlag*. Konstanz 1997, 168 Seiten, 19,43 €. ISBN 3-89649-117-2*

"The Shoah of Kiev Babi Yar", in: *Studia et Acta Historiae Iudeorum Romaniae*, VII Bukarest 2002, S. 267-312.

"Zur unsichtbaren Grenze zwischen Juden und Nichtjuden - Grenzerfahrung als Herausforderung, Zumutung und Chance", in: Hans Erler (Hg.), *Erinnern und Verstehen - Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen*. Frankfurt u. New York 2003, S. 67-74.

"Erinnern für die Zukunft", in: Hans Erler Hg.), *Erinnern und Verstehen - Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen*. Frankfurt u. New York 2003, S. 116-125

"Unvergleichlich faszinierend - Zur Geschichte des jüdischen Volkes", in: Sami Scharon, *Hebräer - Juden - Israelis. Zur Entwicklung eines Volkes - Mehr als 3000 Jahre Geschichte neu erzählt*. Konstanz 2003, S. 11-14

"Jüdische Geschichte und jüdisches Schicksal", in: Elke Brederbeck, *Menschen jüdischer Herkunft - Selbstbilder aus St. Petersburg, Vilnius und Berlin*. Konstanz 2004, S. 9-16.

"Jüdische Eliten in Rumänien", in: Iulia Deleanu, *Leben für andere - Jüdische Porträts aus Rumänien*. Konstanz 2004, S. 21-25.

"Eine Hommage für jüdische Frauen in der bildenden Kunst", in Hedwig Brenner, *Jüdische Frauen in der bildenden Kunst II*. Konstanz 2004, S. 13-17.

"Die Vorhülle von Theresienstadt", in Hans Munk, *Theresienstadt in Bildern und Reinem*. Konstanz 2004, S. 7-14.

"Gegen Knechtschaft und Gefangenschaft", in: Lesja Ukrainka, *Judaica – Babylonische Gefangenschaft und andere Gedichte*. Konstanz 2005, S. 98-98..

"Zur Schoáh in Ungarn und verdichteten Spätfolgen", in: Zsuzsa F. Várkonyi, *Für wen du lebst*. Konstanz 2005, S. 221-223.

"Von dort bis heute", in: Margit Bartfeld-Feller, *Unverloren – Weitere Geschichten aus Czernowitz und aus der sibirischen Verbannung*. Konstanz 2005, S. 17-20.

"Ein außergewöhnliche Frau und ein Mann seiner Zeit", in: Friederika Richter, Berta Camilla Sarah Hartlieb – *Zum Leben einer außergewöhnlichen Wiener Jüdin und Wladimir von Hartlieb*. Konstanz 2006, S. 11-15.

"Hommage für eine außergewöhnliche Journalistin", in: Alice Schwarz-Gardos, *Zeitzeugnisse aus Israel – Gesammelte Beiträge der Chefredakteurin der 'Israel Nachrichten'*. Zum 90. Geburtstag der Autorin herausgegeben von Erhard Roy Wiehn. Konstanz 2006, S. 9-14.

"Die heilige Pflicht zu berichten", in: Zwi Helmut Steinitz, *Als Junge durch die Hölle des Holocaust*. Konstanz 2006, S. 11-14.

"Beiträge zur Geschichte Israels", in: Alice Schwarz-Gardos, Weitere Zeitzeugnisse aus Israel – Gesammelte Beiträge der Chefredakteurin der 'Israel Nachrichten'. Konstanz 2006, S. 11-14.

"Ein unkonventionelles Lexikon", in: Hedwig Brenner, Jüdische Frauen in der bildenden Kunst III. Konstanz 2007, S. 11-13.

12. Schriften weiterer Autorinnen und Autoren im Hartung-Gorre Verlag Konstanz / Books by Other Authors, Hartung-Gorre Publishers

Wenda Focke, Barfuß nach Oudenaarde - Briefe an Jean Améry. Konstanz 1984, 188 Seiten, 12,78 €. ISBN 3-923200-30-7; diess. Begegnung: Herta Seidemann Psychiaterin-Neurologin 1900-1984. Konstanz 1986, 276 Seiten, 17,90 €. ISBN 3-89191-073-8

Jacques Picard, Berthold Rothschild, Walter Schmid, Michael Kohn: Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Antisemitismus. 1991, 74 Seiten, 6,14 €. ISBN 3-89191-470-9

Paul Mühsam: Mein Weg zu mir. Aus Tagebüchern. 1992, 252 Seiten, 17,90 €. ISBN 3-89191-535-7

Gertrude Schneider (Ed.), The Unfinished Road - Jewish Survivors of Latvia Look Back. New York 1991, 207 pages/Seiten, 24,54 €, c/o Hartung-Gorre Verlag. ISBN 3-89649-431-7

Gerson Goldschmidt, Am seidenen Faden (Von Lübeck durch Belgien nach Südfrankreich und zurück nach Belgien - Jüdische Schicksale 1933-1945. [Niederländisch] Antwerpen 1997; [deutsch] Zürich 1997). 165 Seiten, 10,23 €. ISBN 3-89649-508-9

Oscar Schneider (Hg.), Der Löwenbrunnen zu Jerusalem von Gernot und Barbara Rumpf. Fotos Hans Günther Hausen. Kaiserslautern und Konstanz. 29,65 €. ISBN 3-89649-518-6

Andrei Corbea-Hoişie (Hg.), Paul Celan - Biographie und Interpretation. Bukarest u. Konstanz 2000, 235 Seiten, 29,65 €. ISBN 3-89649-578-X

Andrei Corbea-Hoişie, George Guţu, Martin Hainz (Hg.), Stundenwechsel - Neue Perspektiven zu Alfred Margul-Sperber, Rose Ausländer, Paul Celan, Immanuel Weissglas (Jassyer Beiträge zur Germanistik IX. Iaşi u. Konstanz 2002, 491 Seiten, 39,90 €. ISBN 3-89649-796-0

Friederike Mager-Beck, Kurt Tohermes (Hg.), Die vierte Träne. Konstanz 2002, 212 Seiten, 12,-- €. ISBN 3-89649-796-0

Helena Schwarcz-Horovitz, Ein Hering für zwei Zigaretten – Erinnerungen einer Holocaust-Überlebenden an die Deportation der ungarischen Juden nach Strassdorf, an die Arbeitslager in Wien und die Todesmärsche durch Österreich. Konstanz 2006, 208 Seiten. ISBN 3-86628-079-3

13. Horst Baier und Erhard Roy Wiehn (Hg.), *Konstanzer Schriften zur Sozialwissenschaft im Hartung-Gorre Verlag Konstanz*, seit 1989 mehr als 70 Titel, darunter:

Angelika Haas, Thorsten Berndt, Lars Dommermuth et al., Studierende türkischer Herkunft an der Universität Konstanz. Vorwort von Ekin Deligöz. Band 48, Konstanz 1998, 103 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89649-336-1

Sandra Bartsch, Burak Gümüs, *Türkan Türetken-Simic* et al., Studierende türkischer Herkunft an der Universität Konstanz II. Bd 56. Konstanz 2000, 137 S., 15,24 €. ISBN 3-89649-619-0

Ekin Deligöz, Ausländer zwischen Integration und Segregation. Am Beispiel der türkischen Bevölkerung in Konstanz. Bd. 50, Konstanz 1999, 107 Seiten, 15,24 €. ISBN 3-89649-366-3

Burak Gümüs, Türkische Aleviten - Vom Osmanischen Reich bis zur heutigen Türkei. Band 50. Konstanz 2001, 262 Seiten, 16,36 €. ISBN 3-89649-752-9

Burak Gümüs, *Die Wiederkehr des Alevitentums in der Türkei und in Deutschland*. (Diss.) Band 73. Konstanz (Februar) 2007, 410 Seiten. ISBN 3-86628-128-8: Neu!

Haki Gürtas, Mythen und Rituale des Alevitentums – Zur Religionssoziologie einer Glaubensgemeinschaft im Nahen Osten. Band 67. ISBN 3-86628-014-9

Bernhard Schäfers u. Justin Stagl (Hg.), Kultur und Religion, Institutionen und Charisma im Zivilisationsprozess. Festschrift für Wolfgang Lipp. Band 65. ISBN 3-89649-966-1

Ina Findeisen, Integrationsförderung von Rußlanddeutschen – Eine soziologische Fallstudie. Band 68. Konstanz 2005. ISBN 3-86628-015-7

Jana Bürgers, Kosakenmythos und Nationsbildung in der postsowjetischen Ukraine. Konstanzer Schriften zur Sozialwissenschaft, Band 71, Konstanz 2006, 342 Seiten, 24,80 €. ISBN 3-86628-085-8

Prof. Dr. Drs. h.c. Erhard Roy Wiehn M.A. (a.D.) Fachbereich Geschichte und Soziologie, Universität Konstanz, D-78457 Konstanz; Fax 07531-883031; E-Mail: Erhard.Wiehn@uni-konstanz.de,

http://www.uni-konstanz.de/soziologie/judaica,http://www.uni-konstanz.de/judaica/kuenstlerinnen

Zu beziehen bei/can be ordered from

Verlagsbuchhandlung Hartung-Gorre

Säntisblick 26, D-78465 Konstanz, Germany - Telefon +49 (0)7533/97227 - Fax 97228

E-mail: Hartung.Gorre@t-online.de & verlag@hartung-gorre.de

oder durch den Buchhandel/or at your book shop!

http://www.hartung-gorre.de

Zwi Helmut Steinitz

**Vom Holocaust-Opfer
zum Blumenexport-Pionier**

**Von Posen durch das Krakauer Ghetto und deutsche KZs
nach Israel zum Gemüseanbau im Kibbuz und
zum israelischen Blumenexport
1927-2007**



**Herausgegeben von Erhard Roy Wiehn
Hartung-Gorre Verlag Konstanz**



1929 erlebte ein erwartungsvoller ABC-Schütze mit Namen Hans Flörsheim im hessischen Rotenburg an der Fulda seine Einschulung. Glückliche Umstände, sein Wagemut und seine Geistesgegenwart verhalfen ihm 1943/44 im vierten Anlauf zur Überquerung der Pyrenäen. Im Kibbuz Yakum, im heutigen Israel, fand er eine neue Heimat, die ihm in dem Land seiner Kindheit verwehrt war.

Der im Sommer 1944 in Spanien verfasste Bericht legt Zeugnis ab vom Mut eines Einzelnen, aber auch von gegenseitiger Unterstützung und der Hilfe Außenstehender.

Uns begegnet ein Verfolgter als aktiv Handelnder, nicht als bloßes Opfer von Vertreibungs- und Vernichtungspolitik.

Die Dokumente im Text und im Anhang zeigen die Verwurzelung und Einbindung der Familie des Autors samt deren Vorfahren in das Leben ihrer nordhessischen Heimat.